Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR
VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG
AUF DEM GEBIETE DER
INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

BEGRÜNDET VON A. KUHN

NEUE FOLGE / VEREINIGT MIT DEN

BEITRÄGEN ZUR KUNDE DER INDOGERMANISCHEN SPRACHEN

BEGRÜNDET VON A. BEZZENBERGER

HERAUSGEGEBEN VON

WILHELM SCHULZE UND **HANNS ŒRTEL**

55. BAND

GÖTTINGEN / VANDENHOECK & RUPRECHT / 1928

Digitized by Google

590679
P501
.Z4
v. 55

Druck von Hubert & Co. G. m. b. H. Göttingen

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
F. Brender, Lit. *tučtuojaũ* „sofort“	1
J. Loewenthal, Lat. *vesper*	4
W. Schulze, Zufall	5
F. Specht, Lateinisch-Griechische Miscellen	6
L. Spitzer, Zu dem Wandel „Augenbraue“ > „Rand“, „Furche“, „Gipfel“	23
H. Lewy, Griechische Etymologien	24
W. Schulze, Zur Blattfüllung	32
H. Jacobsohn, Nachträge zu dem Aufsatz *Σκυθικά*	33
Derselbe, Dodona	35
R. Loewe, Der Nominativ für den Vokativ im Indogermanischen	38
P. Kretschmer, Weiteres zur Urgeschichte der Inder	75
W. Schulze, Pephilemene	103
J. Wackernagel, Indoiranica	104
W. Schulze, Lat. *rostrum*	112
Derselbe, Gotica	113
Derselbe, Lit. *kudokiu*	137
E. Richter, Tabak trinken	138
W. Schulze, Ahd. *leffil*	149
Derselbe, *Ἰσμηνός*	149
H. Corrodi, Replik zur Frage der Impersonalia	150
E. Lewy, Arisch-Ugrisches	156
Beim Verlage oder der Redaktion eingegangene Bücher	159
F. Specht, Zu den altpreußischen Verbalformen auf *-ai, -ei, -sai, -sei*	161
Derselbe, Zur griechischen Enklise	184
M. Friedwagner, Densusianu, Ovid, Lat. *palor, Palatium, Pales*	197
R. Loewe, Der Nominativ für den Vokativ im Indogermanischen	199
A. Nehring, Zur Begriffsbestimmung des Satzes	238
H. Oertel, Zu LIV, S. 227, Z. 3—4	279
E. Koschmieder, Studien zum slavischen Verbalaspekt	280
H. Jacobsohn, Zwei arische Lehnwörter im Ostjakischen	304
W. Krause, Zu den lautlichen Typen got. *fugls, akrs*	312
W. Schulze, Kyren. *ἐμιαν*	313
F. Specht, Berichtigung	313
W. Krause, Register	314

3-4-52

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen

BEGRÜNDET VON A. KUHN

NEUE FOLGE / VEREINIGT MIT DEN
Beiträgen zur Kunde der Indogermanischen Sprachen
BEGRÜNDET VON A. BEZZENBERGER

HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM SCHULZE UND HANNS ŒRTEL

55. BAND
1./2. HEFT

1927
Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
F. Brender, Lit. *tučtnojaũ* „sofort“	1
J. Loewenthal, Lat. *vesper*	4
W. Schulze, Zufall	5
F. Specht, Lateinisch-Griechische Miscellen	6
L. Spitzer, Zu dem Wandel „Augenbraue“ > „Rand“, „Furche“, „Gipfel“	23
H. Lewy, Griechische Etymologien	24
W. Schulze, Zur Blattfüllung	32
H. Jacobsohn, Nachträge zu dem Aufsatz *Σκυθικά*	33
Derselbe, Dodona	35
R. Loewe, Der Nominativ für den Vokativ im Indogermanischen	38
P. Kretschmer, Weiteres zur Urgeschichte der Inder	75
W. Schulze, Pephilemene	103
J. Wackernagel, Indoiranica	104
W. Schulze, Lat. *rostrum*	112
Derselbe, Gotica	113
Derselbe, Lit. *kudokio*	137
E. Richter, Tabak trinken	138
W. Schulze, Ahd. *leffil*	149
Derselbe, *Ἰομηνός*	149
H. Corrodi, Replik zur Frage der Impersonalia	150
E. Lewy, Arisch-Ugrisches	156
Beim Verlage oder der Redaktion eingegangene Bücher	159

Preis des Doppelheftes in der Reihe 6, einzeln 8 Goldmark. 41.—54. Bd. je 12 Goldmark.

Die Herausgabe hat für den 55. Band H. Oertel übernommen.

Beiträge, die allgemein sprachwissenschaftliche Fragen behandeln, oder die sich auf die asiatischen Indogermanen beziehen, wolle man an Prof. Dr. Hanns Oertel, München, Pienzenauerstr. 36, solche, die den indogermanischen Sprachen Europas gewidmet sind, an Prof. Dr. W. Schulze, Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Straße 72, senden.

Zu den Niederschriften wolle man im allgemeinen lose Quartblätter verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, welche ein Herausgeber erbittet.

Göttinger Sammlung indogerm. Grammatiken und Wörterbücher:

Soeben ist erschienen:

Althochdeutsche Grammatik

Von

Josef Schatz

Professor an der Universität in Innsbruck

VIII, 352 S. gr. 8°. 1927. 12 RM., in Leinen geb. 14 RM.

Aus einem Brief von Herrn Professor Dr. Wilh. Schulze in Berlin: „Die ahd. Grammatik von Schatz wird sich, hoffe ich, bald als ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle germanistische Arbeit erweisen. Ich habe mich bei Stichproben überzeugt, daß man stets prompt und vortrefflich bedient wird, höre dasselbe auch von einem Schüler von mir, der bei seiner Dissertation öfters Anlaß hatte, Schatz mit unseren bisherigen Hilfsmittel zu vergleichen.“

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen

Digitized by Google

Lit. *tučtuojaũ* „sofort".

Diese Form ist mir sowohl in der Lektüre, und zwar des öfteren bei Žemaitė, als auch in der gesprochenen Sprache begegnet. Nachträglich suchte und fand ich sie in Kurschats litauisch-deutschem Wörterbuch, freilich in etwas anderer Fassung: *tucztũj*. Durch den Zusammenhang, in dem das Wort vorzukommen pflegte, wurde mir klar, daß es gegenüber dem einfachen *tuojaũ* den Wortbegriff „sofort" verstärkt wiedergibt. *tučtuojaũ* ist also seiner Bedeutung nach ein verstärktes *tuojaũ*. Seiner Form nach jedoch ist es durchaus unaufgeklärt und rätselhaft. Oben nannte ich *tuojaũ* eine „einfache" Form; es erübrigt mir nun zu zeigen, wie *tučtuojaũ* eigentlich zu nennen ist. Denn mit der Feststellung seiner Bezeichnung ist im Grunde auch schon seine Erklärung gegeben.

Ist *tučtuojaũ* eine erweiterte, eine zusammengesetzte, eine reduplizierte Form? Zusammenrückung oder Zusammensetzung scheint ausgeschlossen zu sein, da ein selbständiges Wort oder ein Wortelement **tuč* m. W. weder existiert noch je existiert hat. Reduplikation kann eigentlich auch nicht angenommen werden, da eine wirklich reduplizierte Form **tutuojau* oder **tuotuojau* lauten müßte. Der Laut *č* macht diese Auffassung ganz unmöglich. Eine Art Übergangslaut kann er auch nicht darstellen. Alle die genannten Deutungsmöglichkeiten mußten abgelehnt werden. Und doch ist man lebhaft versucht, in diesem *tučtuojaũ* etwas Reduplikationsartiges zu sehen. Vielleicht dürfte man es vorerst am ehesten als „reduplikationsartig erweiterte Form" fassen. Übrigens würde das Moment der Begriffsverstärkung zur Annahme einer Art Reduplikation ganz gut passen.

Nun ist aber damit für das eigentliche Verständnis der Wortform noch nichts gewonnen. Ihre Struktur bleibt unerklärt und unerklärlich, solange sie isoliert betrachtet wird. Kurschat erklärt sie in seinem Wörterbuch allerdings als „Scherzwort". Das ist soviel wie keine Erklärung. Mir blieb die Sache dunkel, bis ich in meiner Žemaitėlektüre noch folgende Formen fand:

Digitized by Google

ŽR [1]) 21 *pičpilnáičiai* [2]) adv. „gedrängt voll".
ŽR 47 *vičviendítę* adj. acc. sg. fem. „ganz allein", „mutterseelenallein".
ŽR 46 *ničniēko* adv. „gar nichts", „rein nichts".
ŽR 100 *ničniēkas* pron. indef. „gar niemand".

In allen diesen Beispielen ist die Begriffsverstärkung analog der in *tučtuojaũ* festgestellten. Hinsichtlich der Struktur fühlt man sich in der Annahme einer Art Reduplikation durchaus bestärkt; denn überall treten in der „Vorsilbe" die beiden ersten Laute der „Grundform" auf. Aber auch das sonderbare *č* ist überall zu finden. Vor allem gilt es nun, dieses *č* zu deuten.

Zu seiner Deutung ist von keiner andern Form als von *ničniēko* auszugehen. Wofür hat man *nič-* zu halten? Der Umstand, daß es eine Verstärkung des *niēko* bewirkt, läßt an Formen wie *mãžmožiai* „Kleinigkeiten", *niēkniekiai* dass. oder an lat. *quisquīliae* „Abfall", „Kehricht" denken. Zudem gehören alle diese Wörter in ein und dieselbe Bedeutungskategorie hinein. Man ist vielleicht versucht zu fragen, ob *nič-* nicht letzten Endes auf *niek-* zurückzuführen sei. Wäre dem so, dann läge Negationsverdoppelung vor, etwas an sich nichts Unmögliches, und was die Begriffs-, in unserem Falle Negationsbegriffsverstärkung sehr gut erklären würde. Allein ich sehe keine Möglichkeit, *nič-* und *niek-* lautgesetzlich miteinander in Verbindung zu bringen.

Die Sache liegt anders. Mir scheint in *nič-* nicht mehr und nicht weniger als das litauisch ausgesprochene [3]) polnische *nic* „nichts" vorzuliegen. Bedenkt man, in welchem Verhältnis Polen und Litauer jahrhundertelang zueinander gestanden haben, so darf man es für selbstverständlich nehmen, daß der Litauer, mochte er der polnischen Sprache mächtig sein oder nicht, sich etwas darauf zugute tat, in seine Rede ab und zu einen polnischen Brocken fallen zu lassen. Die unverkennbare lautliche Ähnlichkeit zwischen **nič* und *niēko* mag weiterhin veranlaßt haben, daß dem polnischen und am Ende doch nicht gerade jedem Litauer geläufigen *nic* bezw. **nič* das es verstärkende und zugleich er-

[1]) Abkürzung für: Žemaitės Raštai I tomas A. Bulotos leidimas, Kaunas-Mariampolė 1924.

[2]) Vgl. Būga Kalba ir senovė I 217 Anm. 1. Eine Erklärung bietet Būga jedoch nicht.

[3]) Vgl. lit. *ũlyčia* und *ūlyčià* „Straße" aus wruss. bezw. poln. *ulica*; Fälle, wie lit. *traĩcė* „Dreieinigkeit", „Sonntag Trinitatis" aus poln. *trójca* fallen trotz ihres Widerspruchs nicht ins Gewicht.

Digitized by Google

klärend-übersetzende echtlitauische *niẽko* angefügt wurde. Die Verwendung des poln. *nic* bezw. **nič* im Munde von Litauern kann nicht anders als eine Art Mode aufgefaßt werden, die Einzelne aufgebracht haben. Die *nič*-Mode wurde durch eine *ničniẽko*-Mode abgelöst, welche solange Mode blieb, bis aus der Zusammenrückung der anfänglich gesonderten Bestandteile **nič* und *niẽko* ein einheitliches und einziges Wort *ničniẽko* geworden war; am Endpunkt dieser Entwicklung war auch der Selbständigkeits- und Fremdcharakter der Form dem Bewußtsein der Sprechenden entschwunden, oder vielmehr, weil er schwand, weil er vergessen wurde, war die Zusammenziehung der beiden Elemente zu einem Wortganzen möglich. Und nun, nach dem Abschluß dieses Prozesses, ist die in *ničniẽko* als solche empfundene Reduplikation analogisch auf Wörter ausgedehnt worden, die mit ihm in begrifflicher Beziehung standen; so zunächst auf *niẽkas* „niemand", von da aus etwa auf *vienas* „einer", „allein", schließlich auf die übrigen. Von begrifflicher Verwandtschaft aller dieser Wörter glaube ich sprechen zu dürfen, weil ihnen gemeinsam ist, etwas Absolutes, Extremes, eine Art Totalität zum Ausdruck zu bringen. Ergänzend kann ich hier bemerken, daß Kurschat in seinem Wörterbuch ein mir sonst noch nicht vorgekommenes *niczniẽkur* „durchaus nirgend" anführt. Das paßt ganz in die Bedeutungskategorie hinein, der *ničniẽko* usw. angehören.

Oben wurde ausgesprochen, daß von *ničniẽko* aus analogische Übertragung des in ihm steckenden Reduplikationsprinzipes stattgefunden habe. Aber auch andere Faktoren — natürlich in schwächerem Maße — mögen dabei von Einfluß gewesen sein. So gerade bei *vičvienáitis*. Der in *vienas* liegende Begriff des Alleinigen kann im Litauischen auch noch anders verstärkt werden und zwar mit Hilfe des adverbiellen *vìs*, welches für *visaĩ* „ganz und gar" stehen kann; z. B. Donal. Pav. linksm. 547 ed. Schleicher: *jùk negalì maitįtis vis vënais rëbumýnais* „Man kann sich doch nicht immer nur von Fettspeisen ernähren". Es muß zugegeben werden, daß ein *vìs vienas* die Begriffsverstärkung des zugrunde liegenden *vienas* in etwas anderer Färbung aufweist als *vičvienáitis*. Trotzdem kann das Vorkommen einer Wendung *vìs vienas* das Aufkommen eines klang- und bedeutungsähnlichen *vičvienas*[1]) in hohem Maße begünstigt haben.

Daß mit der Übernahme von poln. *nic* eigentlich nichts

[1]) Diese Form verzeichnet Kurschat in seinem Wörterbuch.

Digitized by Google

anderes stattgefunden hat als ein gewöhnlicher Entlehnungsprozeß, habe ich bereits versucht wahrscheinlich zu machen. Die Ansicht läßt sich aber auch noch durch eine Anzahl analoger Beispiele aus mehr als einer Sprache stützen. Sehr beliebt scheint die Entlehnung von Partikeln zu sein. Um zunächst beim Litauischen zu bleiben, brauche ich nur daran zu erinnern, daß in gewissen Mundarten die Bejahungspartikel *jo*[1]) lautet, also dem Deutschen direkt entnommen ist, wie das lettische gleichbedeutende *jà*. In einer von Krėvė Tauta ir Žodis III 411 mitgeteilten Daina (Nr. 68) findet sich *nîgdi* „niemals", das doch kaum etwas anderes als poln. *nigdy* sein kann. Die Rhätoromanen des Unterengadins verwenden in der Umgangssprache mit Vorliebe das deutsche *oder* statt des echtromanischen *o* „oder". Eine geradezu ideale Parallele zu *ničniẽko* jedoch bot sich mir in einer der litauischen Pasakos, die Cappeller IF 31, 430ff. mitteilt. Es handelt sich um folgende in Pasaka Nr. 3 vorkommende Stelle: *tai, bràce bróli, tai eina geraĩ važiŭ't* „Bruder, Bruder, das geht flott zum Fahren". Ganz wie bei *ničniẽko* sehen wir hier das polnische Wort vom bedeutungsgleichen und ähnlich klingenden litauischen begleitet. Nur sind die Schicksale von *bràce bróli* einer- und *ničniẽko* andererseits ganz verschiedene gewesen. *bràce bróli* war und blieb eine vereinzelte, wenig oder gar nie mehr wiederholte individuelle Schöpfung; *ničniẽko*, anfänglich auch nichts anderes als eine Augenblicksschöpfung, ist durch die stetig wiederholte Verwendung festes, unveräußerliches Sprachgut geworden. Nicht nur das; das von den Sprechenden in dieser Sprachform — wenn auch nur unbewußt — empfundene Bildungsprinzip (Anfügung einer reduplikationsartigen Vorsilbe zum Ausdruck der Begriffsverstärkung) hat sich geradezu produktiv formenbildend ausgewirkt und eine Reihe charakteristischer Bildungen ins Leben gerufen.

Kaunas (Kowno). Franz Brender.

Lat. *vesper*.

Nach J. Pokorny (Zs. f. celt. Philol. XV 377) ist cymr. *ucher* „Abend" = celt. **voicsero-* „die feuchtere Zeit", urverwandt mit armen. *gišer* „Nacht", lit. *Vieštovė Viešintà Viešmuõ*, Namen von Flüssen[2]).

[1]) Hier konnte ich leider den Akzent nicht feststellen.

[2]) Über lett. *viẽksts* „Wasserstrudel" vergleiche jedoch Gerullis, Die altpr. Ortsn. 201; über an. *veig* „starkes Getränk" Alf Torp, Nynorsk Et.

Digitized by Google

Man ist versucht, lit. *vākaras* „Abend“ abg. *večerъ* blg. dial. (Vinga) *uščer*[1]) auf ähnliche Weise zu deuten. Grundform wäre balt.-slav. **veskeras*[2]) = idg. **u̯eksero-s* „feuchtere Zeit“: zu gr. ὄσσαξ „Schamteil des Weibes“, oderslav. *Ukra* (später *Ukera*, jetzt die *Ücker*; fällt ins Stettiner Haff), poln. *Wkra* (r. zum Bug), serb. *Ukrina* (r. zur Sau), gall. *Wocara*, Name eines Flüsschens (jetzt Lohbach, l. zum Rhein)[3]).

Auch für lat. *vesper* gr. ἕσπερος kann eine Grundform **u̯epsero-s* „feuchtere Zeit“ wahrscheinlich gemacht werden: urverwandt abg. *veprъ* „Eber“ lett. *vepris* „Borg“, lit. *ùpė* „Fluß, Strom“, apr. *wupyan* „Wolke“, russ. *Vop* (r. zum Dnjepr) *Upa* (r. zur Oka), gall. *Saluxsia* (jetzt *Selzbach*, l. zur Sauer)[4]) = idg. **sal-upsiā* „Salz-Bach“.

Sonach wären idg. **u̯oiksero-s* **u̯epsero-s* **u̯eksero-s* „feuchtere Zeit“ Reimworte zu idg. **u̯ēseró-s* „hellere Zeit“ = ai. *vāsará-s* „Tag“ sowie zu idg. **u̯etsero-s* = ai. *vatsara-s* „Jahr“.

Berlin. John Loewenthal.

Zufall.

In O. Jespersens Erörterungen über den Slang (Mankind, Nation and Individual 150) lese ich den Satz: „We find that some particular word or expression of the normal language has grown trite, it is too well known, we are *sick* of it.“ Man könnte ungefähr dasselbe sagen mit den bekannten Worten des Kallimachos aus dem 28. Epigramm: σιχαίνω πάντα τὰ δημόσια. Engl. *sick* von dem Gefühl der Übelkeit und gr. σιχαίνειν stehen sich hier in Laut, Bedeutung und Art der Verwendung überraschend nahe und haben doch keinerlei geschichtlichen Zusammenhang. W. S.

Ordb. 854. Was den alten Namen der Weichsel **Vīstlā* (> lat. *Vistula*, s. Hanusz o. XXVIII 210) anlangt, wird man ihn hier ganz beiseite lassen müssen: er dürfte eigentlich der Sprache der illyr. *Venetes* entnommen sein, der ältesten idg. Weichselanwohner. Vielleicht hat venet. **Vīstlā* (vgl. N. Jokl, Eberts Reallex. I 90) illyr. *-st-* aus *-tt-*, dann idg. **u̯īttlā* „die im Bogen fließende“ zu gr. *εἰτέα* „Radfelge“ air. *féith* „fibra“ = gael. *féith* „a bog channel“ (Mac Bain, E.G.D.[2] 170). Vom Stamme *u̯eiĝ-* jedoch vielleicht gall. **Vicarā* (jetzt *Voire*, r. zur Aube [Holder, Altcelt. Spr. 3, 276]).

[1]) Miklosich, Et. Wb. 376. [2]) Vgl. A. Brückner, o. LI 223.
[3]) A. Holder, Altcelt. Spr. 3, 423. [4]) Derselbe ebenda 2, 1332.

Digitized by Google

Lateinisch-Griechische Miscellen.

1. *gluttire, glutto.*

In der Anthologia Latina von H. Meyer, Leipzig 1835, findet sich unter Nr. 1069 ein Gedicht mit der Überschrift *de rustico ebrio.* Riese hat es im 2. Bande seiner 1. Auflage nur in der Vorrede XLIV abgedruckt, weil er es für zu jung hält, in der 2. Auflage hat er es, soweit ich sehe, ganz übergangen. In dem Gedichte hat ein trunkner Bauer auf dem Heimweg einen Weinkrug zerschlagen. Der Wein fließt nun langsam heraus mit einem Geräusch, das der Dichter mit den Worten bezeichnet:

glut, glut murmurat unda sonans.

Er fährt dann aber fort:

Credit glutonem se rusticus inde vocari.
Dedecus inpositum noluit ergo pati.

Ob das Verdammungsurteil dieses Gedichtes von Riese zutrifft, vermag ich nicht zu entscheiden. Es tut im Grunde auch nichts zur Sache. Jedenfalls hat das naive Sprachempfinden des Dichters *glūto* und *glūtire* als onomatopoetische Ableitungen zur Interjektion *glut* gestellt, und diese Erklärung ist meines Erachtens richtiger als das, was sonst über das Wort geschrieben ist.

Die Schreibung schwankt zwischen *glūtire, glūto* und *gluttire glutto,* s. Lindsay-Nohl, Lat. Gramm. 134. Die neueren Herausgeber haben sich aber im wesentlichen für *gluttire, glutto* entschlossen, so Leo, Juv. 4, 28 oder Lindsay, Isid. 10, 114, vgl. auch Georges, Lexikon der lat. Wortformen. Kurzes *u* fordern auch die romanischen Sprachen. Nun stellt man heute *gluttire* zu einer Wurzel, die in lat. *gula,* ahd. *kela* vorliegt. Einerlei, ob man nun mit Person, Studien zu der Lehre von der Wurzelerweiterung 130 Erweiterung von der Schwundstufe dieser Wurzel *gl-* um ein *u* annimmt, oder in *gluttire* die Umstellung von *gul-* in *gula* sieht, das geminierte *tt* bleibt auf jeden Fall unerklärt. Wohl aber ist die Gemination sofort deutlich, wenn *gluttire* auf der Interjektion *glut* beruht. Es ist nämlich eine bekannte Eigentümlichkeit von Verben, die auf einer Interjektion aufgebaut sind, daß sie die inlautenden Konsonanten verdoppeln, vgl. auch Sommer, Lat. Gram.[2] 203. Ich entnehme den reichen Sammlungen W. Wackernagels, voces variae animantium folgende Beispiele: *gliccire, gannire, grunnire* (neben *grundire*), *hirrire, hinnire, miccire, trinnire, tetrinnire, barrire, garrire, croccire, buttire, glattire, minnire* für sonstiges *min-*

Digitized by Google

trire, mimirrire[1]); *quillare* (a. a. O. 51), *grillare, trissare, tittiare* (a. a. O. 58), *raccare.* Ebenso gehören hierher *tinnitare, faccilare* (a. a. O. 48), *soccitare, graccitare* (a. a. O. 50, Anth. Lat. 762$_{19}$), *caccinare* und *cacinnare* (a. a. O. 52), *caccabare, croccitare, tinnipare, trissitare, passitare, glottorare, blatterare, bratterare* (nach Riese Anth. Lat. 762$_{56}$), *glattilare* (Wackernagel a. a. O 62), *pippitare* (a. a. O. 64), *quirritare; cuccubire; cacillare, pipillare* (a. a. O. 55), *susurrare; cūcurrire, minurrire, friguttire, fritinnire,* wo das Verhältnis von etwa *κόκκυ* zu *cūcurrire* genau dem von *Μεννέας* zu *Μέννα* oder dem von *mamma, offa* zu *mamilla, ofella* entspricht, s. W. Schulze, Zur Geschichte lat. Eigennamen 520. Vergleiche auch Interjektionen, wie *kiwitt, rapp, krapp, klipp-klapp, wappdiwapp, wackdiwack, κικκαβαῦ, κόκκυ* u. a. Die Beispiele, die ich zumeist aus Wackernagels Buch zusammengetragen habe, lassen sich noch stark vermehren. Allerdings darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die Schreibungen meist normalisert sind. Die Überlieferung hat, was bei Interjektionen und deren Ableitungen begreiflich ist, alle möglichen Varianten[2]).

Noch eine zweite Erscheinung weist bei *gluttire* mit Sicherheit auf Ableitung von einer Interjektion. Zu *gluttire* gehört ksl. *poglъtati, poglъtiti,* Berneker, Slav. et. W. 309. Neben diesen Formen mit anlautendem *g* gibt es aber auch solche mit anlautendem *k*, wie čech. *klut,* poln. alt *kłtać'*, und dial. russ. *koltátь*, Berneker a. a. O. Wechsel zwischen anlautender Media und Tenuis gilt aber wieder für Interjektionen und deren Ableitungen. Ich führe wieder aus den Sammlungen W. Wackernagels und dem, was ich mir

[1]) Bei Wackernagel a. a. O. 106 *mimirrit hirundo.*

[2]) Auch in den verhältnismäßig wenigen Fällen, wo eine metrische Kontrolle für die Schreibung möglich ist, herrscht großes Schwanken. Ich führe aus der Anth. Lat. an: 730$_{8}$ *blăterat,* aber 733$_{17}$ *blatterat,* 762$_{56}$ *bratterat;* 733$_{12}$ *căcabat,* aber 762$_{19}$ *caccabat;* 730$_{5}$ *fĕlit,* aber 762$_{50}$ *fēlit;* 762$_{28}$ *crŏcitat,* 762$_{53}$ *crŏcitant;* 733$_{4}$ 762$_{30}$ *tittiare;* 762$_{60}$ *vāgiunt;* 762$_{17}$ *trŭcĭlat;* 733$_{13}$ *cŭcŭlus,* 762$_{35}$ *cŭcŭli, cŭcŭlant,* aber 762$_{40}$ *cūcubit,* 762$_{25}$ *cūcurrire* (vom Hahn), 762$_{55}$ *quirrĭtat,* 762$_{58}$ *mūgilant,* aber ib. $_{54}$ *mūgit,* 730$_{8}$ *mūgitu,* 762$_{49}$ *rūgiunt,* 730$_{1}$ *rūgitum* (vgl. auch Glotta XIV 109ff.). Für 730$_{6}$ *glātit,* 762$_{35}$ *frītĭnit,* 762$_{43}$ *bătit* empfiehlt sich Gemination zu schreiben. Auffällig bleibt 762$_{24}$ *lŭpit.* Abgesehen von den Verben für Tierstimmen sind sonst metrische Schwankungen in den betreffenden Versen sehr selten. Nur auslautendes *-ō* ist öfter gekürzt, und in der Hauptcaesur unter der Arsis ist kurzer Vokal gelegentlich gedehnt worden, wie 762$_{54}$ *mugĭt,* 762$_{20}$ *turtŭr,* 730$_{7}$ *sonāt,* allerdings auch bei vokalischem Auslaut, wie 730$_{8}$ *sociă,* 762$_{40}$ *lucifugā* (N. Sg.), 762$_{48}$ *cogentĕ* (Abl.). Sonst verstößt gegen die Regeln nur 762$_{39}$ (vielleicht auch 733$_{6}$) *cĭconia* und der Heptameter 762$_{58}$.

Digitized by Google

sonst notiert habe, an: *gak — kak, gigerigi — kikeriki, gugu — kuku, pink, pank — bink, bank, gagel — kakel* oder lat., wo in der handschriftlichen Überlieferung oft nebeneinander steht: *cucurrire — gugurrire, cuculare — guculare, crotolare — grotolare,* auch *clottorare — glottorare, clat(t)ire — glat(t)ire, crunnire — grunnire,* oder litauisch *karkù — gargù — kargù, kàkt — gàkt, kuzì — guzì, krìpšt — grìpšt, švàpt — žvàpt,* lett. *kic — g'ic* und vielfach in verbalen und nominalen Ableitungen, wie *karkúoti — kargúoti — gargúoti — gargĕti* usw.[1])

Nun stellt man aber allgemein zu *gluttire, glutto* lat. *ingluvies.* Aus irgend einer älteren Quelle hat es Paulus Diaconus in der Epitome des Festus aufgezeichnet, und es kann dort seiner ganzen Umgebung nach nur als Verbalabstraktum „Gefräßigkeit" gefaßt werden. Es würde also zu einem sonst nicht bekannten Verbum **ingluo* gehören. Ein solch erschlossenes **ingluo* kann weiter aus **inglug^{v}o* wie *fluo* aus **flug^{v}o* entstanden sein. Überträgt man diese Wortform in das Litauische, so ergibt das ein *įžlùgti* (auch mit palatalem *l* geschrieben), das „feucht werden, naß werden" heißt. Der Bedeutungsübergang vom „feucht werden" zum „essen" macht keine Schwierigkeiten. Über ihn hat Brückner, o. XLV, 102 ff. so überzeugend gehandelt, daß der Hinweis auf diese Stelle genügt.

Nun wird man weiter *ingluvies* von *gula* nicht trennen können und muß dann *žlùgti* in *žlu-g-ti* zerlegen. Derselbe Wechsel zwischen *lu* und *ul* liegt im lit. *žlùgti* gegenüber lett. *žulkt, maize piežulgusi*[2]) „das Brot ist voll Wasser" vor, Bezzenberger, BB. XVII, 218. Allerdings erheben sich dann den lit. Lautverhältnissen gegenüber gewisse Schwierigkeiten. Leskien, Ablaut 314 und Būga, kalba ir senovė 126 haben zu *žlùgti* weiter *žliaũktys* „eine Art Schweinefutter" gestellt. Dann gehört aber *žlùgti* zur *u*-Reihe und hätte mit dem *u*-Vokal in lat. *gula* nicht das Mindeste zu tun. Da sich aber *gula* von *ingluvies* kaum trennen

[1]) Auch das Litauische hat bei der Interjektion *„glut"* den gleichen Anlautwechsel. Nur der Schlußkonsonant weicht etwas ab, nämlich *klùkšt* und *kliùkt.* Darauf beruhen wieder *kliùksnis, klùkšnis* „Schluck". Aber Būga führt Juškievič Wörterb. II, 1, 160 auch noch ein *glùksnis* an, das eine Interjektion **gluks* voraussetzt. Ich kann sie nur zufällig nicht belegen.

[2]) Diese Umstellung ist lit. nicht beschränkt auf Formen, wo sonantisches *r* oder *l* zugrunde liegt, sondern auch bei *u* Wurzeln vorhanden, wie *kruvìnis — kurvóinis* „blutig" zeigt. Sonst vergleiche zur Umstellung noch *iřščei — rišči à* „schnell", *išbrazdĕti — išbruzdĕti — išburzdĕti* „hinauslaufen", *traškùs — tarškus* „lebhaft, gesprächig", *drevẽ — dervẽ* „Loch" im Baumstamm, und etwas anders geartet *duslùs — dulsùs* „undeutlich" (von der Stimme) oder *išsipùplinti — išsiplùpinti* „auseinandergehen, sich aufblähen".

Digitized by Google

läßt, so muß man entweder die Zusammengehörigkeit von *žlùgti* und *žliaũktys* anzweifeln, wozu gar kein Grund vorhanden ist, oder man muß mit einer Ablautsentgleisung rechnen, die litauisch nicht gerade selten ist.

Ich habe schon IF. XLII, 286f. auf derartige Fälle hingewiesen und trage hier für die Ablautsneuerung *u : au* einige weitere nach. Neben *trapùs* „leicht bröckelnd" steht die Tiefstufe mit *u*-Färbung *„trupùs"*. Dazu ist neugebildet das von Leskien a. a. O. 313 erwähnte *traupus* „spröde". Zwei weitere Beispiele hat Trautmann o. XLII, 373f. kurz besprochen. Zu apreuß. *poquelbton* „knieend", liegt die Tiefstufe in lit. *klúpoti* „knieen" vor. Dazu ist neu geschaffen lit. *klaũptis*. Neben *išgvaldýti* „aushülsen" steht ein gleichbedeutendes *išgvildýti* und ostlit. *išgláudyti*, Juškevič Wörterb. I 581[b] 716[a]. Die Wurzel kann nur **gveld-* sein, die zu **gv̥ld-* geschwächt in *gvildýti* vorliegt. Bei völliger Tilgung des geschwächten Vokals mußte die Wurzelform **guld-* lauten, vgl. die Sippe *žvalùs, įžvil̃nas* < **žv̥l-* und dazu *įžulsnùs, įžulnùs* < **žvl-*, die Trautmann o. XLIII, 173 ebenfalls behandelt hat[1]). Dieses **guld-* ist durch Metathesis zu **glud-* geworden, und dazu ist *gláudyti* neu gebildet worden. Ein recht buntes Vokalbild erscheint auf den ersten Blick in einer Wurzel, die etwa die Grundbedeutung „trocken, locker" gehabt haben mag. Daraus haben sich dann entwickelt für die Verba Bedeutungen, wie „trocken werden, mager werden", aber auch „locker werden, auseinander gehen, sich aufblähen" für die Substantiva „das zusammengetrocknete Korn im Getreide", „morsches Holz" u. a. Die Ablautsformen sind folgende: *išgvagždėti, kiõgžti, kiógždeti, kiõžti, kẽžti, kẽgždas, kiaugždėti, iškiugždėti.* Zunächst ist der Konsonantismus zu besprechen. In *išgvagždėti* kann *gv* nur Assimilation an den stimmhaften Anlaut der folgenden Silbe sein und wird für **kvagždėti* stehen[2]). Neben *kiõgžti* steht *kiõžti* wie *žvaigzdẽ* neben *žvaizdẽ*. Wie sich ferner neben *gveřgšti* „röcheln", *gerklẽ* „Kehle" neben *kvaitulỹs* „Dummheit" *kaitulỹs* (Juškevič Wört. II, 14[a]), neben *žviřgždas* „Kies" *gařgždas* (vgl. auch Trautmann Balt.-slav. Wb.

[1]) Von dieser Sippe läßt sich nicht trennen *švilúoti* „schwanken", *švilénti* „erschüttern" (Lit. Mund II, 530). Der Anlaut ist mir aber unklar.

[2]) Vergleiche ferner das verwandte *išgaužúoti* „in die Höhe gehen" (vom Teig) neben *išk(i)aužóti* auch „sauer werden" (vom Bier), *kunksóti* neben *gunksóti* „verzagt dastehen", *gúgis* neben *kúgis* „Heuschober", *kaisrà* „Feuerschein" neben *gaĩsras*, selbst ganz vereinzelt *vuva* für *bùva (bùvo)* bei Basanavičius pas. yvair. II, 107[32] in einer Kindererzählung. Vgl. ferner für das Slavische Solmsen o. XXXVII, 578f.

Digitized by Google

375), neben *kvēsti* „heftig wünschen“ *kẽsti* usw. finden, so steht **kvagždẽti* neben *kiõ(g)žti, kẽžti, kẽgždas.* Der lange Vokal in *kiõ(g)žti, kẽžti* ist die für das Litauische nicht weiter auffällige Dehnstufe. Die Schwundstufe von **kvagždẽti* ist *kiugždẽti,* wozu *kiaugždẽti* wieder neu gebildet ist[1]).

Ist so für *žliaũktys* die Möglichkeit einer Erklärung gegeben, so erheben sich noch von anderer Seite gewisse Bedenken. Kurschat und Nesselmann verzeichnen nämlich ein Wort *žliùgtas.* Der Litauer versteht darunter „graue Leinwand, die gebleicht werden soll und zu diesem Zwecke in ein Faß mit Wasser gelegt wird, auf das man Asche streut“[2]). Nun kehrt aber im Kleinrussischen ein *žłuktó* und im Polnischen ein *žłukto* in der Bedeutung „hölzernes Gefäß zum Einlaugen der Wäsche“ wieder. Der Anlaut des slav. Wortes ist mir unverständlich. Ich vermag ihn nur zu deuten bei der Annahme einer Entlehnung des slav. Wortes aus dem Litauischen. Nun sind allerdings Lehnwörter zwischen Baltisch-Slavisch fast immer den umgekehrten Weg gegangen[3]). Es spricht aber für Entlehnung aus dem Litauischen auch die Bedeutungsbeschränkung des slav. Wortes, die nur aus dem Litauischen verstanden werden kann, und das Fehlen des Verbums *žlùgti* im Slavischen. Warum allerdings der Slave bei der Entlehnung des Wortes das Neutrum wählte, weiß ich nicht zu sagen[4]).

Ich komme nach diesen unvermeidlichen Abschweifungen auf unsern Ausgangspunkt zurück. Es hat sich also ergeben, daß lit. *žlù-g-ti* zu lat. *ingluvies* gehört und weiter mit *gula* zu verbinden ist. Dann kann der Anlaut aber nur auf altes $\hat{g}$ zurückgehen, der allein auch durch ahd. *kela,* air. *gelim* gefordert wird[5]). Neben dieser idg. Wurzel **$\hat{g}$el-* gibt es in gleicher Bedeutung ein

[1]) Einen weiteren Fall von Ablautsentgleisung für die idg. Zeit könnte man wegen lit. *strãzdas,* apreuß. *tresde* an. *þrǫstr* und der *u*-haltigen Tiefstufe in lat. *turdus* in den germ. Formen wie ahd. *drôska* (vgl. Sievers bei Solmsen IF. XIII, 138f.) sehen, falls auch *στρουθός* aus **στρουσθος* (Solmsen a. a. O.) dazu gehörte.

[2]) Kurschat und Nesselmann übersetzen es mit dem seltsamen „Bückwäsche“. Die Bedeutung ist mir erst aufgegangen, als ich bei Mackel „Die germ. Elemente in der franz. und provenz. Sprache“, Franz. Stud. VI, 19 las: „Afrz. *buer* in Lauge waschen ... von anfr. *bũkõn*“. Es wird sich also demnach um Buchenasche handeln.

[3]) Doch vgl. auch poln. *kǫp', kump', komp'* < lit. *kumpis* „Schinken“. Berneker, Slav. et. Wb. 600.

[4]) Es erinnert an altbulg. *stьklo* (Ntr.) aus got. *stikls* (Mask.)

[5]) In griech. *δέλεαρ, βλήρ* sehe ich mit Joh. Schmidt o. XXV, 153 und W. Schulze, Qu. ep. 102 wegen ahd. *querdar* Dissimilation aus **δέρεαρ.*

Digitized by Google

angebliches idg. *$g^{v}er$-. Ich habe bereits Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft (Festschrift für Streitberg) 633 Anm. 1 zusammengestellt, was gegen diesen Ansatz spricht. Es sind baltische Bildungen, wie *gveršti, gvargždėti* „röcheln", lett. *gvergzdis* „ein heiserer Mensch", *gverˆ(g)zdêt* „knarren, schwatzen", wo nur velares $g + v$ zugrunde liegen kann. Die Tiefstufe zeigt dann apr. *gurcle,* lit. *gurklỹs,* lett. *gurklis,* lat. *gurges.* Die *v*-lose Form findet sich in *gérti, gerklė.* Auf reinen Velar weist nun auch *γέργερος· βρόγχος* Hes. und *γαργαρεών.*

Da die Verbindung velares $g + v$ sehr selten ist, so hat man aus diesem Beispiel allerlei zu entnehmen. So zeigt es für das lat. *vorare,* daß velares $g + v$ ebenso wie $k + v$ den anlautenden Guttural einbüßen konnte (Joh. Schmidt o. XXXII, 406) und $g + v$ mit g^{v} zusammenfiel. Derselbe Zusammenfall zwischen $g + v$ und g^{v} könnte auch für das Altindische gelten. Aber wegen der Tiefstufe in lit. *gurklỹs,* lat. *gurges,* würde man doch auch für das Altindische ein **guráti* erwarten. Deshalb stelle ich *giráti* lieber mit dem *g* in lit. *gérti* auf gleiche Stufe. Wichtiger sind die Ergebnisse für das Griechische. Auch hier ist, wie *βάραθρον* und *ζέρεθρον* zeigen, $g + v$ und g^{v} zusammengefallen. Aber noch etwas anderes wird klar. Solmsen hat bekanntlich o. XXXIII, 294ff. auf Grund von *κοῖται, κίσσα, καπνός* angenommen, daß velares $k + v$ im Griech. zu *κ* wurde. Dagegen spricht nun die Behandlung von $g + v$. Da außerdem im Griechischen zwischen palataler und velarer Reihe ein Unterschied nicht besteht, so stimmt auch die Behandlung von $\hat{g}h + v$ (vgl. lit. *žvėrìs,* griech. *θήρ, φήρ*) zu der von $g + v$, und wir müssen demnach auch Zusammenfall von $k + v$ mit k^{v} erwarten. Die Einwendungen, die man gegen Solmsen vorgebracht hat, sind also berechtigt, vgl. Hermann o. XLI, 52, und man wird in *κοῖται* und *κίσσα* reine Velare ohne *v* sehen und in *καπνός* den *v*-Schwund durch Dissimilation erklären müssen.

Im Grunde sind also zwei verschiedene Wurzeln für „verschlingen" anzusetzen, ein **ĝel-*, **g(v)er* und dazu eine Interjektion *glut.* Daß eine spätere Zeit ein *glutto* und *gulo* als verwandt betrachtete (vgl. Festus' Epitome *ingluvies*) ist nicht weiter verwunderlich.

2. Ersatz von Doppelmedia durch Doppeltenuis.

Unter diesem Titel hat Kretschmer Glotta XIV, 31ff. aus dem Griechischen, Keltischen und Germanischen eine Reihe von

590679

Digitized by Google

Beispielen zusammengestellt und versucht eine phonetische Erklärung dieser Erscheinungen zu geben. Hierhin gehört nun meines Erachtens auch ein Fall, der in der lateinischen Grammatik bisher allerlei Schwierigkeiten geboten hat. Es ist das aus Petron 41, 12 sattsam bekannte *matus* < *madidus*. Zwar hat es nicht an Gelehrten gefehlt, die *matus* überhaupt von *madidus* trennen wollten. Schuld daran sind die Bedeutungen, die *mat(t)us* in der lat. Glossographie hat, s. die Zusammenstellungen bei Götz, Corp. gloss. Lat. VI, 684. Es wird dort meist mit *tristis*, einmal mit *humectum, emollitum, infectum*, endlich auch mit *fatuus* glossiert. So hat es wegen der Glossierung „*tristis*" Schlutter, A.L.L. X, 197 als vulgäre Form des lat. *maestus* angesehen. Dann macht aber das „*a*" Schwierigkeiten. Wegen der Glossierung „*humectum*" hat sogar Schuchardt, Vok. des Vulgärlateins III, 281 *mattus* aus *humectum* mit Aphärese der 1. Silbe erklären wollen. Auf die Gemination in *mattus* hat man mit gewissem Recht weniger Gewicht gelegt, weil sie auf Kosten italienischer Schreiber kommen konnte (Meyer-Lübke, Wien. Stud. XXV, 102f.).

Nun gibt es aber noch einen andern literarischen Beleg für *mattus* außerhalb der Glossographie, den die Lexika nicht verzeichnen. Bei Riese, Anth. Lat.[2] 487[a] steht ein Grabgedicht auf einen Schauspieler Vitalis, in dem die besonderen Gaben des Mimen gerühmt werden. Hier heißt es Vers 20 *(femina)* .... *erubuit totaque mata fuit*, d. h. „sie errötete und war ganz trunken vor Staunen". Die Metrik erfordert für *mata* eine Länge, also ist *matta* zu schreiben. An der Gemination *tt* und Verbindung mit *madidus* kann also nicht gezweifelt werden.

Ein **maddus* aus *madidus* ist im Sprachbewußtsein offenbar wegen seiner Geminata mit Wörtern, wie *lippus, flaccus, vorri·edaces* (W. Schulze, Z. Gesch. lat. Eig. 519) zusammengestellt worden, also mit Adjektiven, die eine spöttelnde Nebenbedeutung hatten. So mag denn seine Beziehung zu *madidus*, nachdem es sich zu *mattus* gewandelt hatte, gar nicht mehr recht gefühlt worden sein[1]).

Einen weiteren vereinzelten Fall entnehme ich Seelmann, Aussprache des Latein 309. Er führt dort aus C.I.L. V, 5134 die Schreibung *retere* (= *ret(t)ere*) für *reddere* an. Wenn er sich

[1]) Die Synkope des *i* in *madidus* kann trotz der späten Überlieferung sehr alt sein. Vgl. dazu Skutsch, Plaut. u. Rom. 42ff., wo er a. a. O. 42 aus Plautus Bacch. 276 ein *audus* für *avidus* nachweist, das sonst unsere Überlieferung nicht kennt.

Digitized by Google

dann aber wegen der Aussprache *t* für *d* auf die bekannte Quintilianstelle I, 4, 16 mit ihrem *Alexanter* und *Cassantra* beruft, die durch Aufschriften auf pränestinischen Cisten und Spiegeln ihre Bestätigung gefunden haben, so genügt der Hinweis auf W. Schulzes Z. Gesch. lat. Eig. 65, Anm. 3.

Auch lat. *mitto* könnte hierher gehören, falls es mit got. *smeitan* zu verbinden ist. Dann würde *d* der ursprüngliche Wurzelauslaut sein. Freilich die Gemination in *mitto* vermag ich nicht zu erklären [1]).

3. Lat. *torrēre.*

Priscian 8, 37 führt in dem Kapitel, wo er über Verbalsynonyma spricht, auch *torreo „tam uro, quam verto vel volvo“* an. Das Beispiel, das Priscian Lukans Phars. 7, 505 *„ingentes fato torrente ruinas“* entnimmt, wird allerdings schwerlich dazu geeignet sein, diese Bedeutung zu erweisen. Ob er etwa seine Ableitung auf *torrens* „Sturzbach“ begründet hat, das die etymologischen Wörterbücher zu *torrere „urere“* zu stellen pflegen, ist möglich. Aber trotzdem wird die Bedeutung von Priscian oder seinem unbekannten Gewährsmann nicht erfunden sein. Denn *torreo* < **torsejō* als Ableitung zu *terrēre* entspricht in seiner Bedeutung fast dem umbrischen *tursitu.*

4. Lat. *fēmina.*

In seinen Vorlesungen zur Syntax II, 10 führt J. Wackernagel zur Bezeichnung des Sexus auch den Typus *lupus femina* an und hält ihn offenbar für ein schon in idg. Urzeit geltendes Ausdrucksmittel. Das wird scheinbar dadurch bestätigt, daß auch das Persische bei an und für sich indifferenten Menschen- und Tierbezeichnungen das Wort für „Mann“ und „Mutter“ hinzufügt und auch das Altirische zum Ausdruck des persönlichen Femininums die für die Komposition übliche Form *ban-* von *ben* „Frau“ verwendet, wie *bandea* „Göttin“ neben *dea* „Gott“. Auch im Englischen und Dänischen gebraucht man zur Unterscheidung des Sexus ein vorgestelltes Pronomen, wie engl. *he goat, she goat* „männliche und weibliche Ziege“ (a. a. O. 9). Man kann weiter das Armenische anführen. Hier wird ganz ähnlich den Gattungsnamen vernünftiger Wesen zur ausdrücklichen Bezeichnung

[1]) Lat. *missus,* für das man dann nach Lachmanns Regel zu Lukrez I, 805 **mīsus* zu erwarten hätte, würde dann an den bisher nicht genügend gedeuteten *fissus, scissus, -sessus* eine Stütze haben.

Digitized by Google

des natürlichen Geschlechtes *ayr* „vir“ und *kin* oder *ēg* „femina“ und bei Tieren *arow* oder *orj* „masculinum“ und *ēg, matak* oder *kʿac* femininum vorgesetzt, z. B. *mard* „homo“, aber *ayrmard* „vir“, *kinmard* oder *ēgmard* „femina“, oder *ji,* „equus“, aber *arowji* oder *orjji* „equus“ im Gegensatz zu *ēgji, matakji, kʿacji* „equa“, vgl. Lauer, Gramm. der klass. arm. Sprache 7.

Trotzdem vermag ich Wackernagel in seinen Schlußfolgerungen nicht beizustimmen. Wählt man aus den angeführten Sprachen das Persische, Armenische und Englische aus, so sind die Gründe, die zu diesem Ausdruck des Sexus geführt haben, völlig klar. In allen drei Sprachen ist sonst jeder Genusunterschied verloren gegangen. Will man ihn ausdrücken, so muß man eben zu einem Ersatzmittel greifen. Natürlich wären auch Suffixe zum Ausdruck des Genusunterschiedes geeignet, vgl. z. B. arm. *arkʿay* „rex“ und *arkʿayowhi* „regina“ (Lauer, a. a. O. 7). Aber sie reichen oft für die mannigfachen Zwecke nicht aus, oder sind gegen das Geschlecht indifferent, vgl. arm. *ararič* „Schöpfer“ gegenüber *cnowçič* „Hebamme“ (Meillet, Altarm. Element. 27). Da ist die Hinzufügung eines Wortes, wie „vir“ oder „femina“ ein einfacherer und deutlicherer Ersatz. Nicht viel anders steht es nun mit dem Dänischen und Altirischen. Auch das Dänische hat jedenfalls den Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum eingebüßt, und da ist es begreiflich, wenn es zur Bezeichnung des verschiedenen Geschlechts zu gleichen Ersatzbildungen wie das Englische greift. Über das Altirische steht mir kein Urteil zu, aber auch hier liegen wohl die Dinge ähnlich. Die Genera sind zwar noch geschieden, aber nach den Endungen ist es kaum möglich Masculina und Feminina zu scheiden. Daher war das Irische gleichfalls gezwungen, bei äußerlichem Zusammenfall von männlichen und weiblichen belebten Wesen das männliche *dea* „Gott“ durch Hinzufügung von *ban* also *ban-dea* von der „Göttin“ zu scheiden, vgl. auch *nám(a)e* „Feind“, aber *bannám(a)e* „Feindin“, *dálem* „Schenke“, *bandálem* „Schenkin“, *cú* „Hund“, *banchú* „Hündin“ usw. (Thurneysen, Handb. des Altir. 161). Im Grunde ist es das gleiche Prinzip, wenn die Ionier, die im Gegensatz zu den Äolern θεός nach alter Art noch als Femininum gebrauchen, zur Unterscheidung ἔρσην und θήλεια hinzufügen, z. B. Herod. II, 35.

Ein kleiner Unterschied zwischen altirischem Gebrauch und dem der andern erwähnten Sprachen besteht aber doch. Dank der noch größeren Lebenskraft der Genusunterschiede braucht das Altirische nur zur Bezeichnung des Femininums einen er-

Digitized by Google

gänzenden Zusatz. Das Maskulinum entbehrt ihn durchaus. Auch die syntaktische Verwendung deckt sich nicht ganz. Da sich das Altirische den Gebrauch der Komposition voll bewahrt hat, so bedient es sich eines Determinativkompositums, vgl. Brugmann, Grd. II² 1, 69. Es gleicht darin ganz dem θήλεια θεός. Soviel ist auf jeden Fall klar geworden. Auch das Altirische hat nur infolge seiner Unfähigkeit, das äußere Genus immer deutlich zu scheiden, zu diesem Ersatzmittel gegriffen.

Ganz anders steht es nun mit dem Lateinischen. Hier ist nicht nur im Gegensatz dazu das Genus äußerlich gut geschieden, sondern man hat auch reichlich Gebrauch gemacht von der *ā*-Motion zu Maskulinen auf *-us*. Die lange Liste bei Ernout, Mélanges de Linguistique für de Saussure 214ff. und bei Lommel, Studien zur idg. Femininbildung 16ff. legt ein beredtes Zeugnis davon ab. Ja, man ist sogar so weit gegangen, daß man im Dat. Abl. Plur., wo die äußere Form zur Unterscheidung zwischen Maskulinum und Femininum nicht ausreichte, im gegebenen Falle eine Neubildung, wie etwa *dis deabusque* wagte. Einem *dis feminis* begegnet man fast nirgends, obwohl hier gerade die beste Gelegenheit zur Verwendung von *femina* vorhanden war[1]). Im Gegenteil, *femina* wird fast ausschließlich bei Tieren gebraucht, und als Gegensatz dient nicht „*vir*", sondern „*mas*". Die wenigen Ausnahmen, die man jetzt bequem im Thesaurus beieinander hat, gehören zum größten Teil der späten Zeit, namentlich der christlichen Literatur an. Schließlich vertritt *femina*, obwohl es angeblich Substantiv ist, trotz des danebenstehenden *femininus* die Rolle eines Adjektivs[2]). Alle diese Dinge geben zu denken und zeigen, daß der Gebrauch von *femina* sich nicht ohne weiteres mit den Beispielen, die Wackernagel aus andern Sprachen gibt, deckt.

Wer Cato de r. r. 134, 1, wo von einem Ernteopfer für die

---

[1]) Arnobius adv. nat. 7, 19 verwendet allerdings zweimal *dis feminis*. Wenn man aber eine Stelle, wie *nam dis feminis feminas, mares maribus hostias immolare abstrusa et interior ratio* betrachtet, so sieht man deutlich, daß der rhetorische Aufputz, an dem Arnobius so reich ist, zur Verwendung einer solchen naheliegenden Antithese geführt hat. Merkwürdiger ist schon Ciceros de nat. deor. 1, 95 *maris deos et feminas*.

[2]) Allerdings ist auch im Lateinischen der Gebrauch des Substantivs als Adjektiv üblich, Wackernagel a. a. O. 53f. Aber neben *femina* gibt es das Adjektiv *femininus*, während zu *victor* in einer Verbindung, wie *exercitus victor*, ein abgeleitetes Adjektivum fehlte. Denn *victoriosus* ist sehr wenig gebräuchlich.

Digitized by Google

Göttin Ceres die Rede ist, nebeneinander liest[1]) *porca praecidanea, porco femina* muß sofort stutzig werden, daß das Wort für Sau bald als *ā*-, bald als *ŏ*-Stamm[1]) erscheint. Viel schwieriger aber ist das sachliche Verständnis, wenn man hier *porcus femina* lediglich als *porca* fassen wollte. Denn man versteht nicht recht, warum die *porca praecidanea* noch einmal durch *porco femina* als Femininum genauer erläutert werden soll. Wenn man außerdem bedenkt, daß man einer Göttin nur weibliche Tiere opfert[2]), so klingt die Erläuterung von *porca praecidanea* durch *porco femina* geradezu widersinnig. Das hat man auch gefühlt, und so hat Keil nach älterem Vorgang *porca praecidanea* als angebliche Randglosse gestrichen. Da Catos Werk in dem jetzigen Zustand von Cato kaum herrühren kann (s. Leo, Gesch. der röm. Liter. 272, Anm. 1), so war eine solche Annahme nicht weiter bedenklich. In seinem Kommentar aber II, 135 hat Keil seine Änderung wieder zurückgenommen, und Goetz hat sich in der neuen Ausgabe ihm stillschweigend angeschlossen.

Die Verbindung *porcus femina* gehört offenbar der alten Kultsprache an. Wenn man aus der Verwendung von *porca* im Lat. und Umbr. den Schluß ziehen dürfte, daß diese Neuerung schon uritalisch sei, so würde *porcus femina* in eine graue Vorzeit hinaufrücken. Allerdings zwingend ist der Schluß nicht. Denn die Änderung zu *porca* lag so nahe, daß beide Sprachen sie unabhängig voneinander vollzogen haben könnten. Immerhin bleibt *porcus femina* eine uralte Formel des Opferrituals, die unverstanden von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wurde. Man übersetzt nun *porcus femina* mit Mutterschwein. Ich denke, die richtige Bedeutung wird sofort klar, wenn man es unmittelbar einem griech. *θημένη* gleich setzt, dem es ja auch bekanntlich in der Bildung genau entspricht. Also ist *porcus femina* das säugende Schwein. Das stimmt auch zu dem Opferbrauch; denn man pflegt der Ceres ein Schwein darzubringen, das kurz vor der Niederkunft steht, vgl. Wissowa a. a. O. 413, Krause, de Romanorum hostiis, Marburger Diss. 1894, S. 15. Eine spätere Zeit, die *porcus femina* nicht mehr verstand und *femina* lediglich als „Weibchen" zur Bezeichnung des Sexus bei Tieren faßte, hatte gar keine Veranlassung *porcus femina* zu *porca femina* zu ändern,

[1]) Georges hat auch in der neuesten Auflage seines Handwörterbuchs aus der Verbindung *porcus femina* noch nicht den Schluß gezogen, daß *porcus* auch Femininum sein kann. Doch vgl. Lommel a. a. O. 17.

[2]) Wissowa, Religion und Kultus der Römer, 2. Aufl., 413. Krause a. a. O. 19ff.

Digitized by Google

weil ihr dann *femina* einfach als überflüssig erschien. Die gleiche Bedeutung wie in *porcus femina* hat *femina* in der Verbindung *bos femina* gehabt[1]).

Durch die Gründungssage Roms und die bildliche Darstellung hinlänglich bekannt ist die „säugende Wölfin", die das Zwillingspaar vom Tode errettet hat. Das ist lateinisch *lupus femina*, vgl. Ennius ann. fragm. 68 und 70. Daß Ennius diesen Ausdruck angewandt habe, wie Wackernagel a. a. O. 10 meint, um die Verwechslung mit *lupa* „Hure" zu vermeiden, glaube ich nicht. *Lupus femina* wird viel älter sein, als das durch seine Bildung und übertragene Bedeutung verhältnismäßig spät aufgekommene *lupa*.

Durch das Opferritual gleichfalls als alt gesichert ist die Verwendung von *mas* als Zusatz zum Opfertier, wie *bos mas* (Krause a. a. O. 9, 31 ff.). Wie *mas* etymologisch zu verbinden ist, läßt sich schwer sagen. Die Grundbedeutung aber wird aus dem Gegensatz zu *femina* ohne weiteres klar. Sie kann sich nur auf die männliche Geschlechtskraft bezogen haben[2]). Als *femina* in der Verbindung *porcus, bos, lupus femina* als „Weibchen" verstanden wurde, erhielt auch *mas* als Gegensatz dazu die Bedeutung „Männchen". Aus dem alten Kult und der Mythologie sind dann zwar *femina* und *mas* beibehalten worden. Sobald man sie aber anders auffaßte, sind sie weit über ihr ursprüngliches Gebiet ausgedehnt und lediglich zur Bezeichnung des Geschlechts bei Tieren verwandt worden. Sogar zu Tiernamen, wie *anguis, piscis, aquila,* hat man unbedenklich *femina* dazu gesetzt.

Dieser Vorgang muß schon in alte Zeit zurückreichen. Denn Festus 248 unter *pelices* überliefert uns eine Gesetzesvorschrift des Numa, nach der die pelex *Junoni . . . agnum feminam caedito.* In der Verbindung *agnus femina* hat das Wort *femina* eigentlich keinen rechten Sinn. Auch für Plautus ist die alte Bedeutung längst erblichen, wie der Wortwitz Truc. 284 zwischen *mulieres* und *musca femina* zeigt. Sehr lehrreich für die Entwicklung des Zusatzes von *femina* und *mas* zu Tiernamen zur Unterscheidung des Geschlechtes ist die Bemerkung Varros l. l. 9, 56, wo es heißt: itaque quaedam aliter olim ac nunc: nam et tum omnes mares et feminae dicebantur columbae, quod non erant in eo usu dome-

[1]) Ein *ovis femina* scheint literarisch nicht belegt zu sein. Man hat es nur aus Festus — ich zitiere nach Lindsay — 213 unter *ovem* und 364 unter *recto fronte* erschlossen.

[2]) Man vgl. lit. *eržilas* „Hengst" : ὄρχις, ἄρρην : ai. *ṛṣabhá-* „Stier", φαλλός : *Bulle*, o. XXIX, 263.

Digitized by Google

stico, quo nunc, nunc contra, propter domesticos usus, quod internovimus, appellatur *mas columbus, femina columba.*

Aus der alten Verwendung von *femina* und *mas* im Opferritual wird nunmehr auch klar, warum beide fast ausschließlich nur bei Tieren zur Bezeichnung des Geschlechts verwandt werden und warum „*vir*" nicht gebraucht wird. Die ursprüngliche partizipiale Bedeutung von *femina* lehrt uns ferner auch verstehen, daß es die Stelle eines Adjektivs vertritt und gleich *feminina* ist.

Auch eine andere Frage wird durch die richtige Deutung von *femina* gelöst. Bekanntlich schwankt man, ob man *femina* als die „Säugende" oder die „Gesogene" verstehen soll. Literatur darüber s. bei Walde, Etym. Wört.[2] 281. Man wird sich jetzt zugunsten der ersten Bedeutung entscheiden müssen.

Auf Nachahmung des adjektivischen Gebrauchs von *femina* beruht offenbar auch der von *virgo,* vgl. *equa virgo, porca virgo* usw. Ein *puer virgo* hat erst die christliche Literatur geprägt. Auch bei Sachen wird *virgo* als Adjektivum verwandt, vgl. z. B. carm. ep. 218$_4$ *aetate abacta virgini* und die Bemerkung Büchelers dazu.

Der merkwürdige Einfall von Porzig IF. XLII, 265, *femina* gehöre zu einem erschlossenen **fēmen* „Mutterbrust" wie *dominus* (*domina*) zu **domen* scheitert u. a. auch daran, daß *dominus, domina* ursprünglich nur adjektivische Ableitungen gewesen sein können. Das Neutrum dieses Adjektivums „*dominum*" liegt außerdem Martial I, 4$_2$: *Terrarum dominum pone supercilium* noch vor. Dagegen ist ein **fēminus,* **fēminum* ganz unmöglich. Vgl. auch Varro l. l. 9, 57. Ich weiß auch nicht, warum es ansprechender erscheinen sollte, die Frau „die mit der Mutterbrust" als „die Säugende" zu benennen[1]).

5. Griech. *πέπων.*

Griech. *πέπων* „reif" stellt man zu dem Verbum *πέσσω* „kochen". Da das vedische Indisch zu dem *πέσσω* entsprechenden *pácati* eine ähnliche Ableitung *pakvá-* kennt, außerdem auch für das Oppositum die gleichen Bildungen *ὠμός—āmá-* im Gebrauch sind, so ist an der Verwandtschaft nicht zu zweifeln. Mit dem gleichen *πέπων* verbindet man nun in der Regel das aus Homer geläufige *πέπον, πέπονες,* in dem man meint, aus der Bedeutung „gekocht" hätte sich die Bedeutung „weich" entwickelt. Nur Prellwitz hat

[1]) Porzig schreibt „mit Brugmann 'Die Gesogene'". Ich weiß nicht, wo Brugmann *femina* so übersetzt hat. K. vgl. Gr. 316 und Grundr.[2] II, 1, 231 gibt er es durch „die Säugende" wieder.

Digitized by Google

in seinem etymol. Wb. die beiden Wörter getrennt und das hom. *πέπονες* zu der Sippe von ai. *cánas* „Gunst" gestellt. Ganz abgesehen davon, daß sich die Bedeutungen zwischen dem altind. und griech. Worte nicht decken, erhebt auch die Lautlehre dagegen Widerspruch. Denn nach *κύκλος* aus **k^{u}ek^{u}los* würde man statt *πέπων* ein **κύκων* zu erwarten haben. Hom. *πέπονες* hat als Wurzelauslaut idg. *p*. Es gibt nämlich ein lit. *pẽpinti* „verzärteln", das seinen Lauten und seiner Bedeutung nach so genau zu *πέπων* stimmt, daß es unmöglich von ihm getrennt werden kann. Da Nesselmann das lit. Wort mit der Bemerkung „neben *lẽpinu*" versieht und Kurschat es als ihm unbekannt einklammert, so haben die Etymologen von dem sich geradezu aufdrängenden Vergleich keinen Gebrauch gemacht. Nun ist das Verbum *pẽpinu* aber auch durch Daukša literarisch gut bezeugt, so 90$_{21}$ *ney pépįkites* oder 66$_{10}$ *gêrius ir pépinimus* und 566$_{14}$ *siłpnosios pépintos dúkteres*[1]).

6. Griech. *κόλσασθαι*.

Im Ṛgveda VI, 1$_{6}$ heißt es von den Agniverehrern *úpa jñubádho námasā sadēma* „wir wollen in Ehrfurcht mit gebeugten Knieen uns nahen" oder I, 72$_{5}$ *abhijñú ..... namasíyam namasyan*. Neben got. *bidjan* steht aisl. *falla á knébeð*, as. Heliand 672 und 4745 *fellun an kneobeda* und *gihnêg an kniobeda*[2]), ags. *cnéowgebed*. Vielleicht hat dazu v. Osten-Sacken IF. XXIII, 377 f. altbulg. *bedro, bedra* „Schenkel" mit Recht gestellt. Auch die gelegentlichen Glossierungen von *γνύπετοι* durch *κατηφεῖς*, so Hesych, Bekker anecd. 233$_{10}$ könnten in die gleiche Bedeutungsrichtung weisen. Bei Homer heißt es von dem besiegten Krieger *λαβὼν ἐλλίσσετο γούνων*, wo das Berühren der Kniee seines siegreichen Gegners gleichfalls ein Beugen seines eignen Knies voraussetzt. Von der supplicatio der Frauen sagt Livius 26, 9, 7, *nixae genibus supinas manus ad caelum ac deos tendentes orantesque*. Man wird daher auch in *supplicare* ein „*niti genibus*" suchen müssen[3]). Ob in letzter Linie ai. *bādh-* mit

[1]) Durch die Liebenswürdigkeit E. Volters, des Herausgebers von Daukšas Postille, war es mir bei einem Aufenthalt in Kowno möglich, auch den 3. Teil in den Aushängebogen zu benutzen.

[2]) Vgl. auch Heliand 981, 1102, 1565, 1579, 1613, 1917, 3122, 4739, 5502, 5951, 5980; Genesis 165 f. 244 f.

[3]) Die etymologische Verknüpfung macht gewisse Schwierigkeiten. Denn wegen Festus 207 unter *ob vos sacro* „ut sub vos placo pro supplico" wird man es zu *plācare* stellen müssen. Nur könnte es wegen der Kürze des *ă* nicht unmittelbar Kompositum von *plāco* sein.

Digitized by Google

got. *bidjan* verwandt ist, bleibt sich gleichgültig. Ich bin eher geneigt, beide zu trennen. Eins geht jedenfalls aus den zusammengestellten Gleichungen deutlich hervor, daß die Begriffe „bitten, beten" und „Knie" für den Indogermanen in engster Beziehung zueinander stehen. Das zeigt uns den Weg zur Erklärung des durch seinen *ŏ*-Vokalismus auffälligen *κόλοασθαι· ἱκετεῦσαι* Hesych, das von altbulg. *koléno,* lit. *kelỹs, kelénas* „Knie" nicht getrennt werden kann.

7. Griech. *πενόν.*

Wer die lange Reihe von Beziehungen zwischen Sumpf- und Farbenbezeichnungen bei W. Schulze, Sitz.-Ber. Berl. Ak. 1910, 787 ff. liest, wird *πενόν· μεμελανωμένον* Hesych von got. *fani, fon* [1]) a. a. O. 792 nicht trennen wollen. Für den Begriff „schwarzer Sumpf" hat Schulze a. a. O. aus dem Ags. *dis fen swearte* und aus dem Lit. *júodas pur̃vas* beigebracht. Auch an čech. *kaločerný* „schmutzig schwarz" erinnert er. Im Kreise Zerbst nennen die Bauern eine wüste Stätte *Zernikál,* das wäre in altbulg. Lautform *črъnyjь kalъ.* [2])

Kirchenslavisches **gąstъ.*

Seit Solmsen, Beiträge zur griech. Wortforschung 213, bes. 219 ff. stellt man fast allgemein *γογγύλος* zu ksl. **gąstъ*, russ.-ksl. *gustъ* „dicht" apr. *gunsix* „Beule" usw. und führt es auf eine idg. Wurzel **genĝ-* zurück, so Berneker, Slav. et. Wb. 341, Trautmann, Balt.-slav. Wb. 101, altpr. Spr. 344, Boisacq, Griech. et. Wb. 1103, vgl. auch Endzelin, Lett. Wb. 685[a]. Diese Zusammenstellung läßt sich nicht aufrecht erhalten. Solmsen geht von der ganz allgemeinen Grundbedeutung „fest, kompakt" aus, die er am besten in der slav. Sippe wiederfindet. Dann wäre also die Bedeutung *γογγύλος* „rund" erst aus der allgemeineren, die sich noch in *γογγύλη* „Rübe" findet, sekundär abstrahiert. In Wahrheit wird man aber den umgekehrten Entwicklungsgang annehmen müssen. Denn das Idg. hat schwerlich aus so farblosen Begriffen wie „fest, kompakt" zunächst die Bedeutung „Rübe" und daraus „rund" entwickelt. Solmsen hätte nur den Einwurf, den er sich 221 Anm. selbst macht, weiter verfolgen sollen.

[1]) Auf Feist, Et. Wb. der got. Spr.[2] haben allerdings Schulzes Zusammenstellungen nicht überzeugend gewirkt.

[2]) Ortsnamenforscher werden sicherlich noch ähnliche Bezeichnungen beisteuern können.

Digitized by Google

Es gibt nämlich ein lit. *gungulỹs* „Ball", *gùngti* „sich krümmen" u. a. Die Bedeutung von *gungulỹs* stimmt nun so genau zu γογγύλος, daß man mit der Grundbedeutung „rund" rechnen muß. Dann würde die Wurzel in γογγύλος auf einen velaren oder labiovelaren Laut zurückgehen, und wenn man die Sippe in *gunsix* usw. von *gung-* nicht trennen will, so müßte man Wechsel zwischen velarer und palataler Reihe annehmen. Dieser Wechsel ist in den baltischen Sprachen nicht selten[1]).

Wenn sich Solmsen für Verwandtschaft von γογγύλος mit der Sippe in apr. *gunsix*, žem. *gunžỹs* entschied, und nicht mit der Sippe in lit. *gungulỹs*, so tat er es wegen ksl. *gąstъ*, wo für ihn nur Zurückführung auf eine Wurzel **genĝ-* in Frage kam. Aber *gąstъ* besitzt in dem *s* gar keinen Vertreter der idg. Palatalreihe, sondern es liegt altes *s* zugrunde. In Daukšas Postille heißt es 475_{10} *gą́stumi ir łóbumi* und 525_{15} *ir aną gą́stumą ir tóbulumą ir ištisúmą dûšios siłų nuteriôio*. Dieses *gánstus* kann nur mit „reich, wohlhabend" übersetzt werden. Es deckt sich also in der Bedeutung mit slav. *gąstъ*, das öfter namentlich in adverbieller Form die Bedeutung „reichlich" angenommen hat. Eine Entlehnung des lit. Wortes aus dem Poln. kann nicht in Frage kommen, da es dort *gęsty* mit *ę* heißt. Wohl aber hat das lit. Wort im lett. *guosts* „Menge, Schwarm" eine treffende Entsprechung, das auch Endzelin, Lett. Wb. 692[b] zu *gąstъ* gestellt hat. Demnach ist lit. *gánstus* ein gut baltisches Wort. Während nun im ksl. *gąstъ* und lett. *guosts* *s* sowohl idg. *ĝ* und *s* fortsetzen kann, weist das Lit. entschieden auf idg. *s*. Dann fällt aber jede Möglichkeit, *gąstъ* mit γογγύλος usw. zu verbinden.

Zu o. XLV 288.

W. Schulze a. a. O. führt für *sakýti* aus Šyrvid ein *sekmi*[2]),

[1]) Zu den Streitberg Festschrift 635 von mir zusammengestellten Fällen füge ich noch hinzu *kalavìjos*. So wird in der Suvalkija eine Pflanze genannt, die an der Scheschuppe und an Torfstichen wächst; es kann nur das bei K. L. D. genannte *[šalavìjos* sein, das gleichfalls in der Suvalkija gebräuchlich ist. Vgl. auch Būga, Jušk. W. II, 1, 17[a]. Ferner gehört dahin *šaugždas — kiáugždas*, vgl. o. 9, *vąšúoti* „mit dem Haken zupfen" — *vokúoti* (žem.) Būga, Jušk. W. II, 8[b]. Das letzte Beispiel ist sehr beachtenswert; denn es lehrt, daß der Wechsel von *k — š* einer sehr jungen Zeit angehören kann. *vokúoti* nämlich setzt ein *vanšúoti* voraus, das zunächst žemaitisch zu *vonšúoti* wurde. Denn nur vor *š*, niemals aber vor *k* konnte der Nasal ausfallen. Erst nach dem Nasalausfall, der einer späten Sprachentwicklung angehört, ist dann *vošúoti* zu *vokúoti* geworden.

[2]) Die *-mi*-Flexion ist heute in Naumiestis nicht mehr gebräuchlich. Man

Digitized by Google

seku, sekti an, vgl. inzwischen auch Trautmann, Balt.-slav. Wört. 255, der ein ostlit. *sekù pāsaką* (und *sẽkmę*) durch Būga kennt. Dieses *sèkti* in der Bedeutung „erzählen" ist nun auch in der ganzen Umgebung von Naumiestis, Šakių apskr. gebräuchlich, wie man aus den pasakos bei Basanavičius III ersehen kann, so 61_{12} *pasèkkie mañ pāsaką — sẽka,* 61_{26} *sẽka,* 61_{29} *pasèkk nebútą (pāsaką),* 61_{37} *jáigu pasèksi nebútą pāsaką,* 62_{1} *pradẽjo sèkti (pāsaką),* 88_{35} *sèkdavo (pāsakas),* 88_{39} *kàd móka pāsaką sèkti, tegùl sẽka,* 89_{1} *o kàd bùvo pašáuktas sèkt, sẽkė, sẽkė.* Aber die Leute verwenden es nur in der Verbindung mit *pāsaką* und haben für die ursprüngliche Bedeutung kein rechtes Gefühl mehr. In andern Verbindungen kann man das Wort unmöglich gebrauchen. Mir ist die richtige Anwendung erst zu Bewußtsein gekommen, als ich die Belege aus Basanavičius längst kannte. Ich richtete einmal in der dortigen Gegend an jemand die Aufforderung: *papāsakok mañ pāsaką,* worauf ich sofort in *pasèk pāsaką* korrigiert wurde. Wahrscheinlich ist auch das Wort bei Širvid in seinem Geltungsbereich schon ähnlich eingeschränkt gewesen, was man aus der Übersetzung *báyki powiádam, fabulam narro* schließen dürfte. Außerdem findet sich das Wort, soweit ich mich erinnere, in den Punktai sakimu, soweit sie von Garbe gedruckt sind, in der Bedeutung „sagen, erzählen" niemals, während *sakýti* gar nicht selten ist. Über andere Bedeutungen vgl. v. Osten-Sacken IF. XXXIII, 257 f.

Litauisches *apsirti.*

In Daukšas Postille findet sich wiederholt das Futurum *apsirs,* so 414_{7} *apsirs aplinkui priẽsakái taví vołú,* 415_{29} *kad tavę apséus vołú priẽsakai taviẽii ir apsirs tavę́,* 418_{5} *dúšią apsirs velinai ir apries ią treiôpu vołú.* Das erste Beispiel steht Lukas 19_{43}. Das Testament von 1701, das sonst in der Wortwahl der Evangelien oft mit Daukša übereinstimmt, hat an der betreffenden Stelle dafür *apstos,* ebenso Willent 107_{29}, Summa 161_{34} des Neudrucks, das von Kurschat revidierte N. T. von 1865, die lit. Bibel (2. Aufl.) von 1755 und sonstige Neudrucke. Nur Gedraitis hat sinnfälliger wegen *pilimu apkas* gewählt, wodurch er sich allerdings stärker vom griechischen Original entfernt. Dieses *apsirti,* das mir sonst

sagt dort auch *sniẽga* für *sniẽgti.* Ich benutze die Gelegenheit, um meine Bemerkungen über die *-mi*-Flexion bei Daukša, Lit. Mund. II, 33 zu berichtigen. In dem 3. Teile von Daukšas Postille findet sich in der Tat *-ō*-Flexion über den dort angegebenen Rahmen hinaus, so 437_{28} *pradẽdameś,* 437_{14} *essame,* 439_{18} *liekameś,* 588_{1} *atsilíekame.* Ob man deshalb auf verschiedene Bearbeiter der Postille schließen darf, lasse ich dahingestellt.

Digitized by Google

nie begegnet ist, kann etymologisch nur zu lat. *sero*, griech. *εἴρω* gehören. Wie Praesens und Praeteritum lauteten, vermag ich wegen fehlender Belege nicht mit Sicherheit zu sagen.

Althochdeutsches *lâgôn*.

Wie air. *celim*, lat. *occulo* < **occĕlo* zu *cēlare*, lit. *lekiù*, lett. *lekt* zu *ληκᾶν*, lett. *lẽkât*, ai. *pádyate* zu *πηδᾶν*, altbulg. *tešti* zu *tĕkati*, lett. *tẽkât*, abulg. *mesti* zu *mĕtati*, lett. *mẽtât*, abulg. *lešti* zu *lĕgati* (Bechtel, Hauptprobleme 161 Anm., Griech. Dial. II, 491, Rozwadowski IF. IV, 406 ff.), so verhält sich ahd. *liggen* zu *lâgôn*. Wenn ich recht sehe, haben unsere Grammatiken und etymologischen Wörterbücher das Wort ganz außer Acht gelassen. Bei Notker II, 46₈ (Ps. 16₁₃) stehen beide Verben hübsch nebeneinander: *unde also sîn iúngo der ferbórgen líget unde lâgôt*. In der Parallelstelle der bairischen Überarbeitung steht dafür *liget unde laget* mit Übertritt in die *ē*-Klasse, vgl. auch dazu II, 278₁₈ *Lâgent imo* und Kelle, Wiener Sitz. CIX, 260, nach dem aber der Übertritt von der *ō*- in die *ē*-Klasse im Boethius noch nicht im Praesens stattfindet. Die auf den ersten Blick nahe liegende Ansicht in *lâgôn* Denominativum von *lâga* sehen zu wollen, scheitert daran, daß *lâga* und verwandte Bildungen (Wilmanns deutsche Gr. II², 212f.) offenbar jung sind. Vgl. auch Wessén, Zur Geschichte der germanischen *n*-Deklination 133f. In dem *â* in *lâga* liegt also derselbe Vokal vor wie im Plural des Praeteritums *lâgum*, d. h. *lâgôn* hat altes *ē*, während in *lâga* und *lâgum* die Länge auf einer urgerm. Ersatzdehnung beruht.

Auch das zu *lâgôn* ablautende *luoga* — so II, 29₁₀ *in sînero luôgo* — fehlt in unsern Handbüchern.

Halle a. S. F. Specht.

Zu dem Wandel „Augenbraue“ > „Rand“, „Furche“, „Gipfel“.

o. LIV 309

Zu Rohlfs' Beispielen möchte ich noch rum. *genune* „tiefes Wasser, Wassertiefe, Pfuhl der Hölle, Wirbel, tiefe Stelle im Wasser“ fügen, das man bisher immer zu *gyrus* (ital. *girone* usw.) stellte, das aber einfach zu *geană* „Wimper“, „Hügel, Bergspitze“ (*-une* wie in *sărune* „salziger Ort“ zu *sare* „Salz“) gehört, also = lat. *gena* „Augenlid“ > „*Abhang“ > „Abgrund“ (vgl. meine Ausführungen Dacoromania IV [1926] S. 647).

Marburg (Hessen). Leo Spitzer.

Digitized by Google

Griechische Etymologien.

1. στόμαργος.

In der Bedeutung „geschwätzig, zügellos im Reden, frech" bei Aischyl. Sieb. 447, Soph. El. 607, Eur. Med. 525 (*στόμαργος γλωσσαλγία*). Auf die letzte Stelle verweist Ewald Bruhn zu Soph. El. (Schneidew.-Nauck[10]): „*γλωσσαλγία* liegt vor, wenn jemand so viel schwatzt, daß ihm die Zunge weh tut. *στομαλγία* in demselben Sinne Poll. II 101; könnte *στόμαργος* für *στόμαλγος* stehen?" — Passow bemerkte: „Nach einigen von *ἀργός, μάργος*, nach anderen attische Buchstabenvertauschung für *στόμαλγος*." — Prellwitz[2] und Boisacq haben das Wort nicht. — Brugmann, Vgl. Gr. d. indog. Spr. I[1] 484 § 643: „*στόμαργος* 'geschwätzig' = **στομ*[*ο-μ*]*αργο-ς* oder **στομ*[*α-μ*]*αργος*". Aber im Register zum Grundr. d. vgl. Gr.[2] I ist das Wort nicht erwähnt.

Nun findet sich, wie *κεφαλαργία* neben *κεφαλαλγία*, auch *γλώσσαργος* bei Dion Chrys., Hesych. und Suid. neben *γλώσσαλγος*. Da liegt es wohl nahe, eine falsche Analogiebildung anzunehmen: nach *γλώσσαργος*, wo das *ρ* infolge der Dissimilation berechtigt ist, bildete man in gleicher Bedeutung *στόμαργος* statt **στόμαλγος*.

γλαρίς „Meißel, Hohlmeißel", das bei Prellwitz[2] und bei Boisacq fehlt, habe ich schon vor langer Zeit, allerdings an versteckter Stelle (N. Jahrb. f. Philol. 1893 S. 768A., BB. XXIV 108), auf **γραρις* zu Wz. *γρα* in *γράω* = *γραίνω* zurückgeführt[1]), zugleich den Namen von Agesilaos' Frau *Κλεόρα* aus Dissimilation erklärt. Wenn Lysandros' Vater bei Plut. Lys. 2 *Ἀριστόκλειτος* heißt, während die sonst gesicherte Form dieses Namens *Ἀριστόκριτος* lautet, so erklärt sich diese Abweichung wohl nicht, wie Kirchner (bei P.-W. II 1, 942) annimmt, als Fehler schlecht-

[1]) Bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung zu Hesychios. *γλαρίς· †ὄρος* bietet Moritz Schmidt in seiner kleineren Ausgabe. In der größeren hält er für möglich, daß *ὄρος* Erklärung zu der ausgefallenen Glosse *Γλαυκώπιον* sei, fügt aber (zweifelnd) die Vermutung hinzu: *γλαρίς· τόρνος*. Dieses Wort, das auch für „Meißel, Grabstichel" gebraucht wird, paßt ja in der Bedeutung durchaus zu *γλαρίς* „Meißel, Hohlmeißel", aber paläographisch liegt ein anderes näher, nämlich *ὄρυξ* (wofür auch *ὄρυγξ*) „Spitzeisen, Werkzeug der Steinmetzen zum Einhauen, Eingraben", von Hesychios selbst erklärt als *λαοξοϊκὸν σκεῦος*. So hat ja Hesychios auch z. B. *ἀκεόντως· ἀψοφητὶ καὶ ἡσύχως*, und andererseits *ἀψοφητί· ἠρέμα. ἡσύχως .... Κόλακι*. Zur Entstehung des Fehlers könnte mit beigetragen haben, daß neben *ὄρυξ* „Gazelle" bei Herodot IV 192 *ὄρυς* (wohl sicher für dasselbe Tier) steht.

Digitized by Google

hin, sondern geht auf *Ἀριστόκλιτος zurück, das nachher zurechtgestutzt wurde. In einer Namenliste aus Ios steht *Κράτερος Κλατέρου,* wo Ernst Nachmanson (Beitr. z. Kenntnis d. altgriech. Volksspr. 23) nicht nur das ρ desselben Wortes als wirksam betrachtet (ebenso Wilhelm); allerdings kennt er keinen andern altgriechischen Fall dissimilatorischer Veränderung von Konsonanten im Satzzusammenhang. Und wenn *Κρεώφυλος* oder *Κρεόφυλος* (beide Schreibungen sind überliefert, im allgemeinen ist in den zusammengesetzten Wörtern die Form *κρεο-* älter als *κρεω-*) zwar hinsichtlich des ρ als die übliche durch den Scherz bei Platon (Staat X 600B) gesichert wird, so erscheint doch die Erklärung dieses ρ durch Annahme einer Dissimilation aus *Κλεόφυλος* (dieser Name bei Clem. Alex. str. 6, 266) zulässig.

2. *κλοτοπεύω.*

Dem wieder in der Versammlung erschienenen und zum Kampfe bereiten Achilleus hat Agamemnon anheimgestellt (Il. XIX 142ff.), noch zu warten, bis er die von der Dienerschaft herbeizuholenden Sühnegeschenke besichtigt hätte. Darauf antwortet Achilleus (147ff.): *δῶρα μέν, αἴ κ' ἐθέλῃσθα, παρασχέμεν, ὡς ἐπιεικές, | ἢ τ' ἐχέμεν· πάρα σοί. νῦν δὲ μνησώμεθα χάρμης | αἶψα μάλ'· οὐ γὰρ χρὴ κλοτοπεύειν ἐνθάδ' ἐόντας | οὐδὲ διατρίβειν· ἔτι γὰρ μέγα ἔργον ἄρεκτον.*

Das nur hier vorkommende *κλοτοπεύειν* erklärt Hesychios durch *παραλογίζεσθαι, ἀπατᾶν, κλεψιγαμεῖν, στραγγεύεσθαι* und bietet auch *κλοτοπευτής· ἐξαλλάκτης, ἀλαζών.*

Schmalfeld (Philol. XXXIV 594) deutete „gesponnen reden", Wz. *ϝεπ.* Prellwitz (BB. XXII 112) lehnt die Ansetzung dieser Wurzel wegen des ϝ ab und findet hier Wz. *oq* „sehen"; er deutet Etym. Wtb.[2] als *κλοτο-οπεύω* „hoch blicken" zu *κλέτας* „Höhe" und übersetzt zweifelnd „großprahlen, untätig sein". Boisacq, Dict. étym., nennt Sinn und Ursprung dunkel, er vermutet „seine Zeit mit leeren Worten verlieren".

Gegen Zurückführung des zweiten Bestandteils auf Wz. *ϝεπ,* von der *ὄψ = vox* stammt, besteht doch wohl kein Bedenken, da Homer neben *ἀποείπω ἀποειπών* auch (ohne ϝ) *ἀπειπέμεν* Od. I 91 und *ἀπειπόντος* Il. XIX 75 hat. Die Erklärungen des Hesychios führen sämtlich (auch *στραγγεύεσθαι* „sich drehen und winden") auf den Begriff des Truges, der Unehrlichkeit, und so erkenne ich in *κλοτοπεύω* eine Dissimilation für **κλοπ-οπευω* „unaufrichtig reden", vgl. *κλόπιος* „trügend" Od. XIII 295 von

Digitized by Google

Worten, und *κλέπτουσα μύθοις ἀθλίους κλοπάς* Eur. Herakles 100. Dieselbe Dissimilation zeigen akslav. *topolĭ* „Weißpappel", čech. *topol* „Pappel" aus lat. *pōpulus* und ags. *tapor,* engl. *taper* „Kerze" aus lat. *papyrus* (Ernst Schopf, Die kons. Fernwirkungen, Gött. 1819, S. 120). Vielleicht erklärt sich der im Elsaß vorkommende Familienname *Pattegay, Battegay* aus *Pappegey* (älternhd.: Weigand, Dtsch. Wtb.[5] II 367) oder *Bappegei* (Schweizer. Idiot. IV 1415), als ursprüngliche Bezeichnung des Besitzers eines Hauses „zum Papagei". Andererseits ist die ostfränkische Dialektform *Pataken* „Kartoffel", engl. *potatoe,* dissimiliert aus ital. span. *patata,* während *Kartoffel* selbst auf ital. *tartufo, tartufolo* zurückgeht (Kluge, Etym. Wtb.).

3. *Σύναλος. Ἀρύβας.*

Unter diesem Namen erscheint inschriftlich CIA II (= IGr. II 1) 235[1]) ein karthagischer Gesandter in Athen mit *Βοδμόλκας* (= *Bodmelqart* oder *Bodmilq*), 330—300 v. Chr. Ein *Σύναλος* ist Führer der Karthager 357 v. Chr., Befehlshaber von Minoa auf Sizilien, Plut. Dion 25. Ein weiterer Punier *Synalus* bei Sil. Ital. V 362ff. Der Name sei griechisch wie punisch schwer zu erklären, sagt R. Herzog, Philol. LVI 44.

Volksetymologische Umbiegung eines karthagischen Namens in griechischem Munde ist von vornherein anzunehmen, obwohl *σύναλος* nur als Glosse begegnet: „mit jemand Salz essend", *consalineus, consalaneus.* In *-αλος* wird das zu so vielen semitischen Personennamen verwendete Wort אל *'ēl* stecken. Alsdann kommen wir auf den phönik. Namen יזנאל *Jazan'el* und die hebr. אֲזַנְיָה *'Ăzanjā* „Gott hat erhört", יַאֲזַנְיָה *Ja'ăzanjā,* יַאֲזַנְיָהוּ *Ja'ăzanjāhu* „Gott erhört", so daß sich für das Phönikische auch *זנאל *Zan'ēl* „Gott erhört" ansetzen läßt. Zur Aphäresis des א vgl. hebr. נַחְנוּ *naḥnū* „wir" neben אֲנַחְנוּ *'ănaḥnū,* aramäisch חַד *ḥad* = hebr. אֶחָד *'eḥād* „eins" und anderes in den aram. Targumim (J. Levy, Chald. Wörterb. 1), חִיָּיה *Ḥijjā* (Name eines talmudischen Weisen) = bibl. n. pr. אֲחִיָּה *'Ăḥijjā.* Möglicherweise steht auch חִירָם *Ḥirām,* wie im A.T. ein König von Tyrus und ein tyrischer Künstler heißen (assyr. *Ḥirummu*), für אֲחִירָם *'Ăḥīrām* „mein Bruder ist erhaben", wie ein Mann vom Stamme Benjamin genannt wird. Die Wiedergabe von ז *z* durch *σ,* statt durch *ζ,* wäre auch ohne Volksetymologie möglich: vgl. *ὕσσωπος, σύβαχχοι, σακχούρας* (meine Semit. Fremdw. i. Gr. 38. 256. 258) und *Ἐσσαῖος* (O.

[1]) Dittenberger, Syll.[3] I Nr. 321.

Digitized by Google

Holtzmann, Neutest. Zeitgesch. 167f.). Für die Art, wie phönikische Namen griechisch wiedergegeben werden konnten, ist bezeichnend (CIS I Nr. 115, 2) דעמצלח *Domṣilleḥ* „Dom hat beglückt" mit griechischer Beischrift *Δομισαλως*.

Der Name des Sidoniers *Ἀρύβας* (Odyss. XV 426) hat offenbar mit *Ἀρύβας, Ἀρύββας, Ἀρύμβας*, dem Namen eines Königs von Epirus, eines Sohnes Alketas' I., nichts zu tun. Wie die griechische Form *Ἀννίβας* bekanntlich der phönikischen חנבעל *Ḥanba'al* „Baal war gnädig" entspricht (vgl. hebr. *Ḥănan'ēl* „Gott ist gnädig gewesen"), ebenso enthält auch *Ἀρύβας* in seinem zweiten Bestandteil den Gottesnamen *Ba'al*, so daß der ganze Name dem biblischen *Jᵉrubba'al* „Baal streitet" entsprechen könnte.

4. *γυλλός*.

Dieses Wort findet sich bisher nur in einer Inschrift aus Milet, welche die Satzungen einer Sängergilde enthält (v. Wilamowitz, Sitzgsber. Berl. Akad. 1904, S. 619ff.; Dittenberger, Syll.³ Nr. 57, 25). Die Inschrift ist eine etwa 100 v. Chr. entstandene Kopie einer viel älteren, spätestens zur Zeit des Hekataios redigierten, aber auf noch älteren Aufzeichnungen beruhenden Urkunde. Zu den wichtigsten Gepflogenheiten dieser Gilde gehört eine jährliche Prozession nach Didyma, *καὶ γυλλοὶ φέρονται δύο*. v. Wilamowitz verweist auf Hesychios *γυλλός· κύβος ἢ τετράγωνος λίθος*, wofür man bis dahin die Schreibung im Et. M. *γυαλός* vorzog. Er nimmt die *γυλλοί* als Steinwürfel, und Eitrem, Opferritus und Voropfer S. 434, findet das wahrscheinlich, wogegen Hock, Griech. Weihegebr. S. 46, es dahingestellt sein läßt, ob die Form dieser kleinen säulen- oder pfeilerartigen Idole für den *Ἀγυιεύς* mehr würfelförmig oder wirklich pyramidal gewesen ist. Über die Etymologie weiß v. Wilamowitz nicht zu belehren, Prellwitz² denkt zweifelnd an *γύλιος* „Tornister" zu ahd. *kiullā, chiullā* „Tasche", an. *kula* „Geschwulst" (Wz. *gu* „wölben"), und Boisacq bringt das Wort überhaupt nicht. Da ist es wohl gestattet, in fremdem Sprachgebiet Umschau zu halten. v. Wilamowitz S. 629 bemerkt, daß sich in Korkyra die Kegelform findet und daß Grammatiker die zylindrische Form angeben (Hesychios *ἀγυιεύς· ὁ πρὸ τῶν θυρῶν ἑστὼς βωμὸς ἐν σχήματι κίονος*). Nun bietet das Hebräische im Talmud ein gutsemitisches Wort *gōlēl* „Rollstein", von *gālal* „rollen, wälzen" (davon auch *gal* für **gall* „Steinhaufen") als stehende Bezeichnung des Steins, mit dem die Gräber verschlossen wurden und der seinerseits

Digitized by Google

durch einen vorgelegten Stützstein (*dōfēq*) festgehalten wurde. S. Krauß, Talmud. Archäol. II 77 nennt den *gōlēl* quadratisch; zu seiner, hinsichtlich der Anlage auf S. 488, A. 528 gegebenen Selbstverbesserung erklärt dort allerdings J. Löw unter Berufung auf Doktor Yahuda den *gōlēl* als mühlsteinförmig. Wie dem auch sein mag, erscheint die Ableitung des auf asiatischem Boden vorkommenden γυλλός aus einer semitischen Sprache nicht unberechtigt.

5. πίννα.

Prellwitz[2] verweist für den Namen der Steckmuschel, die sich im Meeresgrunde mit einer Art seidener Fäden befestigt, zweifelnd auf lit. *pìnti* „weben", ksl. *pęti* „flechten", hält aber auch ungriechische Herkunft für möglich. Boisacq zitiert Solmsen's Beitr. I 255 (πίν(ν)η Antiph. und Aristot. Tiergesch. V S. 588, 12; πίννα Athen. III 89c[1]); πῖνα Hesychios und Choiroboskos[2])), beanstandet die Gleichungen von Prellwitz, da diese Worte auf indoeurop. **(s)pen-* zurückgehen, und hält πίννα für mittelländisch. Da wird es wohl auch gestattet sein, die semitischen Sprachen zu befragen.

Isidoros von Charax bei Athen. III 46 S. 93e und f berichtet, daß im Persischen Meere, und Plinius Naturg. IX 35 (59), 115, daß in Akarnanien die πίννα (*pina*) Perlen erzeuge, und so hat schon der alte Bochart (Hieroz. ed. Rosenmüller III 601) hebräisches *pĕnīn* verglichen, das man früher als „Perle" verstand, jetzt aber, nur wegen der einen Stelle Klagel. 4, 7 „röter ihr Körper als *pĕnīnīm*" im Sinne von „(rote) Koralle" nimmt. *pĕnīn* ist sonst immer ein Bild der Kostbarkeit, und Siegfried und Stade, Hebr. Wörterb., machen mit Recht darauf aufmerksam, daß man an jener einen Stelle sehr wohl eine Übertragung des Wortes auf die aus Korallen gedrehten Perlen annehmen kann. *pĕnīn* soll jetzt die Korallen als die „verästelten" oder die „vielzackigen" bezeichnen, doch die dafür geltend gemachten Vergleichungen aus dem Arabischen dürften schwerlich allgemein überzeugen. Möglicherweise ist das Wort, das die Griechen entlehnt haben, auch im Hebräischen nur Lehnwort. Als Frauenname findet sich *Pĕninnā* schon 1. Samuel 1, 2. 4.

6. νύσσα.

„Säule auf der Rennbahn", schon bei Homer. Nach Prell-

[1]) Kaibel hat im Texte des Athenaios πῖναι (und merkt an: „πίναι A, sed in πίνναι corr"), in dem Zitat aus Chrysippos von Soloi πίννη.

[2]) Bei Cicero *pina*.

Digitized by Google

witz[2] zu *νύσσω* „steche, stoße". Boisacq führt diese gewöhnliche Deutung mit doppeltem Fragezeichen an und bezeichnet zwei andere (o. XXIX 262 und Am. J. Ph. XII No. 45 S. 13 A. 1) als nicht einleuchtend. J. Huber, De lingua antiquiss. Graec. incol., denkt an Herkunft aus einer Mittelmeersprache.

Hebräisch *nēs* für **niss* (= aramäisch *nissā* „Zeichen, Wunder") bedeutet ein in der Höhe angebrachtes, weit sichtbares Zeichen, im besondern hohe Stange, Fahne, Flagge. Dieses Wort ist vielleicht entlehnt aus dem Assyrischen: *nîšu* „Erhebung, Erhobenes" von *našū, nš* „erheben", vgl. H. Zimmern, Akkad. Fremdw. 13; es wird aber auch anders erklärt.

7. *ἄμπυξ.*

„Kopfband" oder „Kopfreif" als Frauenschmuck, einmal schon in der Ilias (XXII 469), dann bei den Tragikern, wird von Bezzenberger (bei Fick[4] I 325) mit *ἄντυξ* zusammengebracht, der *ἀγκών* und skt. *aṅkuśaḥ* „Haken" vergleicht. Boisacq macht dagegen geltend, daß weder *-π-* noch *-τ-* vor *υ* auf *-qu-* zurückgehen können, und erklärt auch *ἄντυξ* für dunkel.

Friedrich Delitzsch führt folgende assyrische Wörter an: *uppuḫu* (eig. Inf.) „Umhüllung?", *appaḫu* 1) „Umschließung, Umhegung", 2) „Gewandung, Bekleidung?", *upḫu* „Umschließung, Einfassung?", *apuḫḫu* vielleicht „Einschließung". Und Muß-Arnolt: *uppu* „Umschließung, Ring, Einfriedigung", *aıpḫu* „Gewand, Kleid", *uıppuḫu* „Kleidung, Kleid". Die Wiedergabe des doppelten Nasals durch μ + Nasal hätte ihre Analogien in *σαμβύκη* aus aram. *śabbᵉkā, τύμπανον* aus aram. *tuppā,* assyr. *tuppu, tuppanu, Ἱερόμβαλος* (neben *Ἱεροβάαλ* LXX) = hebr. *Jᵉrubbaʿal, σάμβατον* = *σάββατον* sowie in dem Namen des sagenhaften Flusses *Sambation* von hebr. *šabbāt.* In der aus dem 9. christlichen Jahrhundert stammenden Abschwörungsformel für übertretende Juden (Cumont, Wien. Stud. XXIV 462ff.; vgl. Rev. de l'Instr. publ. en Belg. XLVI 8ff.) heißt es § 9: *πάντα ῥεμβὶ ἢ ῥαββί* und *ἀρχιρεμβίτας ἢ ἀρχιραββίτας.*

8. *καταῖτυξ.*

„Niedriger Helm, Sturmhaube" (Il. X 257f.: *ἀμφὶ δέ οἱ κυνέην κεφαλῇφιν ἔθηκεν | ταυρείην, ἄφαλόν τε καὶ ἄλλοφον, ἥτε καταῖτυξ | κέκληται*), nach dem Scholion *ἀπὸ τοῦ κάτω τετύχθαι,* nach Bechtel's Lexilogus wohl karisch (ohne Begründung), bei Boisacq nichts Befriedigendes. Nun führen Fr. Delitzsch und Muß-Arnolt

Digitized by Google

assyrisches *guduttu* „Schüssel" an, das, wie Prof. Hommel mir sagte, ihm sumerisch klingt und, falls es semitisch wäre, auf *gadantu* zurückgehen würde. Entsprechung $\varkappa = g$ wie in *κάμηλος, καικύλη, κοράλλιον* (meine Semit. Fremdw. 1. 68. 18f.) und $\tau = d$ wie in *ἰῶτα, τευθίς, σάνδαλον, κιττώ* (das. 170. 18. 36). Das homerische *πήληξ* „Helm" gehört ja zu *πέλλα* „Melkfaß", *πελλίς* „hölzerne Schüssel, Becken", und auch *κόρυς* „Helm" wurde zu skt. *carú-* „Topf" gestellt, wie *κράνος* „Helm" zu *κράνον* „Schädel" und *κέρνον* „Schüssel"; hebr. *qōbaʿ* „Helm" gehört zu *qubbaʿat* „Kelch", assyr. *qabuʿtu* „Becher". Auf welchem Wege das fremde Wort ins Griechische gelangt sein könnte, wird sich in diesem wie in anderen Fällen schwerlich feststellen lassen.

9. *ὑσσός.*

Zuerst bei Polybios zur Übersetzung des lat. *pilum*. Bücheler, Rh. Mus. XXXIX 423ff., hält unter Berufung auf Appians Angabe (Kelt. 1): *τὰ δὲ δόρατα ἦν οὐκ ἀπεοικότα ἀκοντίοις, ἃ Ῥωμαῖοι καλοῦσιν ὑσσούς*, die dieser von seinen Vorgängern abgeschrieben haben müsse, das Wort für umgemodelt aus lat. *hasta* (umbr. *hosto* stehe dem *ὑσσός* etwas näher)[1]). Bezzenberger, BB. XXVII 178 erklärte es aus **ὕσθjος* und stellte es mit *ὕστριξ* „Stachelschwein", altisl. *oddr* usw. zusammen. Bechtel, BB. XXX 271 bezweifelt diese, wie er sagt, lautgesetzlich einwandfreie Etymologie, weil bei griechischem Ursprung das späte Auftreten nicht zu erklären wäre; er dachte wohl nicht an das späte lat. *lēvir* = *δᾱήρ* = ai. *dēvár* (G. Meyer, Gr.[2] § 106). Er selbst nimmt an, die Griechen hätten eine karische Waffe und deren Bezeichnung in karischen Garnisonen kennen gelernt, und das Wort *ὑσσός* sei in die militärische Terminologie gekommen, als man eine Bezeichnung für *pilum* brauchte. Zur Begründung der Ableitung aus dem Karischen verweist er auf das häufige Element *ὑσσ-* in karischen Personennamen wie *Ὑσσέλδωμος, Ὕσσις, Ὑσσωλδος*, deren Sinn wir doch aber bisher nicht kennen. Zuletzt hat Petersson, Glotta IV 298, das lat. *sudis* „kurzer Pfahl, Spitze", *sublica* (aus **sudhlica*) „ein in den Boden eingeschlagener Balken, Pfahl", *sublices* „Brückenpfähle" verglichen, so daß *ὑσσός* aus **ὑθ-jός* entstanden wäre.

Ich wage es unter diesen Umständen immerhin, an die Möglichkeit einer anderen Entlehnung zu denken. Alle *pila* haben

[1]) Gebilligt von L. Hahn, Rom und Romanismus im gr.-röm. Osten S. 13.

Digitized by Google

ein Eisen mit Widerhakenspitze (A. Schulten, Rh. Mus. LXIX 477ff.). Aus dem Worte *pilum* ist bekanntlich ahd. *pfîl, fîl,* nhd. *Pfeil* geworden. So steht auch der Bedeutungsunterschied nicht im Wege, wenn man assyrisches *ussu* „Pfeil", hebr. *ḥēṣ* für **ḥiṣṣ* heranzieht, das semitisch ist (hebr. *ḥāṣaṣ* = *ḥāṣā* „teilen")[1]. Wegen des spiritus asper mag auf *ὄσσωπος* = hebr. *'ēzōb* (assyr. *zûpu*) hingewiesen werden[2], da der hebräische Anlaut *ḥ* sonst nicht so wiedergegeben erscheint; in *Ἑβραῖος* = *'Ibrī* und dem n. pr. *Ἠλι* = *'Ēlī* ist dieser spiritus der Versuch einer Wiedergabe des anlautenden *'ajin*.

10. *μάκκουρα.*

Unmittelbar hinter der Glosse *μάκκορ· ἐργαλεῖον γεωργικόν, ὡς δίκελ(λα),* die schon Roscher in Curt. Stud. III 131f. als offenbar lakonische Form für *μάσκος* (Hesych. *μάσκη· δίκελλα*) erkannt hat, bietet Hesychios: *μακκούρᾳ· χειρὶ σιδηρᾷ, ᾗ χρῶνται πρὸς τοὺς ἵππους.* Also wohl „Striegel, Schabeisen". Für eine Ableitung aus indogermanischem Sprachgut sehe ich keine Möglichkeit. Aber hebräisch findet sich im Talmud *maqqōr* (von der Wrz. *naqar* „bohren, stechen, graben", die auch in anderen semitischen Sprachen erscheint) für ein Instrument zum Schleifen stumpf gewordener Zacken der Handmühle und daselbst aramäisches *maqqōrā* (eig. „Nagewerkzeug") für „Schnabel". Vokalentsprechung wie in *μακούνιον* = *mākōn, mᵉkōnā* (Semit. Fremdw. 129).

11. *νεώς.*

Schon bei Homer *νηός,* dor. und thess. *νᾱός,* aiol. *ναῦος,* wird wohl allgemein als „Wohnung (der Gottheit)" zu *ναίω* gestellt (als **ναϝσ-ϝο-ς*). Nach O. Hoffmann, Gesch. d. gr. Spr. I[1], ist *νεώς* „Tempel"[3] wie *ἀσάμινθος, μέγαρον* (Kulturwörter) den nichtindogermanischen Pelasgern und Lelegern zu verdanken. Wenn *νεώς* nicht ursprünglich griechisch ist, so bietet sich (über *μέγαρον* vgl. Semit. Fremdw. 93f.) doch ungezwungen hebr. *nāweh* „Wohnung, Aufenthalt der Menschen oder Gottes" dar. Allerdings bedeutet dieses Wort auch „Weide, Aue, Trift", und

[1]) Vgl. arab. *ḥarba* „Lanze" = hebr. *ḥereb* „Schwert" (Fränkel, Aram. Fremdw. i. Arab. 30ff.).

[2]) Semit. Fremdw. 38. Jetzt vgl. für *σσ* = *z* noch *Ἐσσαῖος, Ἐσσηνός* = hebr. *ḥōzeh* „Seher" (O. Holtzmann, Neutest. Zeitgesch. 167f.).

[3]) In der 2. Aufl. wird *νεώς* in diesem Sinne nicht mehr genannt.

Digitized by Google

diese Bedeutung ist wohl sogar die ursprüngliche, da es mit assyr. *nawû, namû* „Trift, Wüste“ zusammengestellt wird. Nach H. Zimmern, Akkad. Fremdw. 43, geht es vielleicht, ebenso wie syr. (Plur.) *nəwajatā* und südarab. *nwj*, auf das Akkadische d. h. Assyrische zurück.

βωμός (schon bei Homer) bezeichnet jede Erhöhung, um etwas anderes daraufzusetzen oder um hinaufzusteigen, Gestell, Untersatz, gewöhnlich Altar, spät auch Grabhügel und wird seit langem mit *βαίνω, βῆμα* zusammengebracht. Cuny, Les mots du fonds préhellénique en Grec, Latin et Sémitique occidental (Annales de la Fac. des Lettr. de Bordeaux, XXXIIe année, Unterabt.: Rev. des Ét. anc. XII, 1910, S. 154ff.), stellt *βωμός*, das keine gute indogermanische Etymologie habe — er zitiert Boisacq 138 — mit hebr. *bāmā* „Höhe, Anhöhe, Anhöhe für Opferdienst, Grabhügel“ zusammen, das seinerseits ohne gute semitische Etymologie dastehe. Nach Zimmern kommt das hebr. Wort (Plur. *bāmōt*) vielleicht von akkad. d. h. assyr. *bāmtu* „Höhe, Anhöhe“, Plural *bāmāti*. Der Stamm scheint tatsächlich unbekannt.

Berlin. Heinrich Lewy.

Zur Blattfüllung.

S. o. XLV 288.

Baranowski reimt An. sził. 164f. *gieda* : *(niękùs) klieda*. Zu Szyrwids Zeiten hieß das Reimpaar noch — nach der *-μι*-Flexion — *giesti* : *kliesti* (Inf. *giedoti* : *kliedėti*). Dict. s. *Pieie kur*. Canit gallus. *Giesti gaydis;* PS. 127, 4 *giest*. — PS. 104, 28 *klesti* [= *kliesť* Dauksza Post. 363, 26] „sie irren“; Dict. s. *Bałamucę*. Nugor, ineptio. *Niekauiu, kliemi;* s. *Plotę*. (Trop.) Somnio, nugor ineptias et nugas garrio[1]). *Kliemi sapnuoiu;* s. *Błąd*. Error, erratum, mendum. *Kliedeimas, paklidimas* (vgl. Präs. *klýsta* An. sził. 83, vom Inf. *nuklist* Dict. s. *zabłądzić*). Zur Bedeutungsentwicklung (Nesselmann 215. 218 s. *klajoju klydu,* Lalis s. *klajoti*) vgl. russ. *broditь* „umherschweifen, wandern“ : *bréditь* „träumen, phantasieren, faseln“ (Berneker, Et. Wb. s. *bredǫ brodž,* auch s. *blędǫ*).

W. S.

[1]) *ineptias, nugas* d. i. *niekùs*.

Digitized by Google

Nachträge zu dem Aufsatz Σκυθικά.

o. LIV 254.

Zu S. 261 Anm.: über apers. *farnah* = avest. *hvarnah-* vgl. jetzt Andreas bei Lentz, Zeitschrift für Indologie und Iranistik IV 287f. Bei Aeschylus auch *Φαρανδάκης* und *Φαρνοῦχος*.

Zu S. 263 Anm. 1: Herodian, *περὶ διχρόνων* 290 (Lehrs, Tria scripta 355) lehrt für Ptzp. Neutr. *βάν* und *στάν* Kürze, zitiert aber aus der Dichtung *ἐπαναβάν* in dem Verse:

ἵνα μὴ τὸ γῆρας ἐπαναβὰν αὐτὸν λάθῃ.

Hom. *ὤλκα* und *Ἰαωλκός* sind keine sicheren Zeugen für *ω* vor *λκ*.

Zu S. 268: Den Volksnamen *Μασσαγέται* haben Tomaschek, Sitzungsber. d. Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. CXVII (1889), 47 und Marquart, Philologus Suppl. X 78 mit avest. *masya* „Fisch" zusammengebracht. Die Grundform ist nach Marquart *masya-ka*, Erweiterung um das Suffix *-ka* ist dem Iranischen ganz geläufig. An diese Grundform, die Übergang der intervokalischen Tenuis in Media zeigt, wäre das altmitteliran. Pluralsuffix *-t* angetreten. Mir schien diese Deutung zwar möglich, aber nicht gesichert. Nun aber kann ich für diese Etymologie eine Stütze bringen, die ihr, wenn ich mich nicht irre, noch niemand gegeben hat. Bei den arischen Indern existiert ein Volk, die *Matsyās*, ein Name, der mit ai. *matsya* „Fisch" identisch ist. Sie werden zuerst in der Zehnkönigsschlacht Ṛg. VII 18, 6 genannt, aber auch später noch in der Sanskritliteratur als Volk des westlichen Indiens erwähnt. Vgl. Zimmer, Altindisches Leben 127; Oldenberg, Buddha[1] 401; 409. Gewiß ist das nicht mehr als eine Parallele zu der Benennung eines iranischen Stammes nach den „Fischen". Aber es ist doch sehr beachtenswert, daß es einen solchen Volksstamm bei den nächstverwandten Indern gab. Sollten die *Matsyās* eigentlich Iranier gewesen sein, so könnten sie und die *Μασσαγέται* am Aralsee immerhin verschiedene Zweige desselben Stammes darstellen. Aber das ist so unsicher wie möglich. Sicher ist dagegen, daß die Griechen den Namen der *Μασσαγέται* bereits zur Zeit des Cyrus oder kurz darauf kennen gelernt haben, daß wir also in der Namensform *Μασσαγέται* einen Zeugen für altmitteliran. Wandel einer intervokalischen Tenuis zur Media und für den *t*-Plural aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des sechsten vorchristl. Jahrhunderts besitzen.

Zu S. 270: Das Apellativum *Ἐναρεες* habe ich ganz ohne Akzent gelassen, da die Überlieferung von der griech. Flexion

Digitized by Google

des skythischen Wortes kein klares Bild gibt. Daß *Εναρεες* einem altiran. *a-narya* „unmännlich" entspricht, daran lassen die Ausführungen Hdt. I 105; IV 67 und [Hippokrates] *περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* 22 keinen Zweifel. Als Grundlage der griech. Wiedergabe wäre altmitteliran. **anari* anzusetzen, und dazu stimmt Hdt. IV 67 *ενάριες* in den Handschriften A B C. Aber P S R V haben hier *ναρεες* und I 105 steht nach Hude in beiden Handschriftenklassen *ἐναρέας*. Dazu hat Gomperz Wiener Sitzungsber. phil.-hist. Kl. CLXIII (1883), 174f. für das an der Hippokratesstelle in V überlieferte *ἀνδριεῖς* sicher mit gutem Recht *Ἀναριεῖς* eingesetzt. So käme man zu einer Form *ἀναριεύς*, die ich nicht verstehe, sowenig man begreift, warum für anl. *a*, wie es der Autor der Schrift *περὶ ἀέρων* hat, bei Herodot *ε* steht.

Zu S. 271: Dafür daß Zarathuštra um 1000 v. Chr. oder noch früher gelebt hat, spricht sich auch Clemen, die griech. und latein. Nachrichten über die persische Religion 11ff. mit zum Teil sehr beachtenswerten Gründen aus. Vgl. ds. Zs. f. Religionskunde und Missionswissenschaft 1925, 45ff. Die von mir auf dieser Seite Anm. 1 genannte Gatha-Stelle Y. 33, 11 lautet:

yo sovišto ahuro | muzdōsča aromutišča
urtomča frāδat.yoiδom | manasča vohu xšaθromča usw.

Hier scheint *ahuro muzdō* über die Cäsur hinweg durch das *ča* von *muzdōsča,* das in Parallele zu dem *ča* der folgenden Glieder steht, zur Einheit gebunden zu sein. Aber zu der Singularität, daß allein dieser Vers in den Gathas scheinbar die feste Verbindung *ahuro muzdō* in der Reihenfolge der jüngeren Zeit bietet, trotz der Cäsur, die die beiden Glieder trennt, kommt die Stellung von *ča.* Denn wo sonst in den Gathas ein aus zwei oder mehr Wörtern bestehendes Satzglied mit andern Wörtern durch *ča* verbunden wird, tritt *ča* hinter das erste und nicht wie hier hinter das zweite Wort. Auch in dem übrigen Awesta kenne ich keine Stelle, die eine genaue Parallele für unsern Vers abgeben könnte. Yasna 26, 2, wo Eigenschaften der *Fravurti-* aufgezählt werden, heißt es zum Schluß:

xraθwištōmča hukurptomōmča urtāt apanōtomōmča

„wir verehren die Fravurti . . . und als die weiseste und die wohlgestaltetste und an Wahrheit höchste". Hier aber können rhythmische Gründe veranlaßt haben, in der Verbindung der beiden letzten Worte *ča* an den Schluß zu bringen. Sechs Adjektiva gehen voraus, die alle mit *ča* angeknüpft werden, und von denen offenbar rhythmisch je zwei jeweils als Paar zusammen-

Digitized by Google

zufassen sind. Stehen aber diesen Paaren die beiden letzten Worte rhythmisch gleich, so fällt diese rhythmische Gleichförmigkeit durch die Endstellung von *ča* noch mehr ins Ohr. So kann man verstehen, daß an dieser Stelle in einer zweigliedrigen Wortverbindung *ča* an das zweite Glied angeschlossen ist. In unserem Gathavers aber würden gleich zwei Sonderbarkeiten zusammentreffen. So darf man vielleicht übersetzen: „der Du der mächtigste Herr und der Weise (bist), und Aromuti usw. ... (hört auf mich usw.)" Zu der Verbindung von *sovišto* mit *ohuro* und *muzdō* vgl. auch Yasna 28, 5. An unserer Stelle wären *ahuro* und *muzdō* als Bezeichnungen des höchsten Wesens völlig koordiniert.

Zu S. 281: Vgl. Aesch. Suppl. 287: *καὶ τὰς ἀνάνδρους κρεοβόρους* (codd. *κρεοβρότους*) [*δ'*] *Ἀμαζόνας*. Wilamowitz bemerkt dazu: „nempe carne vescuntur quae pulte abstinent *ἀμαζόνες*". Wenn ich das recht verstehe, so bedeutet das, daß schon Aeschylus *Ἀμαζόνες* mit *μᾶζα* verbunden hätte.

Marburg i. H. Hermann Jacobsohn.

Dodona.

Längst hat man behauptet, daß der Volksname der *Ἕλληνες* mit den *Ἑλλοί*, den Priestern des Zeus im Zeusheiligtum von Dodona zusammengehört. Bei Hesych findet sich die Glosse *Ἑλλοί· Ἕλληνες οἱ ἐν Δωδώνῃ καὶ οἱ ἱερεῖς*. Über das Verhältnis der *Ἑλλοί* zu den *Ἑλλᾱϝονες* ist o. LIV 285f. gesprochen worden, ich hätte nur Fick BB. XXVI 239 nicht vergessen dürfen, der ebd. 233ff. über die Namen auf *-ᾱϝονες*, *-ᾶνες* gehandelt hat. Ob die Form *Ἑλλοί* oder *Σελλοί* für die Priester des Zeus die richtige Tradition wiedergibt, ob *Σελλοί* eine uralte, im Kult gebliebene Form mit erhaltenem *σ* im Anlaut darstellt, *Ἑλλοί* dagegen die jüngere Form ist, ist bekanntlich zweifelhaft. Wilamowitz, Hermes XXI 114 Anm. 1 hat auch die *Ἕλλοπες* hierhergezogen, ebenso Fick a. a. O. 239, ein Volksname, der aus dem Namen *Ἑλλοπία* zu gewinnen ist. *Ἑλλοπία* aber hieß unter anderm die Landschaft um Dodona, vgl. etwa Strabo VII 328: *Φιλόχορος δέ φησι καὶ τὸν περὶ Δωδώνην τόπον, ὥσπερ τὴν Εὔβοιαν, Ἑλλοπίαν κληθῆναι· καὶ γὰρ Ἡσίοδον οὕτω λέγειν· ἔστι τις Ἑλλοπίη ... ἔνθα δὲ Δωδώνη τις ἐπ' ἐσχατίῃ πεπόλισται.* Die Namen auf *-οπες* verzeichnet jetzt Krahe, die alten balkanillyr. geographisch. Namen 73f., ferner Fick a. a. O. 238f. Daß es sich bei ihnen um Volksstämme handelt, die schon vor der dorischen

Digitized by Google

Wanderung in Griechenland, und zwar im nördlichen Griechenland sassen, brauche ich hier nicht näher auszuführen. Nun gehören aber die gleichgebildeten Adjektive auf *-οψ* wie *αἰθοψ*, *ἠνοψ*, *μέροπες*, *μῆλοψ*, *νῶροψ*, *οἶνοψ* alle lediglich der epischen Sprache an, auch *εὐρύοπα*, und *Αἰθίοπες* stammt ebenfalls daher, wenn diese beiden Wörter überhaupt gleichen Ursprungs sind (Wackernagel, Dehnungsgesetz 52f.). Das stimmt also durchaus zu dem vordorischen Ursprung der Völkernamen auf *-οπες*. Damit scheint der Beweis geschlossen, daß die *Ἕλλοι*, *Ἑλλάονες* von Dodona Griechen waren, die vor der Einwanderung der Dorer in Epirus um und in Dodona gewohnt haben, was doch wohl auch allgemein angenommen wird. Wenn nun in der ältesten griechischen Überlieferung des Epos *Ἑλλάς* und *Ἕλληνες* nach Thessalien gehören, so könnte es sich um spätere Einwanderung handeln, die noch in vordorischer Zeit erfolgt wäre. Bedenkt man aber, daß *Ἑλλοπία* auch der Name des nördlichen Euböa war (Herodot VIII 23), daß Stephanus von Byzanz eine Stadt gleichen Namens bei *Δολοπία* am Pindus und eine ebensolche Landschaft um Thespiae nennt, und daß derselbe eine Stadt *Ἑλλόπιον* in Ätolien aus Polybios erwähnt, so ist es auch denkbar, daß dieser Stammname bei den Altgriechen im Norden Griechenlands weit verbreitet war. Wenn nun für denselben Stamm um Dodona herum alle drei Variationen des Namens *Ἕλλοι*, *Ἕλληνες* und *Ἕλλοπες* angewandt wurden, so scheint daraus hervorzugehen, daß sie im Gebrauch identisch waren. Möglich ist es also, daß es sich bei ihnen um einen uralten Gesamtnamen der Altgriechen — mit Ausschluß der Dorer — handelt. So wäre der Name *Πανέλληνες* zum Unterschiede von einzelnen Stämmen, die den Namen des Gesamtvolkes festgehalten hätten, in gleicher Weise, wie bei den Slaven die Slovenen, Slovaken und Slovinzen, leicht erklärbar. Sekundär wäre dann aus den *Πανέλληνες* wieder die Form *Ἕλληνες* losgelöst. Aber es ist vielleicht ein Hinweis darauf, daß der Name bei Dodona besonders festsaß, wenn wir von dort alle 3 Namensformen kennen. Hier aber war ein Zentralheiligtum der Griechen, das mit seinem Zeuskult einen Mittelpunkt griechischer Religion bildete. Waren die *Ἕλλοι*, *Ἑλλάονες* die Hüter und Bewahrer dieses Kultes, so nannten sich *Πανέλληνες* alle die Stämme, die dem Gott bei den *Ἑλλάονες* ihre Verehrung bezeugten. Der Name wäre also von Dodona ausgegangen, von dem griechischen

Digitized by Google

Stamm, der hier ansässig war, übertragen, weil Dodona ein so wichtiges Kultzentrum der Griechen war[1]).

Ich würde diese Hypothese nicht vortragen, wenn nicht auch der andre Gesamtname, mit dem man die Griechen in historisch lichten Zeiten benennt, nach Dodona wiese. Wenigstens sagt Aristoteles an der bekannten Stelle Meteorol. I 353a 27: *ᾤκουν γὰρ οἱ Σελλοὶ ἐνταῦθα καὶ οἱ καλούμενοι τότε μὲν Γραικοί, νῦν δ' Ἕλληνες.* Niese in seinem Aufsatz „über den Volksstamm der Gräker" Hermes XXI 409ff. hat diese Stelle des Aristoteles behandelt und meint, es sei lediglich eine Hypothese, daß der Name, den die Hellenen auf italischem Gebiet führen, als der älteste angesehen werde. Wilamowitz, ebd. XII 113ff. nimmt sich der Tradition an und hält es für sehr wohl möglich, daß sich in Dodona, „das immer eine Insel vordorischer Kultur in der epirotischen Barbarei geblieben ist", eine Erinnerung an die Graer gehalten habe, an die Graer, die „vor der Völkerwanderung Nachbarn des Volkes waren, das den Italikern den Griechennamen übermittelt hätte." Auch für ihn sind die Graer = Grāii = Graeci von Anfang an ein griechisches Volk, nicht ein Stamm fremden Ursprungs, dessen Namen die Italiker auf die Hellenen übertragen hätten. Was ich dazu Neues sagen möchte, ist lediglich dies: liegt in der Angabe des Aristoteles echte Überlieferung vor, so knüpft auch der Name, mit dem die Italiker die Griechen benannten, an Dodona an. Dann ist es auch kein Zufall, daß im Westen Graii = Graeci die Bezeichnung des Gesamtvolkes geworden ist. Wie bei dem Namen der *Ἕλληνες* war es auch hier die überragende Bedeutung von Dodona mit seinem Zeusheiligtum für die Hellenen, die Veranlassung gab, daß ein Name eines Stammes, der um Dodona saß, für das ganze Volk gebraucht wurde[2]). Wie sich aber diese beiden Stammnamen zu einander verhalten, ob es sich bei ihnen um ein historisches Nacheinander oder um zwei Namen desselben Volkes oder um zwei verschiedene Stämme handelt, die dort neben- und durcheinander wohnten, können wir nicht wissen.

Marburg i. H. Hermann Jacobsohn.

[1]) Sehr merkwürdig sind die Hesychglossen *Ἕλα* und *Ἑλλά· τὸ τοῦ Διὸς ἱερὸν ἐν Δωδώνῃ.* Wäre auf sie Verlaß, so bestünde wenigstens zwischen *Ἑλλά* und *Ἑλλός* dasselbe Verhältnis, das wir in diesen Gegenden Griechenlands des öfteren zwischen dem Namen der Ortschaft und dem seiner Bewohner finden wie in *Ἰθάκη* : *Ἰθακοι*, *Ἐλίνα* : *Ἕλινοι* usw. (Schulze, Eigennamen 540).

[2]) Die Frage, ob *Δωδώνη* eine ursprünglich illyrische Stadt ist (Krahe a. a. O. 47f.), ist davon unabhängig.

Digitized by Google

Der Nominativ für den Vokativ im Indogermanischen.

Die vorliegende Untersuchung beabsichtigt den Ersatz des Vokativs durch den Nominativ sowohl in formeller wie in syntaktischer Beziehung, soweit derselbe bereits der indogermanischen Ursprache angehört, zu behandeln, will aber auch die hierhin gehörigen einzelsprachlichen Neuerungen, die mit den indogermanischen Vorgängen in engerem Zusammenhange stehen, nicht übergehen. Eine gemeinsame Behandlung der formellen und der syntaktischen Erscheinungen empfiehlt sich deshalb, weil beide nicht immer auf den ersten Blick von einander zu scheiden sind und oft auch in einander greifen. Bei der Einordnung der einzelnen Erscheinungen wird meine Arbeit überall von deren Ursachen ausgehen und insbesondere solche, die an und für sich vielleicht eher als syntaktische zu betrachten, aber durch lautliche und flexivische Vorgänge veranlaßt worden sind, unter den formellen behandeln.

I. Formelle Erscheinungen.

Von neutralen *o*-Stämmen, die indogermanisch einen Vokativ (und zwar nur auf *-o-m*) gebildet haben, kommen nach meinen Ausführungen ob. LI 162ff. nur die Wörter für „Kind" und vielleicht auch noch solche von Deminutiven auf *-io-m* in Betracht. Ich habe dort auch auseinandergesetzt, wie die Gleichheit des Vokativs der Neutra mit ihrem Nominativ in den europäischen Sprachen zu erklären ist; dabei habe ich aber übersehen, daß es auch altbulgarisch einen neutralen *o*-Stamm mit der Bedeutung „Kind" gibt, der seinen Vokativ dem Nominativ gleich bildet, nämlich *čędo* (Vok. *čędo* Cod. Mar. Matth. IX 2; XXI 28; Mark. II 5; Luk. II 48; XV 31; XVI 25). Falls *čędo* auf Entlehnung beruht, braucht es sich in seiner Verwendung des Nominativs als Vokativ nicht nach *dětę, mladę, otročę,* sondern könnte sich auch nach einem damals noch im Slaw. vorhandenen ererbten *o*-Stamm mit der Bedeutung „Kind", der mit ahd. *kind* oder *barn* oder gr. *τέκνον* urverwandt war, gerichtet haben. Höchst wahrscheinlich aber ist *čędo* ein Erbwort (vgl. Berneker, Slav. etym. Wb. I 154); gegen seine Entlehnung spricht auch besonders seine Bedeutung. Dann aber erklärt sich der idg. Vokativ **kendom* genau so wie der idg. Vokativ **teknom*. Wo abg. etwa sonst noch Vokative auf *-o* von

Digitized by Google

Neutra auf *-o* vorkommen sollten, könnten sie nur der Analogie von *čędo* gefolgt sein[1]).

Nicht so selten wie die Vokative auf *-om* der Neutra können idg. die auf *-os* der Maskulina gewesen sein. Zwar lassen sich feste Vokative dieser Art bei bestimmten einzelnen Wörtern wie gr. *ἐμός*, lat. *meus*[2]) nur in geringer Anzahl als indogermanisch erweisen; wohl aber läßt sich zeigen, daß indogermanisch von zahlreichen maskulinen *o*-Stämmen Vokative auf *-o-s* unter gewissen Verhältnissen überhaupt gebildet werden konnten.

Erhalten sind solche Vokative besonders im Lateinischen. Ein Fall dieser Art findet sich bei Livius 8, 9, 4. Der Konsul Decius spricht dort die Worte: *agedum pontifex publicus populi Romani, praei verba, quibus me pro legionibus devoveam.* Redete man aber den Priester in dem Augenblicke, in dem er eine Kulthandlung vornehmen sollte, in feierlicher Weise mit der Nominativform an, so läßt sich auch das nicht erst aus dem Sonderleben der lateinischen Sprache erklären, sondern muß bereits aus dem Indogermanischen ererbt sein. Denn besonders den Ausdrücken der Feierlichkeit ist ja tiefe Stimmlage eigen (Sievers, Phonetik[5] § 676), so daß hier indogermanisch das stammesauslautende *-e* in *-o* übergehen mußte, das stets durch nominativisches *-os* (bez. *-om*) ersetzt wurde. Die Vokativformen auf *-os* von *e/o*-Stämmen konnten sich dann aber als feierliche Formen der Anrede an den amtierenden Priester im Kultus forterben, und bei keinem indogermanischen Volke ist ihre Erhaltung so leicht zu

---

[1]) Leskien bemerkt Handbuch d. abg. Spr.[4] S. 76: „Ein Vokativ eines Neutrums *osilo* (Strick) steht Supr. 230, 21: *osile,* offenbar eine willkürliche Bildung, hervorgerufen durch die Personifikation der angerufenen Gegenstände." Wo ein Sachname einen Vokativ bildet, ist die Sache allerdings immer personifiziert; da aber auch *čędo* einen persönlichen Begriff enthält, so hätte man hier zunächst wohl eine Analogiebildung nach ihm erwarten können. Nun unterschied sich aber der Vokativ *čędo* nicht von seinem Nominativ, während derjenige der maskulinen *o*-Stämme durch einen besonderen Ausgang gekennzeichnet war: daher durchbrach man hier die formelle Analogie wie bei lat. *melcule* (ob. LI 173 Fußn.). Bei *osile* zeigt es sich besonders deutlich, daß es für die Neutra das Natürliche ist, den Vokativ in derselben Weise wie die Maskulina (und Feminina) zu bilden.

[2]) Für den Vokativ *ἐμός* als Attribut eines gleichfalls in Nominativform auftretenden Vokativs ist den Belegen ob. LI 178 hinzuzufügen *ἀστέρας εἰσαθρεῖς, Ἀστὴρ ἐμός* Plato Anthol. Gr. VII 669 sowie *ἦλθεν ὁ βοῦς ὑπ' ἄροτρον ἑκούσιος εὖ γ', ἐμὸς Ἑρμᾶς* Kallim. Epigr. XLVI Schneider. — Wenn, wie es wahrscheinlich ist, in *mel meum, suavitudo, cibus, gaudium* Plaut. Bacch. 23 ein Vokativ vorliegt, so ist zu *cibus* ein *meus* aus *mel meum* zu ergänzen.

Digitized by Google

verstehen, wie bei den Römern, die in ihrem Kultus so konservativ gewesen sind. Neben *pontifex publicus* wird im Kult auch noch ein Vokativ **pontifex maximus* existiert haben[1]). Nach welchem Worte sich *pontifex publicus* und **pontifex maximus* als Vokative gerichtet haben, ist allerdings schwer zu sagen, da als einfache Wörter für „Priester" nur *pontifex, sacerdōs, antistes* und *flāmen* erhalten sind. Vielleicht aber ist der römische Priester ursprünglich einmal *sacer* genannt worden, da *sacer* auch in Bezug auf Personennamen vorkommt und so nicht nur in Verbindung mit *vates* bei Horaz Carm. IV 9, 28 und Tibull II 5, 114, sondern auch selbst substantivisch in *sacer interpresque deorum ... Orpheus* bei Horaz A. P. 391 erscheint. Der Vokativ von idg. **sakros* aber, mit dem lat. *sanctus* = aisl. *sáttr* (Lidén bei Noreen, Urgerm. Lautl. 25) zusammengehört, wird eben gleichfalls **sakros* gelautet haben.

Bei den Römern redete man aber nicht nur den die Kulthandlung vollziehenden Priester, sondern auch das der Kulthandlung als religiöse Gemeinde beiwohnende Volk in feierlicher Weise mit einen Vokativ in Nominativform an. So beginnt bei Livius I 24, 7 der vom Fetialen zum Pater patratus der Römer für den Abschluß des Bündnisses mit den Albanern geweihte Sp. Fusius seine Rede an letztere mit den Worten: *audi Juppiter, audi pater patrate populi Albani, audi tu populus Albanus!* Hier folgt also in der feierlichen Rede der echten Vokativform *pater patrate* bei Steigerung des feierlichen Tones der Vokativ in Nominativform *populus Albanus.* Von einer Nachbildung des Vokativs *λεώς, λαός* der griechischen Tragiker, die Wackernagel Anredeformen 16 annimmt, freilich in diesem Falle auch selbst „seltsamer" findet, kann hier, wo Livius aus der ältesten römischen Geschichte und nach seiner eigenen Aussage von dem ältesten Bündnisse, von dem man überhaupt wisse, berichtet, keine Rede sein; wie sehr der römische Geschichtsschreiber hier vielmehr den altrömischen Ton zu treffen suchte, zeigt auch der in der Fortsetzung der Rede vorkommende Vokativ *Diespiter.* Damit soll nicht gesagt sein, daß die römischen Priester nicht auch noch zu Livius' Zeit

[1]) Eine ironische Anwendung der an den römischen Priester gerichteten feierlichen Anrede mit der Nominativform liegt wahrscheinlich vor, wenn ein Epigramm mit den Worten beginnt: *Quis tibi, taurobolus, vestem mutare suasit, inflatus dives subito mendicus ut esses* (Heinr. Meyer, Anthologia veterum Latinorum epigrammatum et poëmatum I 605); in den folgenden Worten wird die Kulthandlung, die der „Taurobolus" genannte Opferpriester der Kybele vornimmt, in tadelnder Weise weiter beschrieben.

Digitized by Google

selbst das Volk mit *populus* angeredet hätten. Aber Livius kann sehr wohl eine Empfindung dafür gehabt haben, daß solche nur in der Kultsprache üblichen Besonderheiten aus dem römischen Altertum stammten; auch ist es sehr wohl möglich, daß er das *audi tu populus Albanus* in dem von ihm benutzten Berichte vorgefunden hat.

Gelegenheit, den Vokativ *populus* zu gebrauchen, gab es für die römischen Priester mindestens bei denjenigen Festen, die das Volk nicht in den Curien, sondern in seiner Gesamtheit feierte, von denen Festus 332 (ed. Lindsay S. 298) sagt: *„popularia sacra sunt, ut ait Labeo, quae omnes cives faciunt, nec certis familiis attributa sunt: Fornacalia, Parilia, Laralia, porca praecidania."* Wackernagels Meinung, Anredeformen 13, daß eine Anrede an eine Menge von Personen mit dem Vokativ des Kollektivums, wie sie im Deutschen in Wendungen wie „hochgeehrte Versammlung!", „liebe Gemeinde!" vorkomme, dem antiken Redestile ganz zuwider wäre, trifft doch nicht völlig das Richtige; wenigstens konnten die attischen Redner die Ratsversammlung mit *ὦ βουλή* anreden, das sehr häufig bei Lysias steht und auch in einer Rede bei Xenophon Hell. II 3, 51 sich findet. Aber auch wenn bei den Römern eine Anrede mit dem Vokativ von *populus* in rein politischen Volksversammlungen vielleicht unmöglich war, so kann eine solche doch sehr wohl in sakralem Gebrauch bei ihnen existiert haben. Wenn nun auch Ovid Fast. IV 731 sagt *i pete virginea, populus, suffimen ab ara,* so wird er hier um so eher einem im Kultus üblichen Sprachgebrauch gefolgt sein, als er an der betreffenden Stelle die Parilia schildert, die nach Labeo zu den Festen gehörten, welche vom Volk in seiner Gesamtheit gefeiert wurden. Aus dem Griechischen entlehnten die römischen Dichter wohl Flexionsformen für ihre griechischen Wörter, übertrugen aber die griechische Flexion nicht auf echt römisches Sprachgut. Nach Wackernagel, Anredeformen 16 soll Ovid hier freilich dem griechischen Muster deshalb gefolgt sein, weil dem Lateinischen hier ein wirklicher Vokativ gemangelt hätte. Wo indeß die römischen Dichter von Wörtern, die in der Umgangssprache keinen Vokativ bildeten, einen solchen schufen, haben sie, wie es auch natürlich war, fast stets das nominativische *-us* der *o*-Stämme durch *-e* ersetzt. Als solche Vokative sind bezeugt: *myrte* Virg. Ecl. II 54; *bumaste* Virg. Georg. II 102; *barbite* Hor. Carm. I 32, 1; *lectule* Prop. II 15, 2; *libelle* Ausonius Epist. 12, v. 1; v. 5; v. 64; *anne* Ausonius, Precatio consulis designati v. 8 (10);

Digitized by Google

Apennine Sidonius Carm. V 444. So auch bei Ovid selbst *anule* Am. II 15, 1 und 15, 7; *lectule* Trist. I 11, 38; *Lampsace* I 10, 26; *Corinthe* III 8, 4; auch ex Ponto IV 10, 58 ist mit *Nile* nur der Fluß, nicht der Flußgott gemeint (entsprechend auch mit *Phasi* v. 52)[1]).

Weitere Beispiele für den Vokativ *populus* als die genannten liegen aus älterer Zeit nicht vor; *degener o populus* bei Lucan II 116 ist, wie Neue-Wagener[3] I 133 und Wackernagel, Anredeformen 16 richtig bemerken, nicht Anrede, sondern Ausruf. Dagegen gibt Wackernagel a. O. zwei Belege für *popule* aus der Kaiserzeit, den einen aus dem unechten Briefe Ciceros ad Octav. § 6 *(quantum te, popule Romane, de me fefellit opinio)*, den anderen aus Quintilian Declam. 302 *(tum te, popule, iudicii tui paeniteat?)*. Wäre *populus* als Vokativ dem gr. λεώς, λαός nachgebildet worden, so hätte doch wohl auch noch die Kunstprosa der Kaiserzeit eher die in der älteren Schriftsprache üblich gewordene Form festgehalten als sich eine neue dafür geschaffen. War aber *populus* nur die Anrede an das Volk als Kultgemeinde, so konnten sich der Verfasser des Cicerobriefes und Quintilian ihrer freilich überhaupt nicht bedienen, da ersterer von dem Volke, das Ciceros Reden gelauscht, letzterer von dem, das den Gladiatorenkämpfen zugeschaut hatte, spricht.

Beide Vokativformen, *populus* und *popule*, finden sich neben einander in der Vulgata. Und zwar kommen beide am häufigsten in der Verbindung mit *meus* vor, so *populus meus* 1. Chron. 28, 2; Ps. 49, 7; 80, 9; Jes. 10, 24; 26, 20; 51, 7; Jer. 51, 45; Ezech. 37, 12; Apok. 18, 4, dagegen *popule meus* Ps. 77, 1; Jes. 3, 12; 40, 1; 51, 4; Ezech. 37, 13; Mich. 6, 3; 6, 5. Außerdem steht *populus* als Vokativ in *populus sanctus* Jes. 62, 12 und *populus Gomorrhae* Jes. 1, 10,

[1]) Eine Ausnahme bildet wohl der Vokativ *domus*, der sich nach Wackernagel, Anredeformen 17 Fußn. nicht gut auf Rechnung der vierten Deklination setzen läßt, da von dieser außer altererbtem *domū* vor dem 1. Jahrh. v. Chr. keine Form belegt zu sein scheint. Allerdings wird man den lateinischen Vokativ *domus* um so eher auf den griechischen Vokativ δόμος zurückzuführen haben, als derselbe zweimal bei Ennius vorkommt, in *o Priami domus* (Cicero, De oratore 3, 26, 102; 3, 58, 217) und in *o divom domus Ilium* Virg. Aen. 2, 241 (welcher Vers nach Servius ganz aus Ennius entlehnt ist), gr. ὦ δόμος sich aber zuerst bei Ennius' Vorbild Euripides Phoen. 1500 und zwar in auffallender Wiederholung findet. Die Nachbildung des griechischen Vokativs δόμος durch lat. *domus* erklärt sich sehr leicht daraus, daß *domus* wegen seiner lautlichen Übereinstimmung mit δόμος selbst als ein eigentlich griechisches Wort empfunden werden konnte.

Digitized by Google

popule aber in *popule stulte* Deut. 32, 6 und Jer. 5, 21 sowie in *popule Chamos* Jer. 48, 46, dazu *popule* allein Deut. 33, 29. Daß *populus* durch *meus* begünstigt war, ist unwahrscheinlich, da bereits Hieronymus zum Vokativ *meus* bei Wörtern der zweiten Deklination gewöhnlich die Form auf *-e* setzt wie in *domine meus* Judith 12, 4, *serve meus* Jes. 41, 8; 44, 1; 44, 2; Jer. 30, 10; 46, 27; 46, 28; in *deus meus et dominus meus* Ps. 34, 23 und in *dominus meus et deus meus* Joh. 20, 28 ist *dominus* in seiner Endung mit *meus* in Einklang gesetzt worden, um den Parallelismus mit *deus meus* herzustellen. Da Hieronymus das alte Testament direkt aus dem Hebräischen übersetzt hat, so kann er in seinem Vokativ *populus* nicht wohl den Vokativ der Septuaginta *λαός (ὁ λαός)* nachgebildet haben, wie er denn *populus* als Vokativ auch einmal gebraucht, wo diese einen Akkusativ bietet (Jes. 62, 12: *et vocabunt eos: populus sanctus* neben *καὶ καλέσαι αὐτοὺς λαὸν ἅγιον*). Auch stimmt das Schwanken der Vulgata zwischen *populus* und *popule* nicht zu der Alleingeltung des Vokativs *λαός (ὁ λαός)* im Griechischen, wohl aber zu dem Nebeneinander der Vokative *populus* und *popule* in der älteren römischen Literatur, und offenbar hat der gelehrte Hieronymus beide Formen auch dorther gekannt. Nur ist ihm der Funktionsunterschied beider nicht mehr zum Bewußtsein gekommen, da er sonst den Vokativ „Volk", der in der Bibel fast überall in feierlicher Rede steht, auch fast überall durch *populus* hätte wiedergeben müssen.

Vielleicht ist auch noch ein Rest des indogermanischen Ersatzes der Vokativform der *o*-Stämme durch die Nominativform bei feierlichem Tone im Griechischen erhalten. Aesch. Pers. 657 beginnt der Chor sein Lied, mit dem er den Schatten des Darius auf die Oberwelt hinaufbeschwört, mit den Worten: *βαλὴν ἀρχαῖος βαλήν, ἴθ' ἴθ' ἰκοῦ*. Freilich wäre hier auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß *ἀρχαῖος* Nominativform angenommen hätte, weil bei *βαλήν* (als oxytoniertem *n*-Stamm) der Vokativ dem Nominativ gleich war[1]).

Der lateinische nominativisch geformte Vokativ *populus* ist nicht der einzige dieser Art, den Wackernagel auf griechischen

[1]) Dafür, daß griechisch ein auf einen Vokativ bezügliches Adjektiv die Form des Nominativs annehmen konnte, wenn dieser Vokativ selbst mit seinem Nominativ übereinstimmte, vergleiche man *ὦ μιαρὸς οὗτος* Aristoph. Vesp. 900, *χαίρετ' ἀστικὸς λεώς* Aesch. Eum. 998, *ὦ μόνος σωτὴρ δόμων* Soph. El. 1354, *ὦ χρόνιος ἀμέρα* Eur. El. 585, *ἄπτερος ὄρνις* Eur. Iph. Taur. 1095, *ὦ καινὸς ἡμῖν πόσις* Eur. Hel. 1399.

Digitized by Google

Einfluß zurückgeführt hat. Nach Anredeformen 5 soll auch der Vokativ *deus* nur Wiedergabe des griechischen Brauches sein, den Nominativ θεός als Vokativ zu verwenden. Wackernagel verweist S. 4 auch auf Neue, der Formenlehre[1] I 83 die entscheidende Beobachtung gemacht habe, daß die Regel, nach der *deus* seinen Vokativ gleich dem Nominativ bilde, nur für die lateinische Bibel und die Kirchenväter gelte, und daß das nichtchristliche vorklassische, goldene und silberne Latein einen vokativischen Gebrauch von *deus* überhaupt nicht kenne, weder in der Form *deus* noch in der Form *dee*. Doch macht Wackernagel a. O. Fußn. 1 selbst auf den Ausruf *o bone deus* des unter Claudius schreibenden Scribonius Largus c. 84 S. 36, 17 Helmreich aufmerksam. Daß wir für den Text des Scribonius auf die Editio princeps angewiesen sind, könnte doch mit Recht gegen die Echtheit der Lesart nur dann geltend gemacht werden, wenn sich hier auch sonst Anzeichen von willkürlichen Änderungen durch den ersten Herausgeber vorfänden. Hätte aber Scribonius sich den Ausdruck aus dem sehr gebräuchlichen *o di boni* selbst umgeschaffen, so könnte er nur ein **o dee bone* oder **o bone dee* gebildet haben, da die maskulinen *o*-Stämme auf *-us* ihren Vokativ fast stets auf *-e* auslauten ließen. Das *o bone deus* bei einem Zeitgenossen des Claudius beweist aber, daß *deus* auch schon bei den heidnischen Römern einen Vokativ bilden konnte, und daß dieser dem Nominativ gleich gelautet hat.

Die römischen Grammatiker bis auf Priscian erwähnen allerdings den Vokativ *deus* nicht. Aber aus diesem Schweigen folgt auch nach Wackernagel a. O. nur, „daß ein *o deus* in der Schriftsprache überhaupt nicht anerkannt war". Nun hat sich aber Scribonius nach Helmreich, Blätter f. d. bayerische Gymnasialschulwesen XVIII 389 gleich anderen technischen Schriftstellern manche Ausdrücke und Wendungen der Sprache des täglichen Lebens gestattet, und offenbar hieraus erklärt sich auch sein *o bone deŭs* für das sonst allein bezeugte *di boni*.

Als der Ausruf *o bone deus* entstand, wird man dabei an einen bestimmten Gott, wahrscheinlich an Jupiter als den höchsten Gott, gedacht haben. Aber die Bildung des Ausdrucks wäre nicht möglich gewesen, wenn man nicht überhaupt jeden einzelnen Gott mit *deus*, sei es mit Zusatz oder ohne Zusatz seines Namens, hätte anrufen können, wie das bei den Indern auf beiderlei Weise durch den Vokativ *deva* geschehen konnte. Freilich kamen gerade bei den Römern in älteren Zeiten auch Fälle vor, in denen man

Digitized by Google

den Vokativ „Gott“ gebraucht haben muß, ohne dabei an eine bestimmte Gottheit zu denken. Man wird dies aus dem Berichte bei Gellius II 28, der sich auf Varro beruft, folgern dürfen, daß die „veteres Romani“ bei einem Erdbeben Feiertage festsetzten, es aber unterließen, den Gott zu nennen, für den die Feiertage abgehalten werden sollten, um nicht durch Nennung einer Gottheit anstatt einer anderen das Volk durch eine falsche Gottesverehrung zu binden; hatte jemand die Feier verunreinigt, so opferte man *„si deo si deae“*. Es ist doch aber wohl nicht zu bezweifeln, daß man zu der unbekannten Gottheit, für die man die Feiertage festgesetzt hatte, auch gebetet hat; wenn man aber *si deo si deae* Opfer darbrachte, so kann man sich in einem solchen Gebete nur der Vokative von *deus* und *dea* bedient haben. Notwendig war der Gebrauch des Vokativs von *deus* auch im Gebete zu den allerdings sehr unbedeutenden Göttern, bei denen *deus* einen Teil des Namens ausmachte, dem *Deus amabilis,* der auf einer stadtrömischen Inschrift (CIL. VI 112), und dem *Deus scholarius,* der auf einer Inschrift aus Capua (CIL. X 3793) genannt wird.

Auch eine Stelle des Kirchenschriftstellers Arnobius, der zwar erst im Anfang des vierten Jahrhunderts lebte, aber von Geburt Heide war und mit dem römischen Heidentum sehr gut Bescheid wußte, enthält eine Bestätigung dafür, daß auch schon die heidnischen Römer den Vokativ *deus* gebraucht haben. Arnobius sagt nämlich II 2 Patr. Lat., nachdem er von der Allmacht Gottes gesprochen: *„nisi forte dubitabis, an sit iste de quo loquimur imperator et magis esse Apollinem creditis, Dianam, Mercurium, Martem. Da verum iudicium, et haec omnia circumspiciens quae videmus magis an sint dii ceteri dubitabit quam in deo cunctabitur, quem esse omnes naturaliter scimus, sive cum exclamamus o deus, sive cum illum testem constituimus improborum et quasi nos cernat faciem sublevamus ad caelum.“* Danach war *o deus* ein Ausruf „aller“, d. h. auch der Bekenner des Apollo, der Diana, des Merkur und des Mars.

Eine Bestätigung für das Vorhandensein eines Singularvokativs von lat. *deus* schon bei den heidnischen Römern wird man aber auch in dem Ausrufe *edepol* sehen dürfen, den man ja aus **e dee Pollux* erklärt hat. Denn *ĕdĕpol,* neben dem auch *ēpol* steht, kann doch nur eine Parallelform zu *ēcastor* sein, in dem *-castor* so gut Vokativ ist wie *-quirīne* in *ēquirīne.* Nach Walde Et. Wb.[2] s. v. *ēcastor* könnte das *-dĕ-* von *edepol* aus **-dē-* durch Tonentziehung in der Enklise, **-dē-* aber durch Kontraktion aus

Digitized by Google

dee entstanden sein, das anlautende *ĕ* von *ĕdĕpol* aber seine Quantität derjenigen des *e* der Mittelsilbe verdanken. Indeß ist ein Ausruf wie *edepol* doch kaum jemals enklitisch gesprochen worden. Da man nun für die Entstehung von *-pol* aus *Pollux* eine (nicht lautgesetzliche) Wortkürzung annehmen muß, so ist es doch auch viel einfacher, auch das *dĕ* durch ganz dieselbe Wortkürzung aus dem Vokativ *deus* zu erklären, ähnlich wie in nhd. *jemine* aus lat. *Jesu domine* beide Bestandteile des Ausrufs zugleich der Wortkürzung unterlegen sind. Nimmt man eine Wortkürzung an, so braucht man auch nicht das analogische *dee* zu Grunde zu legen. Freilich würde lautgesetzliches *dīve* auch kaum passen, da dies doch wohl auch durch eine nicht lautgesetzliche Wortkürzung nur zu **dī* oder **dĭ* hätte werden können. Dagegen konnte der Vokativ in Nominativform *deus* ebenso gut zu *de* wie *Pollux* zu *pol* gekürzt werden. Auch ist es bei einer Wortkürzung wohl zu verstehen, daß das anlautende *ē* von **ē deus Pollux* seine Quantität als Länge einbüßte.

Wäre den Römern ein Vokativ von *deus* ursprünglich unbekannt gewesen, so würde für sie als Übersetzung des Vokativs der Septuaginta und des Neuen Testaments ὁ θεός ein *dee* als regelmäßige Vokativbildung zum Nominativ *deus* am nächsten gelegen haben; auch Wackernagel selbst meint Anredeformen 5, daß ein *dee* zum Pluralvokativ *dei,* ein aus *dee* verschleiftes **dē* aber zum Pluralvokativ *dī* nicht übel gestimmt hätte. Ein *dee* hätte aber auch in dem Vokativ θεέ, für den in der Septuaginta fünf durch die Übereinstimmung der Handschriften gesicherte Belege vorhanden sind (Helbing, Gramm. der Septuaginta 34) und der auch einmal im Neuen Testament (Matth. 27, 46) vorkommt (Blaß-Debrunner, Gramm. des neutestam. Griechisch § 147 Anm.), wie er auch später in der christlichen Literatur nicht selten auftritt und im Neugriechischen (neben θέ) allein herrscht (Thumb, Handbuch[2] S. 41), eine Stütze gefunden. Gleichwohl hat Hieronymus sogar das θεέ μου Matth. 27, 46 durch *deus meus* wiedergegeben. Umgekehrt aber hat er den Vokativ ὁ κύριος, der im Neuen Testament gleichfalls im Gebrauch ist, durch *domine* übertragen. So hat er die Anrede ὁ διδάσκαλος καὶ ὁ κύριος Joh. 13, 13 durch *magister et domine* übersetzt. Entsprechend hat er aber auch den Vokativ ὁ κύριος ὁ θεός Apok. 15, 3 durch *domine deus* und den Vokativ ὁ κύριος καὶ ὁ θεὸς ἡμῶν Apok. 4, 11 durch *domine deus noster* wiedergegeben. Wäre, wie Wackernagel, Anredeformen 13 meint, der sakrale Nimbus, der den Vokativ ὁ θεός

Digitized by Google

als die heiligste und durch ihre Häufigkeit eindrücklichste Anredeform umgab, die Ursache ihrer Übertragung durch lat. *deus* gewesen, dann wäre doch wahrscheinlich auch der Vokativ ὁ κύριος durch *dominus* übersetzt worden; denn da die Anrede mit ὁ κύριος im Neuen Testament nur in Bezug auf Gott vorkam, so haftete ihr doch gewiß der gleiche sakrale Nimbus an wie dem Vokativ ὁ θεός und zwar besonders da, wo sie mit diesem vereinigt stand; häufig genug aber war die Verbindung doch wohl auch im Munde der Christen. Am meisten aber fällt die Übersetzung des Vokativs ὁ δεσπότης ὁ ἅγιος καὶ ἀληθινός Apok. 6, 10 durch *domine sanctus et verus* auf, wo die Inkongruenz noch eine größere als bei der kopulativen Verbindung *domine deus* ist; auch kam die Benennung Gottes als ὁ ἅγιος καὶ ἀληθινός weniger häufig als die durch ὁ δεσπότης und das synonyme ὁ κύριος vor. Wenn Hieronymus hier (und vor ihm schon Cyprian) die Vokative *domine* und *sanctus et verus* neben einander gebildet hat, so ist er hier einer Regel der lateinischen Sprache gefolgt, nach der da, wo mehrere Adjektiva, die eine Ehrung enthielten, neben einander standen, die Nominativform als Vokativ begünstigt war (worüber weiteres unten), während ein Substantiv wie *dominus* seinen Vokativ auf *-e* ausgehen lassen mußte. Einmal, Joh. 20, 28, hat allerdings Hieronymus den Vokativ ὁ κύριος durch *dominus* übersetzt; hier aber beruht *dominus meus* auf Angleichung an das folgende *deus meus* wie Ps. 34, 23 an das vorhergehende *deus meus (et)*. Jedenfalls würde sowohl für Hieronymus wie für die früheren römischen Christen als Übersetzung des Vokativs ὁ θεός (das ja auch die altbulgarische Bibel durch *bože* wiedergibt) ein regelmäßig gebildetes *dee* am nächsten gelegen haben, wenn nicht eben schon ein Vokativ *deus* im Lateinischen existiert hätte[1]).

Doch ist lat. *deus* nicht der einzige seinem Nominativ gleiche Vokativ eines *o*-Stammes mit der Bedeutung „Gott" in denjenigen Sprachen, die in dieser Klasse den Vokativ im allgemeinen noch nicht mit dem Nominativ haben zusammenfallen lassen. Die gleiche Erscheinung zeigt sich vielmehr auch noch bei dem grie-

[1]) In den beiden Fällen, in denen lat. *dee* überhaupt nur vorzukommen scheint, bei Tertullian Adv. Marc. 1, 29 und bei Prudentius Hamart. 931, hat es damit eine besondere Bewandtnis. Bei Tertullian steht *dee* in *o dee haeretice* nicht als der Name seines eigenen, sondern als der des von ihm bekämpften Gottes, also in ganz ähnlicher Weise wie gr. ὦ θεέ bei dem Gottesverächter Oinomaos als Anrede an Apollo (vgl. Wackernagel, Anredeformen 20). Bei Prudentius aber bezieht sich der Vokativ *dee* auf Christus und ist dem in der Nähe stehenden Vokativ *Christe* selbst nachgebildet worden.

Digitized by Google

chischen Vokativ θεός, der allerdings so selten bezeugt ist, daß Wackernagel ihn überhaupt übersehen hat (der eine Beleg, bei Soph. Ἰχνεῦται, war auch damals noch nicht bekannt) und daher Anredeformen 5ff. zu der Meinung kommen konnte, daß auch gr. θεός in vorchristlicher Zeit überhaupt keinen Vokativ gebildet habe.

Das Vorhandensein eines Vokativs von θεός M. „Gott" ist schon deshalb wahrscheinlich, weil θεός F. „Göttin" einen solchen gebildet haben muß. Letzteres folgt aus Aristoph. Nub. 595ff.: Φοῖβ' ἄναξ Δήλιε ... ἥ τ' Ἐφέσου ... ἔχεις οἶκον ... ἥ τ' ἐπιχώριος ἡμετέρα θεός, αἰγίδος ἡνίοχος, πολιοῦχος Ἀθάνα. Hier steht der Nominativ ἥ τ' ἐπιχώριος ἡμετέρα θεός anstatt des Vokativs, weil er durch τε an den vorangehenden Relativsatz ἥ τ' ... ἔχεις, dieser aber durch sein τε an den Vokativ Φοῖβ' ἄναξ Δήλιε angeknüpft worden ist (vgl. Ζεῦ πάτερ ... Ἠέλιός θ' Γ 276f.). Daraus daß unter bestimmten syntaktischen Verhältnissen der Nominativ ἥ θεός in der Anrede vorkam, folgt doch, daß von ἥ θεός überhaupt eine Anredeform möglich war; diese aber konnte unter gewöhnlichen Verhältnissen nur ein Vokativ sein.

Beim Maskulinum θεός war das Vorhandensein eines Vokativs notwendig für den Namen des Ἀγαθὸς θεός, dessen Tempel nach Pausanias VIII 36, 5 in der Nähe von Megalopolis stand. Ob dieser Vokativ *Ἀγαθὸς θεός oder *Ἀγαθὲ θεός oder *Ἀγαθὲ θεέ gelautet hat, ist nicht auszumachen.

Belegt ist θεός als Vokativ zuerst bei Sophokles, Ἰχνεῦται 94 (Diehl, Supplementum Sophocleum 7). In den dort vorausgehenden Versen spricht Silen über die dem Apollo gestohlenen Rinder und sagt dann V. 77f.: [τ]ῶν εἴ τις ὀπτήρ ἐστι[ν] ἢ κατήκοος, [ἐ]μοί (τ') [ἀ]ν [ε]ἴη προσφιλὴ[ς] [φ]ράσας τόδε. Auf einige sehr verstümmelt überlieferte Verse, die vom Gesamtchor der Satyrn gesprochen werden, folgt dann der Ruf des ersten Teilchors: θεός, θεός, θεός, θεός, ἔα [ἔα], ἔχειν ἔοιγμεν. ἴσχε. μὴ [π]ρ[όσω πά]τει. Dieser Ruf kann sehr wohl eine Antwort auf die Aufforderung Silens sein, der dann also mit „Gott" angeredet wird; mitten unter Göttern aber wird Silen von Properz 3, 30, 38 genannt, wie er denn auch nach Pausanias VI 24, 8 zu Elis einen Tempel hatte. Doch könnten die Worte des ersten Teilchors sich auch an den zweiten und den dritten Teilchor richten, da der zweite antwortet: ταῦτ' ἔστ' ἐκείν(ων) τῶν βοῶν [τὰ] βήματα. In diesem Falle würde θεός hier ein Ausruf freudigen Erstaunens sein. Nun unterscheidet sich ja ein Ausruf gewiß sehr von einem Anruf; doch sind Ausrufe, die den Namen Gottes oder einer be-

Digitized by Google

stimmten Gottheit ohne daneben stehendes Verbum oder daneben stehende Präposition enthalten, wohl immer aus Anrufen hervorgegangen. Man vergleiche z. B. nhd. *allmächtiger Gott!, ach du mein Gott!, Jemine!,* lat. *o bone deus, ēquirīne, hercule, mehercule,* lit. *dẽvè* und seine Deminutivformen wie in *ui, ui Dẽwużi, ką asz padariau* Nesselmann, Lit. Volksl. Nr. 178, 8. Auch wo das Griechische selbst Götternamen ohne Zusatz von Verbum oder Präposition als Ausrufe verwendet, steht stets der Vokativ, nie der Nominativ, so in *Ζεῦ Ζεῦ* Aesch. Choeph. 855, *Ἡράκλεις* Aristoph. Av. 814, Plut. 417, *Ἄπολλον* Lucian Jup. trag. 1, *Ἄπολλον ἀποτρόπαιε* Aristoph. Av. 61, Plut. 359 und so auch mit der Vokativpartikel in *ὦ Ζεῦ* Aristoph. Thesm. 1, Eccl. 1118, *ὦ Ζεῦ βασιλεῦ* Aristoph. Nub. 2, Av. 223, *ὦ Πόσειδον* Aristoph. Pax 564, Av. 287, *ὦ Δάματερ* Aristoph. Plut. 555, 872. Wie die Ausrufe *ὦ Ζεῦ καὶ θεοί* Aristoph. Plut. 1, *ὦ Ζεῦ καὶ πάντες θεοί* Xen. Cyr. II 2, 10, *ἄναξ Ἄπολλον καὶ θεοί* Aristoph. Plut. 438 zeigen, ist auch der Ausruf *ὦ θεοί* (z. B. Aristoph. Thesm. 905) als Vokativ zu fassen. Sind aber einerseits die Ausrufe, die einen einzelnen Götternamen enthalten, Vokative, und ist andrerseits auch der Ausruf *ὦ θεοί* ein Vokativ, dann kann auch der Ausruf *θεός* nur ein solcher sein. Da *ὦ* vor den Vokativen von Götternamen ursprünglich gefehlt hat (vgl. ob. LIV 127), so wird es auch von jeher vor dem stellvertretenden Vokativ *θεός* fortgeblieben sein. Nachdem dann *θεός* zum bloßen Ausruf geworden war, konnte *ὦ* vor ihm auch weiter fortbleiben, als es sich vor den einzelnen Götternamen als Ruf, um erhört zu werden, und als Zeichen der Vertraulichkeit mit den Göttern einstellte.

Daß gr. *θεός* bereits in vorchristlicher Zeit einen Vokativ gebildet und daß dieser wieder *θεός* gelautet hat, wird nun aber auch noch durch einen zweiten Beleg bestätigt. Derselbe findet sich in den Anfangsversen des Epigramms *Εἰς τὴν τύχην Ῥωμαίων* des Alpheios von Mitylene: *Κλεῖε, θεός, μεγάλοιο πύλας ἀκμῆτος Ὀλύμπου, φρούρει, Ζεῦ, ζαθέων αἰθέρος ἀκρόπολιν* (Anthol. Graeca IX 526; Stadtmüller-Buchner III 1, 535). Hier bezieht sich also der Vokativ *θεός* deutlich auf Zeus. Nach Reitzenstein bei Pauly-Wissowa I 1636 gehört Alpheios von Mitylene der Zeit des Augustus an.

Die Existenz des Vokativs *θεός* in vorchristlicher Zeit würde aber auch, wenn die beiden genannten Belege nicht vorhanden wären, mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Septuaginta zu

Digitized by Google

folgern sein. Allerdings ist Wackernagel, Anredeformen 11 ganz im Recht, wenn er die gewöhnliche Vokativform der Septuaginta ὁ θεός als eine auf hebräischer Grundlage beruhende Eigenheit des jüdischen Griechisch ansieht. Wenn in der Septuaginta neben diesem ὁ θεός auch einige Male θεέ vorkommt, so ist letzteres als eine Analogiebildung nach der gewöhnlichen Flexion der *o*-Stämme leicht zu verstehen. Doch ist als dritte Form, worauf Wackernagel, Anredeformen 7 Fußn. 2 selbst hinweist, einmal in der Septuaginta (Num. 16, 22) auch bloßes θεός als Vokativ gesetzt worden. Das würde kaum möglich gewesen sein, wenn nicht ein Vokativ θεός schon früher bei den Griechen selbst existiert hätte, da zwar Ersatz des Vokativs durch den Nominativ mit dem Artikel in der Septuaginta auch sonst sehr häufig (Wackernagel 11), durch denselben Kasus ohne Artikel aber nur ganz vereinzelt (Wackernagel 16) vorkommt. Der Vokativ θεός ist also höchst wahrscheinlich aus der Sprache der Griechen selbst, d. h. der griechischen Heiden in die der griechischen Juden übergegangen wie später der Vokativ *deus* aus der Sprache der römischen Heiden in die der römischen Christen. Doch lag der Vokativ θεός dem von den Juden selbst geschaffenen Vokativ ὁ θεός zu nahe, als daß er neben diesem im jüdischen Griechisch hätte häufig werden können.

Gleichwohl findet sich der Vokativ θεός auch noch in einem Dichtwerk des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, in der Metaphrase der Psalmen des Apollinarios, der ihn an den beiden einzigen Stellen, an denen er überhaupt einen Vokativ von θεός gebraucht, 5, 3 (ἀρὴν δ' ἐπιδέρκεο φωνῆς, αὐτὸς ἄναξ, θεὸς αὐτός) und 139, 13 (θεός, σύ μευ ἐλπὶς ἐτύχθης), anwendet. Da nun Apollinarios neben zahllosen Reminiszenzen aus alten Dichtern auch deren dialektische Formen verwandt hat (Krumbacher, Gesch. d. byzant. Lit.[2] S. 654), so hat er wahrscheinlich auch seinen Vokativ θεός (wenn dieser auch nicht dialektisch, sondern allgemein griechisch gewesen sein wird) der alten Litératur und nicht der Sprache seiner Zeit, die statt dessen wohl nur noch θεέ und ὁ θεός gekannt hat, entnommen. Doch ist es sehr fraglich, ob ihm gerade Alpheios von Mitylene bekannt und ob die Stelle bei Sophokles allein für ihn maßgebend gewesen ist; vielmehr dürfte er den Vokativ θεός auch noch in alten Dichtungen gelesen haben, die uns verloren sind.

So gut wie lat. *deus* geht auch gr. θεός bereits auf das Indogermanische zurück. Wahrscheinlich liegt dem θεός ein idg.

Digitized by Google

**dhəs-ó-s* zu Grunde, das mit arm. *dhi-k'* „Götter" aus **dhēs-es* verwandt ist (Bartholomae, BB. XVII 348; Hübschmann, IF. Anz. X 45). Aus der Übereinstimmung der Art der Vokativbildung von gr. θεός mit der von lat. *deus* folgt, daß die *o*-Stämme mit der Bedeutung „Gott" überhaupt im Indogermanischen den Vokativ durch den Nominativ ersetzt haben oder doch haben ersetzen können.

Dieser Ersatz aber hatte noch weitere Neuerungen zur Folge. Denn wie das Althochdeutsche nach der Analogie der Akkusative *cotan* neben *cot, got* und *truhtīnan* neben *truhtīn* (als Name Gottes) auch den Akkusativ *fateran* in Bezug auf Gott neben *fater* gebildet hat, so konnte auch das Lateinische wie bei *deus* so auch bei Appellativen, mit denen ein Gott gemeint war, dem Vokativ gleiche Form mit dem Nominativ geben. So redet Horaz Carm. I 2, 42 den Merkur mit *almae filius Maiae* an, und so läßt Virgil Aen. VIII 77 den Äneas zum Tibergott sagen: *Corniger Hesperidum fluvius regnator aquarum adsis o tantum et propius tua munera firmes.* Entsprechende Vokativbildungen in Anreden an Gottheiten finden sich auch noch bei dem zwar schon christlichen, aber doch noch heidnische Reminiscenzen pflegenden Ausonius. So in dem Ordo urbium nobilium 157ff. (Peiper S. 153f.): *Salve, fons ignote ortu, sacer, alme, perennis, vitree, glauce, profunde, sonore, inlimis, opace. Salve urbis genius medico potabilis haustu, Diuona Celtarum lingua fons addite diuis.* Hier lautet also der Vokativ des die Göttin Divona bezeichnenden Appellativums *genius* wiederum *genius.* Aus der Empfindung des Ausonius, daß die Götternamen auch der zweiten Deklination auf *-us* ihren Vokativ gleich dem Nominativ bilden konnten, erklärt sich auch der Vokativ *novus* in dem in der Precatio consulis designati (Peiper S. 24ff.) zu Anfang jeder Strophe stehenden Verse: *Jane veni, novus anne veni, renovate veni Sol.* Da Janus Gott des Jahresanfangs war, so gebraucht der Dichter hier *novus anne* gleichbedeutend mit *Jane*; wenn dabei die Formeneigentümlichkeit des die Gottheit bezeichnenden Appellativums statt an ihm selbst an seinem Adjektivum zum Ausdruck gekommen ist, so lag das daran, daß dies den Hauptbegriff ausmachte. In *renovate* als dem Attribut zum Namen eines Gottes selbst steht die gewöhnliche Vokativendung. Im Gegensatze zu *novus anne* erscheint auch an der erstgenannten Stelle des Ausonius das *-us* nirgends bei den zu *fons* gehörigen Adjektiven, die nur schmückende Beiwörter sind und in ihrer Beziehung zur Divona gegenüber *genius,* das

Digitized by Google

schon an sich eine Art von Gottheit bezeichnete, zurücktreten.

Zu den auf heidnische Gottheiten bezüglichen Vokativen auf *-us* von Appellativen der *o*-Deklination stellen sich nun aber bei Ausonius Ephemeris 125 (Oratio 79ff. Peiper S. 10f.) auch solche, die auf Christus gehen: *Haec pia, sed maesto trepidantia vota reatu, nate apud aeternum placabilis adsere patrem, salvator, deus ac dominus, mens, gloria, verbum, filius, ex vero verus, de lumine lumen.* In dem Vokativ *filius* in Bezug auf Christus als Sohn Gottes liegt hier deutlich eine Übertragung des Sprachgebrauches der römischen Heiden vor, nach dem z. B. Merkur als *almae filius Maiae* angeredet werden konnte. An dieser Übertragung hat aber sogar das offizielle Christentum teilgenommen. Das zeigt sich in dem von Gregor aus der griechischen Kirche in die lateinische verpflanzten Hymnus „Laudamus te", wo es heißt: *Domine, Fili unigenite, Jesu Christe, Domine Deus, Agnus Dei, Filius patris, qui tollis peccata mundi, miserere nobis* (M. Herold bei Herzog, Realencyclopädie f. protest. Theologie I³ 245). Wenn aber die Christen den auf heidnische Götter bezüglichen Vokativ *filius* auf Christus übertragen konnten, dann haben sie doch erst recht das allgemeinere *deus* als Anrede an Gott aus der Sprache der römischen Heiden übernehmen können. Auf der gleichfalls aus dem römischen Heidentum stammenden allgemeinen Empfindung, daß die Wörter auf *-us* der zweiten Deklination, wenn sie in Bezug auf Gott gesagt werden, überhaupt im Vokativ die Nominativform beibehalten können, beruht es dann, daß auch *agnus* seinen Vokativ als *agnus* (auf den Wackernagel, Anredeformen 13 aufmerksam gemacht hat), und bei Ausonius auch *dominus* den seinigen als *dominus* gebildet hat.

Auf eine größere Anzahl von Gottheiten bezieht sich der dem Nominativ gleiche Vokativ des Kollektivums *chorus* in *Nereidum chorus alme* bei dem christlichen Dichter Sidonius Apollinaris Carm. 22, 18.

Griechisch kommt bei Götternamen selbst die Nominativform für den Vokativ vor; allerdings handelt es sich dabei fast niemals um *o*-Stämme, die ja gerade bei Götternamen seltener waren. In der hymnischen Poesie findet sich so: *Πότνια Δημήτηρ, ὡρηφόρε, ἀγλαόδωρε* Hymn. Hom. V 54; *Χαῖρε θεῶν μήτηρ, ἄλοχ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος* Hymn. Hom. XXX 17; *Δημήτηρ ἀγλαόκαρπε* Orph. Hymn. Prooem. 6[1]). Aus der chorischen Lyrik stellt sich hierzu

[1]) Zweifelhaft bleibt, ob auch *κλῦθι Ποσειδάων* Hom. Epigr. VI hierhin zu ziehen ist, da ein Vokativ *Ποσειδάων* wegen seines durch alle übrigen Kasus

Digitized by Google

Ἰνὼ δὲ Λευκοθέα, ποντιᾶν ὁμοθάλαμε Νηρηΐδων Pind. Pyth. XI 2 (die Feminina auf *-ώ* bildeten ihren Vokativ im 5. Jahrhundert noch durchaus auf *-οῖ*, wie auch *Ἀχοῖ* bei Pindar selbst, Ol. XIV 21 bezeugt)[1]). Dazu kommen verschiedene Stellen aus den Chorliedern der Tragiker: *προδώσεις, παλαίχθων Ἄρης, τὰν τεὰν γᾶν*; Aesch. Sept. 105; *Ἀϊδωνεὺς δ' ἀναπομπὸς ἀνείης, Ἀϊδωνεύς, οἷον ἀνάκτορα Δαριᾶνα* Aesch. Pers. 649ff.; *ὦ γλυκὺς Ἅιδας, ὦ Διὸς αὐθαίμων, εὔνασον* Soph. Trach. 1040; *ὦ πολύμοχθος Ἄρης, τί ποθ' αἵματι καὶ θανάτῳ κατέχει Βρομίου παράμουσος ἑορταῖς*; Eurip. Phoen. 784f.[2]).

---

durchgehenden *ω* und des Parallelismus der höchst zahlreichen Kurznamen auf *-ων, -ωνος* auch analogisch gebildet worden sein kann.

[1]) Für den späteren griech. (in Parallele zu den Feminina auf *-ᾱ* und *-η* gebildeten) Vokativ auf *-ω* von Namen nichtgöttlicher Frauen vgl. noch *σὺ φίλει, Ξανθώ, με* Anth. Gr. V 3; *Δημὼ λευκοπάρειε* a. O. V 159 (s. W. Schulze, *Ἀντίδωρον* 242).

[2]) Kaum hierhin zu stellen sind die in der spätgriechischen Literatur auftretenden Vokative auf *-ις* von Namen von Göttinnen wie *Τιτηνίς* Hymn. Orph. 362, *Ἄρτεμις* Anth. Gr. VI 157 und 240, *Κύπρις* Anth. Gr. VI 191, *Θέτις* Nonnus, Dion. 43, 163. Denn auch von anderen Wörtern auf *-ις, -ιδος* kommen Vokative auf *-ις* vor und diese schon in klassischer Zeit, so *Πανδίονις ὦ ῥαννα χελίδων* Sappho Frg. 88 Bergk, *ὦ Φίντις* Pind. Ol. VI 22 Bergk, *ἀγνιᾶτις* Pind. Pyth. XI 1 Bergk, *ὦ νεᾶνις* Aristoph. Thesm. 134 (Dialog). Danach haben die Stämme auf Dental mit voraufgehendem Vokal so gut wie die entsprechenden auf Guttural und Labial in frühgriechischer Zeit ihren Vokativ durch den Nominativ ersetzt (vgl. *κῆρυξ, ἄναξ, Φοῖνιξ, Κύκλωψ*). Die Ursache des Ersatzes war hier der Verlust des auslautenden Verschlußlautes in dem nur den reinen Stamm enthaltenden Vokativ, wodurch dieser Kasus den übrigen zu fern gerückt wurde. Bei den Wörtern auf *-ις*, Gen. *-ιδος*, trat dieser Ersatz also schon zu einer Zeit ein, als dentaler Verschlußlaut vor *σ* noch nicht geschwunden war, der Nominativ **νεᾶνιδς* also noch neben dem Vokativ *νεᾶνι* (wie Nom. *κῆρυξ* neben Vok. **κῆρυ*) stand. Das bestätigt auch noch eine andere Gruppe von Dentalstämmen, die Namen auf *-ης*, Gen. *-ητος*, die im Vokativ sogar stets Nominativform aufweisen (vgl. z. B. *ὦ Λάχης* Aristoph. Lys. 304 und Plato Laches 185E u. ö., *ὦ Κέβης* Plato Phaedon 61B). Wenn der Vokativ der Wörter auf *-ις*, Gen. *-ιδος*, gewöhnlich auf *-ι* ausgeht, so beruht das nicht auf Erhaltung einer alten Form (wie in dem Kultworte *ἄνα*), sondern ist eine sehr nahe liegende Neuerung nach dem Vokativ der *i*-Stämme (*μάντις* : *μάντι* = *νεᾶνις* : *νεᾶνι*). Hierin liegt eine Bestätigung dafür, daß gerade die griechischen *i*-Stämme ihren Vokativ auf *-ι*, also auch die griechischen *u*-Stämme ihren Vokativ auf *-υ* aus dem Indogermanischen ererbt haben. (In hellenistischer Zeit scheinen die Vokative auf *-ις* nach Ausweis der lateinischen Poesie und der griechischen, besonders der arkadischen Inschriften völlig durch die auf *-ι* verdrängt worden zu sein; vgl. W. Schulze, *Ἀντίδωρον* 243. Die Vokative *Τιτηνίς, Ἄρτεμις, Κύπρις, Θέτις* der spätgriechischen Literatur sind also wahrscheinlich Archaismen.)

Digitized by Google

Auf Stellen wie *χαῖρε θεῶν μήτηρ* Hymn. Hom. XXX 17 beruht es. wenn Kallimachus Hymn. III 44 sagt: *χαῖρε δὲ Καίρατος ποταμὸς μέγα, χαῖρε δὲ Τηθύς, οὕνεκα θυγατέρας Λητωΐδι πέμπον ἀμορβούς.* Kallimachus hat hier gleichfalls bei den auf *χαῖρε* folgenden Götternamen den Nominativ für den Vokativ gesetzt. Aber während *θεῶν μήτηρ* vom Dichter des homerischen Hymnus, wie nicht nur die Apposition *ἄλοχ'*, sondern auch der im folgenden Verse stehende Imperativ *ὄπαζε* zeigt, als Vokativ empfunden wurde, hat Kallimachus, wie aus der Anwendung der dritten Person *πέμπον* im Nebensatze hervorgeht, seine nach *χαῖρε* stehenden Nominative von Götternamen auch syntaktisch als solche gefaßt („gegrüßt sei der Fluß Kairatos und Tethys"). Es fällt das um so mehr auf, als Kallimachus Hymn. I 91 nach *χαῖρε* auch bei einem Götternamen den wirklichen Vokativ gesetzt hat (*χαῖρε μέγα, Κρονίδη πανυπέρτατε*) [1]).

Eine Erweiterung des Sprachgebrauches der Tragiker liegt bei Euripides vor, wenn er im Phaëthon (Cod. Clarom., Kol. II, V. 27ff.; v. Arnim, Supplem. Euripideum S. 76) einen göttlicher Ehre gewürdigten Menschen (den Phaëthon selbst) vom Chor im Nominativ anstatt im Vokativ anreden läßt: *ὦ μακάρων βασιλεὺς μείζων ἔτ' ὄλβον, ὃς θεὰν κηδεύσεις καὶ μόνος ἀθανάτων γαμβρὸς δι' ἀπείρονα γαῖαν θνατὸς ὑμνήσῃ.*

Daß die Belege für den Ersatz der Vokative von Götternamen durch die Nominativform sich im älteren Drama nicht bloß zufällig auf die Chorpartieen beschränken, dürfte aus dem Vergleiche bestimmter Stellen in Aeschylus' Agamemnon hervorgehen. Vers 1072f. und nochmals 1076f. ruft hier Kassandra die Worte: *ὀτοτοτοῖ πόποι δᾶ. Ἀπόλλων, Ἀπόλλων.* Es ist das kein bloßer Ausruf, sondern ein Anruf des Apollo, wie auch aus den Worten des Chors 1078 *ἢ ... τὸν θεὸν καλεῖ* hervorgeht. Sodann ruft Kassandra 1080ff. *Ἀπόλλων, Ἀπόλλων, ἀγυιᾶτ', ἀπόλλων ἐμός, ἀπώλεσας ...* Hier folgt auf den vokativisch fungierenden Nominativ *Ἀπόλλων Ἀπόλλων* als Apposition der wirkliche Vokativ *ἀγυιᾶτ'*, hinter dem *ἀπόλλων* in *ἀπόλλων ἐμός* „mein Verderber" auf Assimilation an den stets nominativisch geformten Vokativ des Possessivums *ἐμός* beruht. Vers 1257 richtet aber Kassandra an Apollo wiederum einen Weheruf, der mit denen in 1072f. und

[1]) Doch hat wohl wieder Anschluß an Kallimachus stattgefunden, wenn Nonnus von *Τηθύς* überhaupt nur den Vokativ *Τηθύς* bildet: *αὐτόσπορε Τηθύς* 23, 285; *ἔγρεο, Τηθύς* 23, 303; *Τηθὺς καὶ σύ, θάλασσα, κορύσσεο* 23, 316.

Digitized by Google

1076f. darin übereinstimmt, daß er ein bloßer Ruf ist, dem kein Verbum mehr folgt: *ὀτοτοῖ Λύκει' Ἄπολλον, οἵ ἐγὼ ἐγώ.* Hier bedient sich also Kassandra der wirklichen Vokativform des Göttternamens. Dieser letztgenannte Vers steht nun aber im Dialog, während diejenigen Verse, in denen *Ἀπόλλων* in vokativischer Funktion erscheint, einem Wechselgesange Kassandras mit dem Chore angehören.

Abweichend von den älteren Tragikern gebraucht allerdings Euripides den Nominativ für den Vokativ eines Götternamens auch einmal im Dialog: *ὦ γῆς ὄχημα κἀπὶ γῆς ἔχων ἕδραν, ὅστις ποτ' εἶ σύ, δυσπόπαστος εἰδέναι, Ζεύς, εἴτ' ἀνάγκη φύσεως εἴτε νοῦς βροτῶν, προσηυξάμην σε* Troad. 884ff.

Wie aus Reichelt, Awest. Elementarb. § 433f. zu ersehen ist, steht bei Götternamen bisweilen auch im Awestischen der Nominativ für den Vokativ. Freilich trifft Reichelts Auffassung nicht für sämtliche von ihm angeführten Stellen zu. So nicht für *dātā vā amərətåsčā utayūiti haurvatās draonō* Y. 33, 8, da nach ihm selbst § 358 die Stämme auf *-tāt* (die größtenteils Abstrakta sind) sonst überhaupt keinen Vokativ bilden; wurden aber die Abstrakta zu Namen von Gottheiten erhoben, so war es nur natürlich, daß sie im Vokativ die Nominativform erhielten. Ebenso zu beurteilen ist auch *druxš* in *druxš axᵛāϑre* V. 18, 20 und *druxš daēvō. čiϑre* SrB 3, da nach Reichelt § 353 auch von den auf Labial und Guttural ausgehenden Wurzelstämmen keine Vokative vorkommen. Anders verhält es sich jedoch mit *vīspe tē ahurō mazdā hvapō ... dāmąn yazamaide* Y. 71, 10, wo in der Anrede der Göttername selbst wirklich im Nominativ steht, während nur sein Adjektiv Vokativform erhalten hat. Das gleiche Verhältnis besteht auch bei dem von Reichelt angeführten *ātarš spənta yazata* Ny. 5, 6. Für *ātarš* als Form der Anrede verweist Bartholomae, Airan. Wb. 315 auch noch auf *dāyå mē ātarš puϑra ahurahe mazdahe* Y. 62, 4, 2 und auf *āfrīnāmi tava ātarš puϑra ahurahe mazdahe* (wiederholt), in welchen Fällen zu *ātarš* eine Apposition im Vokativ gehört.

Wenn die Griechen und die Iranier bei Götternamen, die Lateiner aber bei Benennungen von Göttern mit Appellativen den Nominativ für den Vokativ setzen konnten, so muß das mit einander in Zusammenhang stehen. Man hat offenbar schon indogermanisch bei Götternamen dem Vokativ auch nominativische Form geben können. An der indogermanischen Herkunft der Erscheinung ist um so weniger zu zweifeln, als ja die indoger-

Digitized by Google

manischen Wörter für „Gott" selbst in der Anrede nominativische Form annehmen konnten.

Bestand aber schon indogermanisch die Möglichkeit, bei Götternamen den Vokativ durch den Nominativ zu ersetzen, so erklärt sich daraus auch leicht eine bestimmte flexivische Eigentümlichkeit des Altindischen. Von allen indogermanischen Sprachen hat ja das Altindische am meisten die Regel, im Vokativ den reinen Stamm zu setzen, festgehalten. Im Vokativ die Form des Nominativs angenommen haben altindisch überhaupt fast nur die auf Diphthong oder langen Vokal ausgehenden Wurzelstämme. Von Vokativen der diphthongisch endenden Wurzelstämme ist aber nur *dyāùṣ* bezeugt, das nur durch Annahme der vokativischen Anfangsbetonung *(dīāuṣ)* von seinem Nominativ *dyáuṣ* differenziert worden war. Da von den übrigen Stämmen dieser Klasse *nāu, glāu* und *rāi* in der Umgangssprache überhaupt keinen Vokativ gebildet haben können, und auch von *gāu* nur selten ein solcher vorgekommen sein kann, von *dyāu* aber als dem Namen eines Gottes derselbe Kasus sehr häufig gewesen sein muß, so kann sich *dyāùṣ* nicht etwa nach den Vokativen der übrigen diphthongisch ausgehenden Wurzelstämme gerichtet haben. Nun wurde aber der von den Indern *dyāu* genannte Gott bereits von den Indogermanen als Gott des Himmels verehrt und wurde von ihnen sogar als höchster Gott betrachtet. Konnte nun aber idg. **di̯ēu̯-s* seinen Vokativ ebenso gut als **di̯ēu̯s* wie als **di̯ēu̯* bilden, so konnte doch in einer Einzelsprache ebenso gut die erstere Form durchdringen, wie die letztere in gr. *Ζεῦ* durchgedrungen ist (neben dem aber Euripides auch noch *Ζεύς* gebraucht). Der altindische Vokativ *dyāùṣ* wäre wohl kaum zu erklären, wenn nicht eben schon indogermanisch die Götternamen im Vokativ nominativische Form hätten erhalten können.

Von Vokativen von Wurzelstämmen, die auf langen Vokal ausgehen, sind im Rigveda nur solche von Komposita der Wurzeln *pā* und *dā* bezeugt (Lanman, Noun-Inflection 449). Die Vokative auf *-pās* und *-dās* erscheinen hier stets als Beinamen von Göttern, so *ṛtupās* III 47, 3, *sutapās* VI 23, 6, *bhúridās* IV 32, 20 als solche Indras, *šukrapūtapās* VIII 46, 26, *šucipās* VII 90, 2 und 92, 1 als solche Vayus; *somapās* im Rigveda bezieht sich 10 mal auf Indra, 5 mal auf Vayu (Graßmann s. v.). Da von Wurzelstämmen auf *-ā,* die nicht Beinamen von Göttern waren, Vokative kaum vorgekommen sein werden, so konnte bei den auf *-pā* und *-dā* ausgehenden appellativischen Bezeichnungen der Götter so gut wie

Digitized by Google

bei *dyāu* die Nominativform im Vokativ durchdringen. Wo etwa später einmal ausnahmsweise ein Vokativ von einem Wurzelstamme auf *-ā,* der eine Sache bezeichnete, gebildet wurde, konnte er nur nach dem Muster der Komposita auf *-pā* und *-dā* die Form des Nominativs annehmen. Wenn den Angaben der Grammatiker, die als Vokative neben *jás* auch *dhíṣ* und *bhúṣ* ansetzen, etwas Tatsächliches zu Grunde liegt, so haben sich hier die Wurzelstämme auf *-ī* und *-ū* nach den mit ihnen als verwandt empfundenen auf *-ā* gerichtet.

Wenn bei allen anderen Stammesklassen auch die Namen und Beinamen der Götter im Vokativ nicht die Form des Nominativs, sondern die des reinen Stammes aufweisen, so ist eben bei diesen Wörtern überall diejenige Vokativform durchgedrungen, die bei allen oder fast allen anderen Wörtern ihrer Klasse die allgemein übliche war. Daher bildet auch ai. *deva* selbst im Vokativ nur *deva.*

Auch wo in der Nominalbildung stammesauslautendes *-a* erst an die Stelle eines wurzelauslautenden *-ā* getreten war, hat sich im Vokativ der appellativischen Benennungen von Göttern die reine Stammform einstellen können, wie hier besonders das neben dem *somapās* des Rigveda stehende von Lanman a. O. aus dem Atharvaveda I 8, 3 und II 12, 3 angeführte *somapa* zeigt. Doch findet sich im Rigveda selbst der von der Wurzel *dā* aus gebildete Vokativ *draviṇodas* (Beiname des Tvaschtar X 70, 9, des Agni I 15, 10; II 6, 3; II 37, 1) sowie der zur Wurzel *dhā* gehörige *vayodhas* (Beiname des Soma IX 81, 3). Lanman erwähnt diese beiden Formen zwar auch unter den Vokativen der Wurzelstämme auf *-ā,* faßt sie aber doch als solche von *as*-Stämmen auf. In der Tat findet sich auch Rv. II 37, 4 der Gen. Sg. *draviṇodasáḥ* sowie im Atharvav. 8, 1, 19 der Nom. Pl. *vayodhásas.* Da aber das Nominalsuffix *-as* sonst niemals an Wurzeln auf *-ā* tritt, so ist es fraglich, ob die zuletzt genannten Formen wirklich alte Bildungen sind. Es ließe sich auch sehr wohl denken, daß *draviṇodas* und *vayodhas* eigentlich nominativisch geformte Vokative altindischer *a*-Stämme gewesen wären, die dann als Vokative der von den Wurzelstämmen auf *-ā* regelrecht gebildeten Nominative auf *-ās* aufgefaßt wurden, indem man das *-ās* dem *-ās* des Nominativs der maskulinen *as*-Stämme *(áṅgiras)* gleichsetzte. Die einzig bezeugte Form des Stammes *draviṇodas,* der Genetiv *draviṇodasáḥ,* begegnet auch nur nach dicht vorhergehendem Nominativ *draviṇoddḥ,* dem im ersten Verse desselben Hymnus

Digitized by Google

wieder der Vokativ *draviṇodaḥ* vorausgeht; die einzige Form vom Stamme *vayodhas* aber erscheint überhaupt erst im Atharvaveda. Wo sich aber die nominativisch geformten Vokative der *a*-Stämme zu Nominativen auf *-ās* ziehen ließen, brauchen sie ihren regulär gebildeten Nebenformen auf *-a* nicht unterlegen zu sein.

Aus dem Vergleiche altindischer Vokativformen wie *somapās* mit lateinischen wie *filius* und *fluvius* wird es wahrscheinlich, daß bereits indogermanisch außer den Götternamen selbst auch die auf Götter bezüglichen Appellativa im Vokativ die Nominativform annehmen konnten.

Sowohl die im Lateinischen bei Appellativen für Götter wie auch die im Griechischen bei Götternamen selbst auftretenden nominativisch geformten Vokative finden sich fast nur an feierlichen Stellen. Daher fehlen auch griechisch solche Vokative im Epos, im Dialog des älteren Dramas und in der Prosa, kommen aber in der hymnischen Poesie, in der chorischen Lyrik und im Chorlied des Dramas vor (erst bei Euripides auch im Dialog des Dramas). Offenbar hatten sich solche Vokative im Kultus erhalten und wurden aus diesem von den poetischen Gattungen, die einen feierlicheren Charakter trugen, übernommen. Hierzu paßt es auch gut, daß im Awestischen Götternamen nur da im Vokativ Nominativform angenommen haben, wo sie von einem eine Ehrung enthaltenden Attribut oder einer solchen Apposition begleitet waren. Wie sich aus dem Vergleiche der Einzelsprachen ergibt, hat die Möglichkeit, dem Vokativ nominativische Form zu geben, bereits indogermanisch bei den Götternamen und wahrscheinlich auch schon bei den auf Götter bezüglichen Appellativen aller Stammesklassen bestanden.

Da nun aber der Nominativ weder als allgemeine Nennform noch als Subjektskasus an und für sich irgend etwas Feierliches im Gegensatze zur Rufform der gewöhnlichen Anrede enthält, so muß in der Anwendung des Brauches bei den hierhin gehörigen Wörtern aller Stammesklassen bereits eine analogische Neuerung vorliegen. Eine solche war aber sehr leicht möglich, wenn die Allgemeinbezeichnungen für „Gott“ überhaupt (idg. **dḗiu̯o-s* und **dhəsó-s*) ihren Vokativ durch den Nominativ ersetzen konnten. Bei den Vokativen dieser *e/o*-Stämme mußte sich ja, wenn sie in feierlichem Tone wie im Gebet gesprochen wurden, das *-e* in *-o* verwandeln; wie überall bei diesen Stämmen wurde dann aber das vokativische *-o* im Maskulinum durch das *-os* des Nominativs ersetzt. Bei den Götternamen und wahrscheinlich auch schon bei

Digitized by Google

den auf Götter bezüglichen Appellativen, die *e/o*-Stämme waren, ergab sich von selbst das Gleiche, so daß das Gefühl entstand, daß bei Anreden an Götter die Nominativform feierlicher sei als die Vokativform: daher die Ausdehnung auf die hierhin gehörigen Wörter aller Stammesklassen. Bei den *eį*-Stämmen und *eų*-Stämmen muß die feierliche Form des Vokativs ursprünglich auf *-oį* oder *-oų* geendet haben, wovon ein Rest wahrscheinlich noch in gr. dial. *Ποτοιδᾶν* vorliegt (vgl. ob. LI 220).

Bei dem an einen Gott gerichteten Hilferuf, der mit hoher Stimme gesprochen wurde, mußten in der *e/o*-Klasse die Formen mit *-e* bestehen bleiben und ebenso in diesem Falle auch bei den Allgemeinbezeichnungen für „Gott". Die auf diese Weise erhaltene Form des Vokativs „Gott" drang dann wie altindisch *(deva)* so auch litauisch *(dëvè)* allgemein durch, weil sie durch die große Mehrzahl der Vokative der *o*-Stämme gestützt wurde. Im Griechischen indes, wo Vokativformen von *o*-Stämmen auf *-os* an dem sehr gebräuchlichen *φίλος* und dem ursprünglich wahrscheinlich noch häufigeren *ἐμός* (das erst kurz vor Beginn unserer Überlieferung durch den Genetiv *μου, ἐμοῦ* im Gebrauch eingeschränkt worden zu sein braucht) eine Stütze fanden, wurde zunächst *θεός* allgemein durchgeführt und erscheint daher auch da, wo der Ton durchaus kein feierlicher ist. Erst in der Septuaginta kam dafür, wie bemerkt, die Analogieform *θεέ* auf. Die einzige Stelle aber, an der die Septuaginta *θεός* ohne Artikel als Vokativ verwendet, Num. 16, 22, ist eine besonders feierliche: *καὶ ἔπεσαν ἐπὶ πρόσωπον αὐτῶν καὶ εἶπαν· θεός, θεὸς τῶν πνευμάτων καὶ πάσης σαρκός* ... Vielleicht darf man hieraus schließen, daß der Vokativ *θεός* auch im heidnisch-griechischen Kult zwar nur selten, aber dann gerade in sehr feierlicher Weise angewandt wurde. Daher möglicherweise auch die Scheu, häufigen Gebrauch von der Form in der sonstigen Sprache zu machen, obgleich dieselbe hier jeden feierlichen Charakter verloren hatte.

Auch im Lateinischen konnte der Vokativ *deus* leicht allgemein durchgeführt werden, weil hier auch bei einigen anderen *o*-Stämmen Vokative auf *-os* (später *-us*) bewahrt geblieben waren: Daher erscheint *o bone deus* bei Scribonius Largus auch als bloßer Ausruf. Bei den Römern, die einzelnen Vokativen von Appellativen auf *-us* der zweiten Deklination, wenn sich dieselben auf einzelne Götter bezogen, im Kultus und in feierlicher Rede nominativische Form geben konnten, mag der Vokativ *deus* (wie vielleicht bei den Griechen *θεός*) im Kultus nur

Digitized by Google

an ganz besonders feierlichen Stellen angewandt und daher gleichfalls aus einer Art religiöser Scheu wenigstens in der Sprache der höheren Gesellschaftsklassen und daher auch in der Schriftsprache vermieden worden sein. Das Christentum, das sich zunächst an die unteren Schichten der Gesellschaft wandte, brauchte diese Scheu so wenig wie diese Schichten selbst zu teilen, ganz abgesehen davon, daß es eines lateinischen Vokativs „Gott" ungleich notwendiger als das römische Heidentum bedurfte. Allerdings war neben *deus* auch der regelmäßige Vokativ *dīve* bestehen geblieben oder hatte sich doch, nachdem sich idg. **deiu̯os* im Lateinischen in zwei Wörter, *deus* und *dīvus,* gespalten hatte, neu gebildet; doch hatte dies *dīve* die spezielle Bedeutung „Himmlischer" erhalten (Wackernagel, Anredeformen 19).

Im Lateinischen, wo im Kultus und daher überhaupt in feierlicher Rede sowohl die auf Götter bezüglichen Appellativa wie die Bezeichnungen der Priester und des Volkes als religiöser Gemeinde im Vokativ Nominativform annehmen konnten, sind diese beiden Klassen von Anredeformen sicher im Sprachgefühl mit einander assoziiert worden. Es muß daher bei den Römern eine Empfindung dafür existiert haben, daß die Wörter der zweiten Deklination auf *-us,* die zur Religion Beziehung hatten, im Vokativ die Nominativform beibehalten konnten. Auf diese Weise erklärt es sich, wenn nach Phocas p. 1710 P (Keil, Gramm. Lat. V 429, 23) auch zu lat. *lucus* ein Vokativ *o lucus* gebildet worden ist. Doch stammt dieser Vokativ, der natürlich der Umgangssprache gefehlt hat, wahrscheinlich auch nicht direkt aus der Kultsprache, sondern aus den Werken eines Dichters oder eines Redners. Für die letztere Möglichkeit ist auf den Pluralvokativ *luci* bei Cicero Mil. 31 zu verweisen (*vos enim iam, Albani tumuli atque luci, .. imploro*); da jedoch Phocas für die von ihm aufgeführten Vokative der zweiten Deklination nur Stellen aus Dichtern anführt (für *fluvius* und *myrte* die oben genannten aus Virgil, für *populus* den vermeintlichen Vokativ *degener o populus* aus Lucan), so wird auch der Vokativ *lucus* wahrscheinlich einem Dichter entnommen worden sein. Nun bilden ja sonst die römischen Dichter von Wörtern auf *-us* nach der zweiten Deklination, denen in der Sprache des täglichen Lebens ein Vokativ fehlt, diesen Kasus auf *-e* (vgl. die Belege S. 41 f.). Wenn nun aber bei *lucus* ein Dichter im Vokativ die Nominativform beibehalten hat, so kann er dies nur aus dem Gefühle heraus getan haben, daß diese Art der Vokativbildung überhaupt den Wörtern, die zur

Digitized by Google

Religion Beziehung hatten, zukam; offenbar steigerte er durch Anwendung eines solchen Vokativs die Feierlichkeit seiner Worte. Daß aber der *lucus* genannte Hain eine Kultstätte war, wird direkt von Servius zur Aeneis I 310 bemerkt: *interest autem inter nemus et silvam et lucum; lucus enim est arborum multitudo cum religione, nemus vero composita multitudo arborum, silva diffusa et inculta.* Man vergleiche hiermit auch Tibull 3, 3, 15: *et nemora in domibus sacros imitantia lucos*[1]).

Die im Indogermanischen bestehende Möglichkeit, bei Göttternamen für den Vokativ auch die Nominativform zu verwenden, spiegelt sich wahrscheinlich auch im Gotischen wieder. Hier ist für den Vokativ von „Jesus" 7 mal (Matth. 8, 29; Mark. 1, 24; 5, 7; 10, 47; Luk. 4, 34; 8, 28; 17, 13) *iu̅ (Iesu),* 1 mal aber (Luk. 18, 38) *i̅s (Iesus)* überliefert. Daß der Schreiber in letzterem Falle eine ihm selbst nur als Nominativ geläufige Form aus bloßer Unachtsamkeit hätte einfließen lassen, ist wenig wahrscheinlich, da er hier das auf *i̅s* als Apposition unmittelbar folgende *sunu* in der Vokativform belassen hat, abgesehen davon, daß er bei einem heiligen Namen nicht leicht unachtsam gewesen sein wird. Vielmehr hat er wohl überhaupt in seiner Sprache *Iesus* neben *Iesu* als Vokativ gebraucht. Daß *Iesus* hier schon von Wulfila stammt, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil dieser, auch wenn er selbst als Vokativ *Iesus* neben *Iesu* sprach, doch der Art seiner Übersetzung gemäß wohl nur die zum griech. Vokativ *Ἰησοῦ* stimmende Form in der Bibel verwandt haben wird. Nicht aufrecht erhalten kann ich auch meine Annahme ob. LI 68, daß *sunu* Luk. 18, 38 gleichfalls schon von Wulfila herrühre, der ja sonst als Vokativ stets *sunau* geschrieben hat. Leichter kann *sunu* hier jedenfalls von einem Schreiber hineingebracht worden sein, der es bereits nach der Analogie der Hauptmasse der *u*-Stämme gebildet hat. Ganz von Veränderungen des ursprünglichen Textes frei sind ja auch nicht die Lukaskapitel 14—20, wie gerade bei den *u*-Stämmen der Akkusativ *ufarassau* 15, 17 zeigt, wenn auch die analogische Entstehung dieser Form (vgl. PBB. XLVI 51ff.) nichts mit derjenigen des Vokativs *sunu* zu tun hat. Vor allem aber kann es doch wohl kaum ein Zufall sein, daß gegenüber 7 Vokativen *sunau* der got. Bibel nur gerade an unserer Stelle *sunu* und gegenüber 7 Vokativen *Iesu* derselben auch gerade nur an unserer Stelle *Iesus* begegnet: hier wird eben ein Schreiber ganz in seine eigene Sprech-

[1]) Nach Marquardt-Wissowa, Röm. Staatsverwaltung III² 151 sind die *luci* überhaupt als die ältesten Kultstätten Italiens zu betrachten.

Digitized by Google

weise verfallen sein. Daraus folgt aber keineswegs, daß die Verwendung von *Iesus* für den Vokativ überhaupt erst in spätgot. Zeit begonnen hätte. Da sonst nirgends in denjenigen Deklinationsklassen, die got. den Vokativ überhaupt noch vom Nominativ unterscheiden, spätgot. der Nominativ in den Vokativ gedrungen ist, so ist das auch für die Flexion von *Iesus* nicht wahrscheinlich. Vielmehr wird auch noch im Got. die Möglichkeit bestanden haben, bei Götternamen für den Vokativ auch den Nominativ zu verwenden, eine Gewohnheit, welche die ersten Goten, die Christen wurden, auf *Iesus* in gleicher Weise übertragen haben können, wie die römischen Christen z. B. den nominativisch geformten Vokativ *filius (Maiae)* als Anrede an einen heidnischen Gott auf die Anrede an Jesus als *filius (dei)* übertragen haben. Doch unterschied man gotisch nicht mehr zwischen der Nominativform als der feierlichen Anrede im Gebet und der eigentlichen Vokativform als Hilferuf. An unserer Stelle *(ubuhwopida qiþands: Iesus, sunu Daweidis, armai mik)* handelt es sich um einen Hilferuf, der aber doch durch den Zusatz *sunu Daweidis* dem Gebet nahe steht.

Wo indogermanisch bei dem Vokativ eines Wortes für „Gott" oder dem eines Götternamens in feierlicher Rede (besonders im Gebet) noch ein Adjektiv oder ein als Apposition hinzugefügtes Substantiv der *e/o*-Deklination stand, wurde auch dies mit tiefer Stimme gesprochen und mußte daher gleichfalls *o*-Vokalismus und später nominativische Form annehmen. Die Nominativform konnte aber sodann auch noch indogermanisch in feierlicher Rede auf andern Deklinationsklassen angehörige Vokative von Adjektiven und Substantiven, die sich auf Vokative von Götternamen bezogen, übertragen werden, zumal ja auch Götternamen anderer Deklinationsklassen selbst dieser Analogie folgten. Erhalten ist die nominativische Form des adjektivischen Attributs oder der Apposition zu dem in nominativischer Form in der Anrede stehenden Götternamen regelmäßig im Chorliede der griechischen Tragödie: *Ἀϊδωνεὺς δ' ἀναπομπός* Aesch. Pers. 649; *ὦ πολύμοχθος Ἄρης* Eur. Phoen. 784; *παλαίχθων Ἄρης* Aesch. Sept. 105; *ὦ γλυκὺς Ἄιδας* Soph. Trach. 1040 (auch *βασιλεὺς μείζων* Eur. Phaeth.; vgl. S. 54). An den minder feierlichen Stellen der hymnischen Poesie hat man der Situation so weit Rechnung getragen, daß man zu dem nominativisch geformten Vokativ des Götternamens das Adjektiv oder die Apposition in wirklicher Vokativform gefügt hat: *Δημήτηρ ὡρηφόρε* Hymn. Hom. V 54; *θεῶν μήτηρ, ἄλοχ'*

Digitized by Google

οὐρανοῦ Hymn. Hom. XXX 17; *Δημήτηρ ἀγλαόκαρπε* Orph. Hymn. Prooem. 6. Das Gleiche ist auch geschehen an der einzigen uns überkommenen hierhin gehörigen Stelle der chorischen Lyrik: *Ἰνὼ ... ὁμοθάλαμε* Pind. Pyth. XI 2f. Das Awestische hat überhaupt, wo es einem Götternamen in der Anrede Nominativform gegeben hat, bei dem darauf bezüglichen Adjektiv oder Substantiv doch die Vokativform durchgeführt. So steht die Vokativform des Adjektivs auch lateinisch in dem späten *Nereidum chorus alme* Sidonius Carm. 22, 18, während in dem auf Christus bezüglichen *filius ex vero verus* bei Ausonius Ephemeris 128 (Oratio 82) zwar eine gesteigerte Feierlichkeit zum Ausdruck kommen mag, die Nominativform aber auch schon deshalb erforderlich ist, weil lateinisch Adjektiva, die sich auf einen Vokativ beziehen, aber noch eine nähere Bestimmung bei sich haben, überhaupt in den Nominativ treten (näheres im syntaktischen Teil).

Umgekehrt kommen im Griechischen aber auch Fälle vor, daß in der Anrede stehende Götternamen selbst in der Vokativform, darauf bezügliche Adjektiva der *o*-Deklination aber in der Nominativform erscheinen. Solche adjektivischen Vokative auf *-ος* finden sich da, wo die auf den Vokativ des Götternamens bezüglichen Adjektiva gehäuft auftreten. Die Erscheinung beschränkt sich daher auf die hymnische Poesie und auch hier fast ganz auf die orphischen Hymnen. Dabei stehen aber die Vokative auf *-ος* mitten unter regelrechten Vokativformen anderer Adjektiva und auch unter solchen auf *-ε* der *o*-Stämme selbst als der auch hier gewöhnlichen Bildungsweise, sind hier aber selbst auch ziemlich häufig. Die einzelnen Stellen in den orphischen Hymnen sind folgende: *ἀδάμαστε, παναίολος, αἰολόμορφε* 4, 7 (zu *Οὐρανέ* 4, 1); *φωσφόρος, αἰολόμικτε, φερέσβιε, κάρπιμε, Παιάν* 8, 12; *κλῦθι .. φαεσφόρε δῖα Σελήνη, ταυρόκερως Μήνη, νυκτιδρόμος ἠεροφοῖτι* 9, 1f.; *πάνσοφε ... αὐξιτρόφος* 10, 16f. (zu *ὦ Φύσι* 10, 1; dazu noch *κινησιφόρος* 10, 21); *ἐλθέ, μάκαρ, σκιρτητά, περίδρομε, σύνθρονος Ὥραις .. φιλένθεος, ἀντροδίαιτε* 11, 4f. (dazu *φιλένθεε* 11, 21); *αἰολόμορφε, χρόνου πάτερ, ἀίδιός τε καὶ εὔφρον* 12, 3; *ἀθάνατος, πολύπειρος, ἀπείρατος, ἀστυφέλικτος* 12, 13 (zu *μεγαλώνυμε δαῖμον* 12, 10); *Ῥέα, πολεμόκλονος, ὀβριμόθυμε* 14, 7 (dazu *φιλόδρομος, ἠερόμορφε* 14, 11); *ποντομέδων, ἁλίδουπε, βαρύκτυπος, ἐννοσίγαιε* 17, 4; *ἔνθεε, παντοκράτωρ, ἱερώτατος, ἀγλαότιμε* 18, 17 (zu *Ζεῦ χθόνιε* 18, 3); *θηροτρόφος, ὑγροκέλευθε μῆτερ μὲν Κύπριδος* 22, 6f.; *φαεσφόρος, ἀγλαόμορφε* 29, 9 (zu *Περσεφόνη* 29, 1, *μῆτερ* 29, 8); *Παλλὰς ... Διὸς ἔκγονε*

Digitized by Google

.. *πολεμόκλονος, ὀβριμόθυμε .. μεγαλώνυμος, ἀντροδίαιτε* 32, 1 ff. (dazu *αἰολόμορφε, δράκαινα, φιλένθεος, ἀγλαότιμε* 32, 11); *ἐλθέ ... Φοῖβε .. ἀγλαότιμος, ἰήιος .. σπερμεῖος, ἀρότριε* 34, 1 ff.; *Δήμητερ, κουροτρόφος* 40, 2; *κοῦρε διμῆτορ, οὐρεσίφοιτος, Ἔρως, νεβριδοστόλος, ἀμφιέτηρε* 52, 9 f.; *ἀγνοτελές, γεραρός, .. τελετάρχα* 54, 4 (zu *Σιληνῶν ὄχ' ἄριστε* 54, 2); *ἐλθέ, μάκαιρ', ἀγνή, μύσταις ἐπιτάρροθος αἰεί* 61, 10 (zu *ὦ Νέμεσι* 61, 1).

Zu den nominativisch geformten Vokativen von adjektivischen *o*-Stämmen gesellen sich in den orphischen Hymnen auch einige von adjektivischen *es*-Stämmen. So finden sich: *ὑψιφανής Αἰθέρ* 5, 4; *αἰθαλής ... Ζεῦ* 8, 13; *Παιὰν θυρσεγχής, ὑποκόλπιε, βοτρυόκοσμε* 52, 11; *πολύυμνε, φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη* 55, 1; *ὁπλοχαρής, ἀδάμαστε ... Ἄρες* 65, 2 f.; *Ἠοῖ λαμπροφαής* 78, 2. Diese Vokative auf *-ής* entstammen jedoch wahrscheinlich der lebendigen Sprache der hellenistischen Zeit, da sogar schon Menander den Vokativ *δυστυχής* bietet (*συκοφαντεῖς, δυστυχής, Ἐπιτρ.* 1 Körte; *ὦ δυστυχής, εἰ μὴ βαδιεῖ* Herodian II 695 Lentz, *Ἥρως* Frg. 8 Körte; *ὦ δυστυχής, τί οὐ καθεύδεις* Herodian a. O.)[1]. Auch beruht es wohl nur noch auf literarischer Tradition, wenn die orphischen Hymnen von den Adjektiven auf *-ής, -ές* noch weit häufiger Vokativformen auf *-ές* als solche auf *-ής* verwenden. Wenn die Hymnen das *-ές* im Vokativ gleichwohl nicht allgemein durchgeführt haben, so wird das darin begründet gewesen sein, daß das eigentlich nominativische *-ής* als Vokativendung dem eigentlichen nominativischen *-ος* als eben solcher bei den *o*-Stämmen parallel ging.

Die in den orphischen Hymnen vorkommenden Vokative auf *-ος* von adjektivischen *o*-Stämmen haben sicher nicht der Umgangssprache angehört, da sonst im Griechischen Vokative auf *-ος* von *o*-Stämmen nur bei ganz bestimmten Wörtern auftreten und im Neugriechischen gerade die *o*-Stämme im Gegensatze zu

[1]) Die Adjektiva auf *-ής* haben sich wahrscheinlich als Oxytona nach den Oxytona unter den *n*-Stämmen gerichtet, die griechisch schon von jeher den Vokativ gleich dem Nominativ gebildet hatten (vgl. z. B. *ξεῖνε Μακεδών* Herodot 5, 18; *ὦ Παφλαγών* Arist. Eq. 125; 730; *ὦ ποιμήν* Theokr. Id. 1, 7). Doch hat wohl auch der Umstand mitgewirkt, daß die Abweichung des Vokativs vom Nominativ in der Quantität des Vokals des stammbildenden Suffixes sich in haupttoniger Silbe mehr als in nichthaupttoniger bemerkbar machte, was bei der Tendenz, dem Vokativ die Form des Nominativs zu geben, auf die Angleichung stärker hinwirken mußte. Letzterer Umstand ist wahrscheinlich in urgriechischer Zeit die alleinige Ursache gewesen, weshalb die Oxytona unter den *n*-Stämmen im Vokativ Nominativform angenommen hatten.

Digitized by Google

allen übrigen Klassen ihre alte Vokativform noch gewahrt haben. Vielmehr können die ihren Nominativen gleichen Vokative von Adjektiven auf *-ος*, die als Epitheta von Götternamen in den orphischen Hymnen erscheinen, nur ein altes Erbgut der sakralen Poesie sein. In der Tat findet sich auch schon einmal in einem homerischen Hymnus ein adjektivischer Vokativ auf *-ος*, der sich auf den Vokativ eines Götternamens bezieht: *χαῖρε ἄνασσα θεὰ λευκώλενε, δῖα Σελήνη, πρόφρον ἐυπλόκαμος* (32, 17ff.).

In den orphischen Hymnen kommen aber neben den Vokativen auf *-ος* von Adjektiven der *o*-Deklination auch einige von Substantiven derselben als Epitheta von Götternamen vor. So in *αὐξιθαλές, Βρομίοιο συνέστιος* 40, 10 (zu *Δηοῖ* 40, 1); *ὦ πολύσεμνε τροφός, Βάκχοιο τιθηνί, Σιληνῶν ὄχ' ἄριστε* 54, 1f.; *Εὐβουλεῦ, πολύμορφε, τροφὸς πάντων ἀρίδηλε* 56, 3; *πανυπέρτατε, παντοδίαιτε, αἰθήρ, ἥλιος, ἄστρα, σελήνη, φῶς ἀμίαντον* 66, 5f. (zu *Ἥφαιστ'* 66, 1); *αὐξιθαλὲς κοῦρος καὶ ἀλέξικακ', ὀλβιόμοιρε* 67, 5 (zu *Ἀσκληπιέ* 67, 1).

Schon das Vorhandensein dieser Vokative nur in den orphischen Hymnen, wo sie mit eben solchen von Adjektiven untermischt stehen (vgl. besonders *αὐξιθαλές, Βρομίοιο συνέστιος, ἀγλαότιμος* 40, 10), zeigt, daß man hier die Nominativform nicht etwa aus syntaktischen Gründen (deshalb, weil sie Apposition war) gesetzt hat, in welchem Falle ja auch der Artikel vor den Nominativ zu treten pflegte. Vielmehr haben wir es auch hier mit einem spezifisch sakralen Sprachgebrauch des Griechischen zu tun. Wenn man griechisch einzelnen Nomina (gleichviel ob Adjektiven oder Substantiven) der *o*-Deklination, die sich auf den Vokativ eines Götternamens bezogen und zum Preise des Gottes dienten, die Nominativform da geben konnte, wo die Nomina in solchen Verbindungen und zu solchem Zwecke gehäuft standen, wo man also den Gott besonders hoch zu ehren beabsichtigte, so war man offenbar von der Empfindung geleitet, daß man durch Einstreuung solcher Vokative auf *-ος* die Ehrung des Gottes noch steigerte. Diese Empfindung wird aber bereits aus dem Indogermanischen ererbt worden sein, wo die Vokative auf *-os* wahrscheinlich schon bei Epitheta von Göttern so gut wie bei den Götternamen selbst gebräuchlich waren. Im allgemeinen konnte sich diese Empfindung besser bei den Götternamen selbst und den sie direkt vertretenden Appellativen als bei den nur auf die Götternamen bezüglichen Adjektiven und den zu den Götternamen als Appositionen stehenden Appellativen erhalten; wo aber

Digitized by Google

Adjektiva und Appellativa letzterer Art zum Preise eines Gottes gehäuft wurden, konnte sich dies Gefühl auch leichter an die letzteren heften, so daß in diesem Falle umgekehrt wie sonst der Göttername wirkliche Vokativform aufweist, sich unter den auf ihn bezüglichen Adjektiven und Appellativen aber auch Nominativformen finden.

Adjektiva ehrenden Inhalts werden aber indogermanisch auch, wo sie sich nicht auf Götter, sondern auf Menschen bezogen, wenn sie der *o*-Deklination angehörten, ihren Vokativ auf *-os* anstatt auf *-e* gebildet haben, da sie hier gleichfalls nur mit tiefer Stimme gesprochen worden sein können. Allerdings werden diese Formen auf *-os* vielleicht nicht allzu häufig gewesen sein, da die Ehrung bei denselben Adjektiven auch durch die Plutivokative auf *-ō* zum Ausdruck gebracht werden konnte, die im Lettischen doch kaum bei sämtlichen Adjektiven als regelrechte Vokative üblich geworden sein könnten (vgl. ob. LI 199ff.), wenn sie nicht bereits indogermanisch eine gewisse Verbreitung besessen hätten. Wo indes wie im Griechischen und im Lateinischen die Plutivokative überhaupt verschwunden sind, darf man auch eher Reste der Vokative auf *-os* bei Adjektiven der *o*-Deklination, die eine Ehrung des Angeredeten enthalten, erwarten. Freilich sind Vokative dieser Art im Griechischen erst verhältnismäßig spät und nur vereinzelt zu belegen. So vielleicht nur in *χαῖρ' ἐσθλός*, *ἐσθλοῦ παῖ*, *τύραννε τῆσδε γῆς*, *Ἕκτορ* Rhesos 388 und in *ὦ φίλος*, *ὦ δοκιμώτατος Ἑλλάδι* Eur. Suppl. 277; in letzterem Falle ist *δοκιμώτατος* substantiviertes Adjektiv, kann sich also nicht etwa nach *ὦ φίλος* als seinem Substantiv gerichtet haben. An der ersten Stelle bringt *ἐσθλός*, wie der Zusatz *ἐσθλοῦ παῖ* zeigt, an der zweiten *δοκιμώτατος*, wie der Superlativ und die Hinzufügung von *Ἑλλάδι* beweist, die Ehrung in besonders hohem Grade zum Ausdruck. War aber bei den Adjektiven der *o*-Deklination mit ehrender Bedeutung die Möglichkeit, den Vokativ auf *-os* zu bilden, an die Bedingung geknüpft, daß die durch sie ausgedrückte Ehrung an der betreffenden Stelle eine besonders hohe sein mußte, so ist es auch eher verständlich, wenn sich solche Formen nur selten in der Literatur vorfinden und erst ziemlich spät belegt sind. Hatten aber die Indogermanen die Empfindung gehabt, daß bei den Adjektiven der *o*-Deklination die Vokative auf *-os* zur Ehrung des Angeredeten dienten, so konnten sie auch, als der gewöhnliche Vokativausgang der *o*-Stämme *-e* sich auf Kosten von *-os* noch weiter ausbreitete, leicht dazu kommen, den

Digitized by Google

Vokativ auf *-os* bei Adjektiven mit ehrender Bedeutung nur da festzuhalten, wo sich die Absicht, den Angeredeten zu ehren, in besonders starkem Maße geltend machte.

Auch in der lateinischen *o*-Deklination lassen sich Vokative auf *-us* (die nicht rein syntaktisch bedingt sind) von Adjektiven ehrenden Inhalts aus der älteren Zeit nicht nachweisen. Doch kommen spätlateinisch einige Beispiele dafür vor, daß, wo jemand mit ehrenden Anreden (oder zugleich mit gemütvollen und ehrenden) überhäuft wird, die der *o*-Deklination angehörigen Adjektiva, welche die Ehrung besonders zum Ausdruck bringen, neben Vokativen auf *-e* auch solche auf *-us* aufweisen. So finden sich: *mitis amice, bonus frater, fidissime coniunx, nate pius* Ausonius prof. Burdeg. III 9f. (Peiper S. 51); *venator iucunde nimis atque arte ferarum saepe placens, agilis, gratus, fortissimus, audax* Anth. Lat. Riese I 354; *nate, redux pietatis amor, bonus arbiter Idae* Dracontius carm. prof. 8, 221f. (Baehrens, Poet. Lat. min. V 168). Auch *domine sanctus et verus* Cyprian De lapsis 18 und De bona patientia 21 in Anführung von Apok. 6, 10 darf hierhin gestellt werden, da, wenn hier *sanctus et verus* dem Vokativ des griechischen Textes (*ὁ δεσπότης ὁ ἅγιος καὶ ἀληθινός*) nachgebildet worden wäre, es doch wahrscheinlich auch *dominus* heißen würde[1]). (Ebenso wie Cyprian übersetzt hier auch, wie schon bemerkt, später Hieronymus[2]).) Überhaupt aber kann bei diesem ganzen Sprachgebrauche des Lateinischen nicht gut eine Nachahmung des Griechischen vorliegen, da sich die gehäuften Vokative auf *-ος* in letzterem eben nur bei Epitheta von Götternamen, in ersterem aber die auf *-us* (von dem christlichen *domine sanctus et verus* abgesehen) nur bei Adjektiven finden, die sich auf Appellativa,

[1]) In dem Zitat Cyprians De lapsis 31 von Daniel 9, 4 *dominus deus magnus et fortis et metuendus* für *κύριε ὁ θεὸς ὁ μέγας καὶ θαυμαστός* der Septuaginta beruhen *magnus et metuendus* wahrscheinlich (wie schon das vorangehende *dominus*) auf Anlehnung an *deus*; die Vulgata bietet *domine deus magne et terribilis.*

[2]) Dem *domine sanctus et verus* der Vulgata steht in derselben Übersetzung ein *surde et mute spiritus* für den Vokativ *τὸ ἄλαλον καὶ κωφὸν πνεῦμα* Mark. 9, 24 (25) gegenüber; die Adjektiva *surdus* und *mutus* enthielten ja nichts Lobendes. Wenn Hieronymus Luk. 12, 32 *μὴ φοβοῦ τὸ μικρὸν ποίμνιον* durch *nolite timere pusillus grex* wiedergibt, also den Nominativ für den Vokativ bei einem einzelstehenden Adjektiv, das auch nicht einmal lobenden Inhalts ist, gebraucht hat, so hat er hier, wie die Übertragung der dem Substantiv zukommenden Deminuierung auf das zugehörige Adjektiv zeigt, *pusillus grex* als einen einzigen Begriff empfunden und deshalb auch beim Adjektiv in Übereinstimmung mit dem Substantiv die Nominativform beibehalten.

Digitized by Google

mit denen Menschen gemeint sind, beziehen. Dazu kommt bei Ausonius und Dracontius die weitere Abweichung vom Griechischen, daß hier jedes einzelne Adjektiv (oder sonstige Attribut) zu dem Vokativ eines anderen Substantivs gehört (wenn auch mit den verschiedenen Vokativen derselben Stelle stets dieselbe Person gemeint ist). Freilich wird sich die merkwürdige Erscheinung auch kaum aus der jüngeren Eigenentwickelung des Lateinischen selbst erklären lassen. Man wird daher vermuten dürfen, daß das späte Auftreten der Vokative auf *-us* von Adjektiven ehrenden Inhalts nur auf Zufall beruht; da diese Formen eben nur da zulässig waren, wo Attribute, die eine Ehrung oder freundschaftliche Gesinnung zum Ausdruck brachten, gehäuft standen, so war ja auch nur selten Gelegenheit zu ihrer Anwendung gegeben. Falls aber der betreffende Sprachgebrauch bereits dem älteren Latein angehört hat, wird er schon aus dem Indogermanischen herzuleiten sein. Der hohe Grad der Ehrung, wie er lateinisch durch die Häufung der Adjektiva zum Ausdruck kommt, liegt ja auch bei vereinzelten griechischen Vokativen auf *-oς* von Adjektiven vor, die sich auf Benennungen von Menschen beziehen oder substantiviert selbst als solche Benennungen auftreten. Dabei könnte aber auch mit den im Griechischen bei Häufung der Epitheta von Götternamen erscheinenden Vokativen auf *-oς* von Adjektiven der *o*-Deklination insofern ein Zusammenhang bestehen, als indogermanisch solche Vokative am meisten da begünstigt gewesen sein werden, wo Adjektiva ehrenden Inhalts gehäuft in der Anrede an dieselbe Person standen, gleichviel ob die Ehrung einem Menschen oder einem Gotte gelten mochte.

Bei dem spätlat. Sidonius Apollinaris finden sich aber auch zwei Stellen, an denen Namen der zweiten Deklination auf *-us* von Männern, die durch die Anrede geehrt werden sollen, selbst im Vokativ die Nominativform aufweisen: *o dignissime Quintianus alter* Carm. IX 290, *nostrae o Lampridius decus Thaliae* Ep. VIII 9 v. 5. Eine dritte Stelle dieser Art, *haec tibi, Vergilius, domus est aeterna sepulto, qui mortis tenebras effugis ingenio* bei Baehrens, Poet. Lat. min. IV 129 gehört wohl auch erst der spätlat. Zeit an[1]). Vokative von Namen von Personen, die man durch die Anrede ehren will, sind nun aber auch im älteren Latein so häufig, daß auch hier bei den Wörtern der zweiten Deklination auf *-us* die dem Nominativ gleiche Form des Vokativs wenigstens

[1]) Riese, Anth. Lat. I 2, 74 Nr. 561 schreibt für *Vergilius* ein *Vergili*, das aber nicht in den Hexameter paßt.

Digitized by Google

einige Male erhalten sein müßte, wenn sie damals wirklich schon möglich gewesen wäre[1]). Die betreffenden Vokative bei Sidonius und bei dem den Virgil verherrlichenden Dichter werden daher auf Übertragung der Bildungsweise der Adjektiva, die eine besonders hohe Ehrung zum Ausdruck bringen sollten, auf die Namen der besonders hoch zu ehrenden Personen selbst beruhen. Mitgewirkt mag dabei auch der Umstand haben, daß man von Appellativen der zweiten Deklination auf *-us*, die göttliche Wesen bezeichneten, in feierlicher Sprache wieder den Vokativ auf *-us* bilden konnte, und daß ja in diesen feierlichen Benennungen auch eine hohe Ehrung zum Ausdruck gelangte.

Läßt sich für die *o*-Stämme des Lateinischen die Verwendung der Nominativform für den Vokativ zum Zwecke der Ehrung des Angeredeten bei Substantiven, die nur Benennungen von Menschen sind, als eine direkte Fortsetzung eines idg. Brauches nicht mehr nachweisen, so ist doch in einer anderen Sprache, dem Litauischen, ein Rest eines solchen erhalten geblieben. Es ist das die gewöhnliche Anrede an den Pfarrer mit *põns kùniks* (Kurschat, Gr. d. lit. Spr. § 500). Von *kùniks* wird ein anderer Vokativ nicht angegeben, während von *põns* in der heutigen Umgangssprache der Anredekasus außer in *põns kùniks* wohl stets *ponè* lautet (man vergleiche auch den von Kurschat Deutsch-Lit. Wb. s. v. *Herr* vermerkten Unterschied von *mëls ponè* „lieber Herr“ und *mëls põns kùniks* „lieber Herr Pfarrer“). Daß früher *põns, põnas* aber auch außerhalb der genannten Verbindung in der Anrede vorkommen konnte, zeigt der Vokativ *ponas Jasiau* bei Brugmann, Lit. Volkslieder u. Märchen, Daina 58, 6. Wenn von *kùniks* überhaupt keine andere Vokativform als *kùniks* bekannt ist, *põns* sich als Vokativ aber nur da, wo es durch folgendes *kùniks* gestützt wurde, in der Umgangssprache erhalten hat, so wird man eben früher in der Anrede bei *kùningas* von jeher allein oder doch ganz vorwiegend den Nominativ, bei *põnas* dagegen mindestens ebenso häufig den wirklichen Vokativ gebraucht haben. Dieser Unterschied erklärt sich nun aus der Verschiedenheit der Bedeutungen von *kùniks* und *põns*. Ersteres heißt nach Nesselmann 210 s. v. *kùningas* zwar besonders „Pfarrer“, aber auch allgemein

[1]) Allerdings würde schon der für Lucrez I 50 (45) von einigen Handschriften gebotene, in der Widmung nach voraufgehendem *Memmii clara propago* stehende Vokativ *Memmius* hierhin gehören, wenn derselbe wirklich die echte Lesart enthielte; doch weisen hier gerade die besten Handschriften eine Lücke auf.

Digitized by Google

„vornehmer Herr"; *kùningai* übersetzt er „die Herren, die Vornehmen". Dazu bemerkt er aber auch noch: „*Kuning's* ist mehr als *Ponas*, daher die Phrase bei M. [Mielcke, Wb.] *Jan dabar ir Ponus Kunigais pogáuna wadinti* „man fängt schon an, die Pan's (die kleinen Herren) Kunig's zu nennen". (Der Bedeutungsunterschied ist ja noch größer bei den zu Grunde liegenden Wörtern ahd. *kuning* „König" und poln. *pan* „Herr".) War aber bei dem Worte für „vornehmer Herr" die Anrede mit der Nominativform weit gebräuchlicher als bei dem für „Herr" und kam sie bei Wörtern von anderer Bedeutung überhaupt nicht vor, dann kann doch mit einer solchen Anrede nur eine Ehrung beabsichtigt worden sein. Offenbar haben sich *kùnigas* und *põnas* hierin nach einem (schon bei Beginn unserer Überlieferung nicht mehr vorhandenen) lit. Erbworte, das ein idg. *o*-Stamm war, mit der Bedeutung „vornehmer Herr" gerichtet[1]). Konnte also lat. (und griech.) die hohe Ehrung eines Menschen durch Hinzufügung von Nominativen von Adjektiven preisenden Inhalts zum Vokativ zum Ausdruck kommen, so lit. eine solche dadurch, daß man das Substantiv, mit dem man ihn betitelte, selbst in den Nominativ setzte. Die Ähnlichkeit beider Erscheinungen zeigt, daß sie idg. Ursprungs sind.

Dabei scheint die Verwendung des Nominativs von Titeln als ehrende Anredeform ursprünglich überhaupt im Balt. üblich gewesen zu sein. So erklärt es sich wenigstens am besten, daß im Altpreuß. der Vokativ von *rikijs* „Herr" wieder *rikijs* lautet. Während *deiws* und *tāws* den Anredekasus, wenn dieser von keinem Zusatze begleitet, seine Form also nicht syntaktisch bedingt ist, stets als *deiwe (deiwa)* und *tāwe (tāwa)* bilden, kommt von *rikijs* auch in diesem Falle nur *rikijs* vor (Trautmann, Die altpreuß. Sprachdenkmäler 53, 14 und 73, 18). Es ist aber wenig wahrscheinlich, daß, während die reinen *o*-Stämme ihren alten Vokativ beibehalten haben, die *io*-Stämme in ihrer Gesamtheit denselben durch den Nominativ ersetzt haben sollen. Allerdings bezieht sich der Vokativ *rikijs* an beiden Stellen, an denen er ohne Zusatz steht, auf Gott; doch ist dies *rikijs* deswegen nicht etwa wie lat. *filius* und *fluvius* in der Anrede an Götter zu erklären, eben weil das Altpreuß. (im Gegensatz zu lat. *deus*) von *deiws* ohne Zusatz nur den Vokativ *deiwe* wie auch von dem auf Gott bezüglichen *tāws* ohne Zusatz nur *tāwe* bildet. Vielmehr wird *rikijs*, das ja allgemein „Herr" bedeutet, auch stehende Anrede an

[1]) Über alit. *schlechticzius* (Vok.) s. Schluß der Abhandlung.

Digitized by Google

Menschen für „Herr“ gewesen sein (wie es so mit Zusätzen in *mijls rikijs* 47, 14 und *wertings mils rickijs* 45, 5 vorkommt), von wo es dann auch auf die Anrede an Gott als „Herr“ übertragen wurde.

Da die indogermanischen Vokative auf *-os* in der *o*-Deklination nicht nur bei feierlichen und bei ehrenden, sondern auch bei freundlichen und gemütvollen Anreden üblich waren, so darf man die Frage stellen, ob nicht von letzteren auch außer beim Possessivum der ersten Person und bei gr. *φίλος* noch Reste in den Einzelsprachen vorhanden sind. Kasusformen, die außer den genannten Wörtern noch für die Frage in Betracht kommen, zeigt hier freilich nur das Lateinische. Eine solche Form ist *festus* in *o festus dies, hominis amice, salve* Ter. Eun. 560 (die Anrede an eine Person mit *festus dies* findet sich auch in *meus festus dies* bei Plautus Cas. 137), wie nicht nur die Handschriften bieten, sondern auch Donatus angibt. Man wird daher die Stelle nicht mit Fleckeisen in *o festus dies es hominis, amice, salve* ändern dürfen, sondern mit Umpfenbach unverändert lassen müssen. Hier hat also Terenz als Vokativ eines Adjektivs der *o*-Deklination, das mit dem Substantiv, auf das es sich bezog, einen einheitlichen Begriff ausmachte und mit ihm vereint in einer Anrede stand, die eine besonders freundliche Gesinnung zum Ausdruck brachte, die Form auf *-us* gesetzt. Man wird daher auch *o vir fortis atque amicus* Ter. Phorm. 324, das Fleckeisen als *o vir forti's atque amicus* und Umpfenbach als *o vir fortis atque amicu's* aufgefaßt hat, als wirklichen Vokativ nehmen dürfen, der auch hier bei einem Adjektiv eines Maskulinums auf *-us* der *o*-Deklination, das in freundlichem Sinne gemeint war, Nominativform erhalten hat. (Wenn Neue-Wagener[3] I 133 die Worte *o vir fortis atque amicus* als Ausruf auffaßt, wohl weil sie kein Verbum bei sich haben, so läßt sich das deshalb nicht gut aufrecht erhalten, weil damit der angeredete Phormio gemeint ist.) Kaum ein Wert ist jedoch zu legen auf *mi Libane, ocellus aureus* Plaut. Asin. 691, da hier *ocellus aureus* wahrscheinlich auf Anlehnung an den Vokativ *ocellus meus* Asin. 664 (neben *meus oculus* Stich. 764; Cist. 53) beruht, ganz abgesehen davon, daß es als Apposition zum Vokativ *Libane* im Nominativ stehen könnte.

Zu den Adjektiven der *o*-Deklination, bei denen die Möglichkeit, den Vokativ dem Nominativ gleich zu bilden, durch den Sinn, den sie haben, bedingt ist, gehört aber im Griechischen noch eine ganz andere Gruppe von Wörtern, nämlich die mit der Be-

Digitized by Google

deutung „unglücklich“. Das Gewöhnliche ist auch bei diesen Wörtern die regelrechte Bildungsweise; doch treten bei ihnen Vokative in Nominativform immerhin so häufig auf, daß sich an dem Zusammenhang der Erscheinung mit der Wortbedeutung auch hier nicht zweifeln läßt. Dabei kommen hier die Vokative in Nominativform ebenso gut da vor, wo das Adjektiv wirklich adjektivisch fungiert wie da, wo es als Substantiv auftritt.

Von Vokativen von *o*-Stämmen finden sich so: *δύσμορος γύναι* Soph. Ai. 784; *ὠὼ ὠώ, δύσμορος, ὠώ* Soph. Oed. Col. 224 (so sagt der Chor im Zwiegespräch zu Oedipus, an den er vorher die Frage „*σὺ γὰρ δδ' εἶ*;“ gerichtet hat; *δύσμορος* ist also nicht Ausruf, sondern Anrede); *ὦ δύστηνος καὶ δυστήνου πατρὸς Οἰδιπόδα, τί ποτ'; οὐ δή που σέ γ' ἀπιστοῦσαν τοῖς βασιλείοισιν ἄγουσι νόμοις* . . . Soph. Ant. 379; *ὦ μέλεος ἦβης σῆς, Ὀρέστα καὶ πότμου* Eurip. Or. 1029; *ὦ μέλεος ἥκεις ξυμφορᾶς εἰς τοὔσχατον* Eur. Or. 447 [1]).

Von diesen Adjektiven hat *μέλεος*, das eigentlich nur „vergeblich, nichtig“ geheißen hat, wahrscheinlich ursprünglich überhaupt keinen Vokativ besessen; erst für *μέλεος* in dem Sinne von „unglücklich“ hat dann Euripides den Vokativ *μέλεος* nach dem Muster von *δύσμορος* und *δύστηνος* geschaffen; daher fehlt auch zum Vokativ *μέλεος* eine Nebenform, während für die Vokative *δύσμορος* und *δύστηνος* schon bei Sophokles selbst *δύσμορε* und *δύστηνε* sogar weit häufiger erscheinen. Wie *μέλεος* hat auch das mit *δύσμορος* und *δύστηνος* bedeutungsverwandte *πολύμοχθος* wahrscheinlich nach dem Muster dieser bei Euripides Frg. 908 (916) Nauck (*ὦ πολύμοχθος βιοτὴ θνητοῖς, ὡς . . . κεῖσαι*)

[1]) Höchst wahrscheinlich ist diesen Vokativen auch noch ein *δύστανος* aus Euripides' Andromache anzureihen. Als dort Andromache und Molossos von Menelaos mit dem Tode bedroht werden, ruft erstere in Verzweiflung zu ihrem nicht mehr unter den Lebenden weilenden Gemahl Hektor, worauf Molossos in die Worte ausbricht (526f.): *δύστανος, τί δ' ἐγὼ μόρου παράτροπον μέλος εὕρω*; Der Ausdruck *δύστανος* paßt hier ebenso gut auf Andromache wie auf Molossos selbst, ganz abgesehen davon, daß dieser auch schon kurz zuvor (513f.) zu Andromache gesagt hat: *τάλας δῆτ' ἐγὼ σύ τε μᾶτερ*. Da nun Andromache die Frage ihres Sohnes beantwortet (*λίσσου, γούνασι δεσπότου χρίμπτων, ὦ τέκνον*), so hat sie dieselbe nicht als eine nur rhetorische, sondern als eine an sich gerichtete empfunden; dann aber wird auch Molossos sein *δύστανος* eher als Anrede denn als einen auf sich selbst bezüglichen Ausruf gemeint haben. Vor allem aber hätte *δύστανος* doch kaum von *ἐγὼ* durch *τί δ'* getrennt werden können, wenn es sich wirklich auf dies *ἐγὼ* selbst bezöge. Das *δὲ* soll doch wohl hier das *ἐγὼ* gerade in Gegensatz zu *δύστανος* stellen, und der Sinn des ganzen Satzes wird schwerlich ein anderer sein als „Unglückliche, du rufst den Hektor, was für ein Wort aber soll ich finden, um mein Schicksal abzuwenden?“

Digitized by Google

seinen Vokativ gleich dem Nominativ gebildet (freilich ist hier wohl auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß *πολύμοχθος* deshalb Nominativform erhalten hat, weil sich *βιοτή* nicht von seinem Nominativ unterschied).

Die Vokative *δύσμορος* und *δύστηνος* selbst sind nun aber aus dem Griechischen nicht zu erklären; wohl aber gibt auch hier das Indogermanische einen Aufschluß. Es steht auch nichts im Wege, in *δύσμορος* bereits ein dialektisch indogermanisches Wort zu sehen. Für *δύστηνος* (dor. *δύστᾱνος* aus **δύσ-στᾱνος*) aber wird Vorhandensein bereits im Indogerm. sogar sehr wahrscheinlich, da der zweite Bestandteil, der ja in ai. *sthāna-* N., abg. *stanŭ*, lit. *stónas* fortlebt, im Griechischen als selbständiges Wort nicht mehr existiert. Ganz deutlich ein indogermanisches Wort ist das mit *δύστηνος* verwandte und synonyme *δύστος* aus **δύσ-στος*, das dem ai. *duḥ-stha-s* entspricht (vgl. Joh. Schmidt, Neutra 346). Da wohl von allen griech. Adjektiven mit der Bedeutung „unglücklich", von denen überhaupt Vokative bezeugt sind, auch solche, die ihrem Nominativ gleichen, vorkommen, so wird auch *δύστος* an dieser Eigentümlichkeit teilgenommen haben. Indogermanisch aber erklären sich auch hier wieder die Vokative auf *-o-s* aus älteren auf *-o-*. Auch Äußerungen des Mitleids tut man ja durchaus mit tiefer Stimme. Insbesondere werden mitleidsvolle Anreden so gesprochen, wofür es genügt, auf neuhochdeutsche Vokativverbindungen wie *armer Mensch!, armes Kind!, ach du Armer!* zu verweisen. Im Gegensatze zu den feierlichen Anreden aber, die nur durch den Kultus erhalten worden sind, handelt es sich bei den mitleidsvollen ähnlich wie bei gr. *φίλος* und *ἐμός* um solche, die sich in der Umgangssprache fortgeerbt haben. Daß die dem Nominativ gleichen Vokativformen auf *-ος* mit der Bedeutung „unglücklich" nur bei den Tragikern erscheinen, liegt natürlich daran, daß die Vokative mit dieser Bedeutung überhaupt ganz überwiegend der Tragödie angehören.

Von den zu einer anderen Deklinationsklasse als den *o*-Stämmen gehörigen, den Vokativ gewöhnlich vom Nominativ abweichend bildenden Wörtern mit der Bedeutung „unglücklich" hat auch *τλήμων* bei den Tragikern bisweilen die Nominativform im Vokativ beibehalten. So substantivisch in *ὦ τλάμων* Soph. Oed. Col. 184; 203; *τλήμων* Ant. 229; adjektivisch in *ὦ τλήμων ἄνερ* Eur. Andr. 348. Substantivisch steht auch *ὦ παντλάμων* Eur. Hek. 197. Die sonst bei den Tragikern von barytonierten *on*-Stämmen vorkommenden Vokative auf *-ων* wie *Ἀγαμέμνων*

Digitized by Google

Eur. Iph. Aul. 633 (neben *Ἀγάμεμνον* 3; 13; 30; 133; 316; 415; 1210) erscheinen doch zu spärlich, um es wahrscheinlich zu machen, daß auch im Vokativ *τλήμων, τλάμων, παντλάμων* eine lediglich auf Grund der Lautform (zugleich nach den oxytonierten *on*-Stämmen und den höchst zahlreichen Kurznamen auf *-ων, -ωνος*) erfolgte Analogiebildung vorliegt. Vielmehr dürfte zu dem nicht so seltenen Vorkommen dieses Vokativs der Umstand mitgewirkt haben, daß die Wörter der *o*-Deklination mit gleicher Bedeutung die Nominativform in der Anrede beibehalten konnten. Auch wenn *τάλᾶς* bei den Tragikern seinen (stets substantivischen) Vokativ häufiger als *τάλᾶς* (Aesch. Prom. 594; Soph. Ai. 925; Oed. R. 1211; Eur. Or. 328; Frg. 714 Nauck) denn als *τάλαν* (Soph. Phil. 1196; Eur. Med. 990) bildet, so beruht das vielleicht nicht nur darauf, daß die alten Formen der Vokative der kleinen Klasse der Adjektiva auf *-ᾱς*, Gen. *-ανος* (*τάλᾱς, μέλᾱς*) zu selten vorkamen, um sich gegen das Eindringen der Nominativform genügend schützen zu können, sondern gleichfalls auch auf der Einwirkung der Synonyma der *o*-Deklination. Auch zur Schöpfung des Vokativs *δυσιυχής* haben *δύσμορος* und *δύστηνος* beigetragen.

Wo der Vokativ eines Adjektivs im tiefen Ton gesprochen wird, nimmt wohl immer das Substantiv, auf das es sich bezieht, an diesem Tone teil. Daher wird indogermanisch in solchen Fällen auch dies Substantiv, wenn es der *o*-Deklination angehörte, die Form auf *-o* und später wahrscheinlich auch die auf *-os* erhalten haben. Da aber bei Substantiven verschiedener anderer Deklinationsklassen diejenigen Vokative, auf welche sich eine zu einem *o*-Stamm gehörige Adjektivform auf *-os* bezog, von den sonstigen Vokativen derselben Wörter nicht abwichen, so trat auch bei den Substantiven, die *o*-Stämme waren, in Verbindung mit Adjektivformen der genannten Art bereits indogermanisch wenigstens in der Umgangssprache die gewöhnliche Vokativform auf *-e* an die Stelle derjenigen auf *-os*. Nur bei dem Vokativ „mein“ (**meios* usw.), der sich mit dem ihm folgenden Substantiv zu einer engeren Einheit als derselbe Kasus der eigentlichen Adjektiva zusammenschloß, blieb die Form auf *-os* auch beim Substantiv überall bestehen, und hier wurde dann auch bei den übrigen Stammesklassen die Nominativform durchgeführt.

Berlin. Richard Loewe.

Digitized by Google

Weiteres zur Urgeschichte der Inder.

Der Aufsatz „Varuṇa und die Urgeschichte der Inder" WZKM. XXXIII, 1ff. kam zu dem Ergebnis, daß der Name des Gottes Varuṇa aus dem hethitischen *arunas* „Meer" stammt, daß aber das Wesen des Gottes, wie es die rigvedischen Dichter gestaltet haben, noch andere vorderasiatische, besonders babylonische Züge aufweist. Unsere mangelhafte Kenntnis der Kulte und Religionen der vorderasiatischen Völker gestattet uns nicht, eine ganz einwandfreie Analyse vorzunehmen und alle Vorgänge vollkommen aufzuklären. Wir wissen z. B. nicht, ob die Inder nur den Namen *Arunas*[1]) aus dem Hethitischen bzw. einem der nichtidg. Grundlage des Hethitischen verwandten Idiom übernahmen oder ob sie auch den Kult des Meergottes von ihrem Wirts- oder einem ihrer damaligen Nachbarvölker empfingen, was ja gewiß zu erwarten wäre. Daß das Meer bei den Hethitern als Gottheit galt, muß aus seiner Anrufung unter den Schwurgöttern in dem Vertrag Mursilis II. mit Duppi-Tešup von Amurru, J. Friedrich, Staatsverträge des Ḫatti-Reiches MVAG. 1926, I S. 24f. gefolgert werden[2]). Es könnte ferner auffallend erscheinen, daß die Ur-Inder im Binnenlande den hethitischen oder mitannischen Meergott übernahmen, aber die häufige Erwähnung des Meeres in den hethitischen Inschriften zeigt doch eben, daß das Meer durchaus im Gesichtskreis der Hethiter lag. — Ich habe a. a. O. versucht, eine Vorstellung davon zu geben, wie etwa mit diesem Meergott babylonisch-assyrische Religionselemente von den indischen Priestern, deren Nachfolger in vedischer Zeit die Verfasser der Rigveda-Lieder waren, verschmolzen worden sind[3]). Auch hier muß

---

[1]) Die Nebenform auf dem Vertragsexemplar des Subbiluliuma, die zuerst *Uruwnassil*, jetzt *Uruwanassil* gelesen wird, erhält Licht durch die Schreibungen von altpers. *paruvnām* neben *parunām*, *paruvzanānām* neben *paruzanānām*, Ntr. *paruv* für *paru*, auf der neuen trilinguen Darius-Inschrift der Goldplatte von Ekbatana (Hamadan), die E. Herzfeld DLZ. 1926, 2105f. und Sidney Smith JRAS. 1926 S. 433 mitgeteilt haben, Z. 1/2 *dahyuvnām* für sonstiges *dahyunām*. Wie sich auch die Schreibung erklären mag, sie scheint doch zu beweisen, daß *uv* hier einfaches *u* vertritt.

[2]) Daß die Hethiter das Meer personifizierten, folgt aus einem Text KUB. XII 66, auf den mich Dr. Joh. Friedrich freundlichst hinwies und von dem er mir eine Paraphrase gab. Hier tritt das „Große Meer" persönlich (aber ohne Determinativ) auf: es wird zum Göttervater Kumarpiš gerufen, setzt sich mit ihm zu Tisch und tafelt mit ihm. [S. jetzt Sayce JRAS. 1927, 87ff.]

[3]) Wie ich später sah, hat auch Brunnhofer, Iran und Turan S. 215 den

Digitized by Google

naturgemäß manches hypothetisch bleiben. Namentlich für die Verknüpfung des Mitra und der Āditya mit Varuṇa fehlen sichere Anhaltspunkte. Wenn ich den Namen des Mitra mit der Benennung des Mondgottes als „Freund" zusammenbrachte, so soll damit nicht gesagt sein, daß — vorausgesetzt, daß diese Übereinstimmung nicht zufällig ist — der indische Mitra ein Mondgott war. Vielmehr scheint es, daß die Inder aus verschiedenen Anregungen etwas Neues geschaffen haben, in welchem die darin verschmolzenen Elemente nicht unverändert geblieben sind.

Inzwischen hat A. Hillebrandt ZDMG. LXXXI 74ff. meinen Ausführungen widersprochen, aber seine Stellungnahme ist in hohem Maße durch seine Ansicht bedingt, daß Varuṇa ursprünglich ein Mondgott war. Er hält an ihr auch nach den treffenden Gegenbemerkungen von Güntert, Der arische Weltkönig 117ff. u. ö. fest und verteidigt ZII. (= Zeitschr. f. Indologie und Iranistik) IV (1926) 221 sogar die „Berliner vergleichende Mythologie" mit ihren Mondtheorien. Mit der Auffassung Varuṇa's als Mondgott stehen allerdings die neuen Tatsachen nicht in Einklang. Denn es ist eine Tatsache, daß Varuṇa in einem der ältesten Zeugnisse seines Vorkommens *Aruna* heißt und daß dieses Wort im Hethitischen „Meer" bedeutet. Und es ist eine weitere Tatsache, daß der nachvedische Varuṇa der Gott des Meeres, des Ozeans, der Herr des Wassers ist. Die Übereinstimmung dieser Tatsachen aber ist so schlagend, daß sie uns richtunggebend für die Beurteilung des problematischen Charakters des vedischen Varuṇa sein darf. H. ist nicht damit einverstanden, daß ich von dem etwas schillernden Bild, der Verbindung mannigfaltiger Eigenschaften in dem vedischen Gott spreche, und er selbst schreibt Ved. Myth. III 3f.: „Einmal zeigt Varuṇa's Bild schon im ṚV. verschiedenartige, schwer zu vereinigende Züge, deren ursprünglichsten wir nicht leicht zu erkennen vermögen." Die angeführten Tatsachen gestatten uns nun aber den neptunischen Zug als den ursprünglichsten zu erkennen: die Beziehungen des vedischen Varuṇa zum Wasser sind immerhin so bedeutend, daß jede vedische Religionsgeschichte (Hillebrandt, Ved. Myth. III 13—24: Varuṇa und die Wasser, Oldenberg, Rel. d. Veda 202f. Varuṇa als Wassergott, Macdonell Ved. Myth. 25f. Varuṇa ..... as a regulator of the waters) ihnen einen besonderen Abschnitt widmet

ved. *Asura* mit *Assur* zusammengebracht, aber in einer nicht einleuchtenden Art. Es soll z. B. noch RV. III 53, 7 *asurasya vīrāḥ* „des Assur Mannen" bedeuten.

Digitized by Google

und R. Pischel schon längst Varuṇa für einen Meeresgott erklären konnte. Die nichtneptunischen Züge aber haben Oldenberg und B. Geiger gleichfalls schon früher aus Einflüssen der babylonischen Religion hergeleitet, und diese Auffassung stimmt wieder zu den vorderasiatischen Sitzen der Ur-inder und dem hethitischen Ursprung des Namens *Varuṇa*. Also der vedische Varuṇa ist nicht einfach als ein den Hethitern entlehnter Gott zu bezeichnen, sondern er ist ein indischer Gott, von den Ur-indern aus hethitischen und babylonischen Elementen geformt. Dagegen fehlt es für die Deutung Varuṇa's als Mondgott derart an wirklichen Beweisen, daß Macdonell Ved. Myth. 28 schreibt: This hypothesis does not seem to account at all well for the actual characteristics of Varuṇa in the RV.

Die Frage, die H. aufwirft, ob nicht auf Seiten der hethitischen Schreiber ein Verhören oder Versehen eines ihnen fremden Namens vorlag, muß verneint werden. Die Schreiber, die die andern indischen Götternamen richtig wiedergegeben haben, hätten gewiß auch einen lautlich so einfachen Namen wie Varuṇa getroffen. Annahmen von Versehen bedeuten nur eine Bankerotterklärung der Interpretation. Wenn also der Name *Varuṇa* ursprünglich *Aruna* lautete, so ist diese Verschiedenheit zu erklären, und da bleibt, so viel ich sehe, nur die Möglichkeit einer Umformung nach einem andern lautlich und begrifflich ähnlichen Wort. Man könnte an ai. *vār* „Wasser" denken[1]), aber dann müßte man **Vāruṇa* erwarten. Dagegen stimmt der Vokalquantität nach und wird durch die Nebenform *Uruna* im Text des Mattiwaza sowie durch die stehende hethitische Benennung des Meeres als *šalliš arunaš* (großes Meer) nahegelegt Einmischung von *varīyān variṣṭa-* zu *uru-* „weit. Derartige Vorgänge gehören zu den allergewöhnlichsten in der Sprachgeschichte, und deshalb spricht H. mit Unrecht von einer kühnen Annahme. Von Götternamen sei nur *Proserpina,* die viel eingreifendere römische Umformung von gr. *Περσεφόνη,* erwähnt.

Wenn H. ferner fragt, warum denn diese Inder den ihnen unverständlichen und volksetymologisch umgestalteten Namen gerade in eine doch besonders wichtige Schwurformel aufgenommen haben, so verkennt er den Hergang und die zeitlichen Verhältnisse. Die Inder müssen doch den Namen schon Jahr-

[1]) Vgl. die mir nicht ganz klare Bemerkung von Hillebrandt ZII. IV 221 A.: *váruṇa* RV. II 38, 8 heißt „Fisch". Liegt der Gedanke an *vār* „Wasser" nicht nahe?

Digitized by Google

hunderte vor jenen nach 1380 v. Chr. fallenden Verträgen aufgenommen haben, da sie ihn nach Indien mitnahmen. Im 14. Jahrhundert war also der Name bei den in Mitanni zurückgebliebenen Resten der Inder längst eingebürgert, war ein indischer Göttername. — Hillebrandt hatte kurz vorher (a. a. O. S. 74) die Hoffnung geäußert, daß Keilschriftforschung und Ausgrabungen Hilfe für die Vedaforschung bringen möchten. Ich glaube, daß die in meinem Varuṇa-Aufsatz behandelten hethitischen Tatsachen den Anfang damit machen, wie auch ein Fachgenosse anerkannte, der mir darüber schrieb: „C'est tout un rideau qui est déchiré devant nous."

Das wichtigste Ergebnis aber jenes Aufsatzes war, daß die Inder früher ihre Sitze in Vorderasien gehabt und eine vorderasiatische Periode durchgemacht haben, deren Spuren sich bei ihnen noch in historischer Zeit erkennen lassen. Ich glaube solcher Spuren und Zeugnisse für die vorderasiatische Epoche der Inder noch mehr nachweisen zu können. Eines der wichtigsten, den hethitischen Ursprung des Namens des Nationalgottes der vedischen Inder, Indra, habe ich in einem Vortrage in der Wiener Akademie, 9. März 1927, behandelt. Ich gebe hier nur das Wesentliche daraus wieder. H. Jacobi leitete bekanntlich KZ. XXXI 316ff. den Namen *Indra-* aus **inra-*, idg. *ənro-* = gr. *ἀνδρο-* her mit der Annahme desselben Gleitlautes zwischen *n* und *r* wie im Griechischen, verband den Namen auch etymologisch mit *ἀνήρ*, ai. *nar-* „Mann" und deutete ihn als Mann oder männlich mit Berufung auf den männlichen Charakter des Gottes. Er stützt sich dabei auf die Ableitung *indriya,* das in den Brahmana meist mit *vīrya* verbunden vorkomme und „Mannestat, Männlichkeit, Mannbarkeit, männlicher Same" bedeute. Auch Neisser, Zum Wörterbuch d. RV. 160, leugnet mit Recht für *indriya-* den reinen Eigennamencharakter und nimmt eine appellativische Bedeutung an. Und Hillebrandt ZII. III 18 gibt wenigstens zu, daß Indra sich aus einem Wort für „Mann" entwickelt haben mag. Nur ist gegen Jacobi's Etymologie einzuwenden, daß die Natur des *α* von *ἀνήρ* unklar, sein Ursprung aus idg. *ə* unsicher und eine ai. Stammform **inar-* für *nar-* unerwiesen ist. Dagegen lautet so die hethitische Form des Wortes. In dem hethitischen Text Keilinschr. aus Boghazköi III 7, der den Kampf des Wettergottes mit der Schlange Illujankaš erzählt und von Zimmern in der Festgabe für Streitberg S. 430ff. übersetzt ist, tritt ein Gott als Helfer und Freund des drachentötenden

Digitized by Google

Wettergottes auf, der ^{ILU}*I-na-ar* (2 mal) oder ^{ILU}*I-na-ra-áš* (8 mal) genannt wird. Nach dem Gang der Erzählung habe ich zuerst diesen Gott für denselben wie den Wettergott gehalten. Z. B. wird das Burulli-Fest, an dem der Text nach Zimmern als Festlegende diente, als Fest des „Wettergottes des Himmels" bezeichnet, aber nach Kol. I 14 und II 17 scheint Inar-Inaraš der Gründer des Festes. Jedoch Dr. J. Friedrich wies mich auf die Opferbeschreibung KUB. IX 28 hin, wo in Kol. II 27—29 beide Götter nach einander genannt werden. Nun hat Hrozný, Heth. Keilschrifttexte S. VIII *Inar* mit *ἀνήρ* gleichgesetzt und mit heth. *innarawatar* verknüpft, für das er Spr. d. Heth. 74 die Bedeutung „Mannhaftigkeit" wahrscheinlich gemacht hat. In der Schrift Völker und Sprachen d. Hatti-Reichs 37 hat er weiter den Namen einer Gottheit *Innarawantaš* herangezogen, dem im Luvischen *Annarummenzi* entspricht. Vgl. dazu noch A. Goetze, Hattušiliš S. 100 und Forrer ZDMG. LXXVI 217, der ein luvisches Abstraktum *annarummaḫiti* „Manneskraft" angibt. Im Luvischen lautete also das Wort mit *a-* an wie phryg. *αναρ*, arm. *air*, G. D. *arn* aus **anros*, **anri*, gr. *ἀνήρ*. Der Name *Inar* bedeutet also „Mann, Held"; die Form *Inaraš* ist entweder das Adjektivum „männlich" dazu oder wahrscheinlicher nur eine flexivische Nebenform, die durch Übertritt in die *a*-Deklination entstanden ist. Vgl. ai. *nara-* neben *nar-*.

Inar-Inaras war also ein hethitischer Gott indogermanischer Herkunft, während der Wettergott vorderasiatischen Ursprungs ist. Von *Inaras* unterscheidet sich *Indras* nur durch die schwundstufige Stammform und den Übergangslaut *d*. Dafür aber, daß tatsächlich der Name des indischen Gottes zu heth. *Inaras* gehört, sprechen noch folgende Gründe. Indra wird in der Vertragsurkunde des Mattiwaza Z. 41 *In-da-ra-* genannt, dagegen in der des Subbiluliuma Z. 56 *In-dar*. Die Form war bisher vollkommen rätselhaft. Jetzt sieht man, daß sich *Indar* zu *Indara* verhält wie heth. *Inar* zu *Inaras*. Das *-d-* ist hier verschleppt wie in ai. *sundara-* „schön", das nach Jacobi KZ. XXXI 315 aus **sundra-* und ved. *sunara-* kontaminiert ist, und in got. *swistar*, *Schwester*. Die Form *Indar* scheint auch hethitisch gewesen zu sein, da sie in dem Personennamen *Endarva* (Forrer ZDMG. LXXVI 251) auftritt, dessen Endung nichtindogermanisch ist. Ferner erklärt sich nunmehr die avestische Nebenform von *Indra*, *Andra*, pehl. *Andar*: sie verhält sich zu *Indra* wie luv. *anar* zu heth. *inar*. — Die Ur-inder haben also den Namen Indra von

Digitized by Google

den Hethitern empfangen; aber nur den Namen? — Wir wissen von dem hethitischen Gott zu wenig, um auch das Sachliche ganz aufs Reine bringen zu können. Aber der Name „Mann, Held" läßt jedenfalls darauf schließen, daß sein Träger als Vollbringer einer Heldentat gedacht war. Ferner führt die Schlange, die der Wettergott tötet, einen indogermanischen Namen, *Illuijankaš:* den zweiten Teil *-ankas* hat schon Sayce JRAS. 1922, 185 mit lat. *anguis* lit. *angìs* ahd. *unc* gleichgesetzt. In dem ersten *illui* vermute ich den Lok. Sg. von einem Stamm *ilū-* = gr. *ἰλύς* aksl. *ilъ* „Schlamm"; also *ilui-angas* = *ὁ ἐν ἰλῦι ὄφις* „Sumpfschlange, Hydra". Vgl. altir. *esc-ung* „Aal" aus *esc* „Wasser" und *-ung* = *anguis*. Beides läßt vermuten, daß ursprünglich Inaras der Drachentöter war, aber in unserm Mythus vom vorderasiatischen Wettergott verdrängt und ihm als Helfer beigegeben wurde. Die Tötung eines Drachens, des Vṛtra, ist aber bekanntlich die Haupttat auch des vedischen Indra. — Im Folgenden seien nun noch weitere Tatsachen erörtert, die für die vorderasiatische Periode der Inder in Frage kommen.

* * *

Früher war das vedische *maná* (RV. VIII 78, 2 *sácā maná hiraṇyáyā* „samt der goldenen Mine") = akkad. *manū* (gewöhnlich *ma-na* geschrieben) das einzige Zeugnis für Berührungen der Inder mit der babylonischen Kultur. Dabei blieb die Frage, ob das Wort samt Begriff durch den Handelsverkehr nach Indien gelangt ist oder ob es die Inder aus nordwestlichen Sitzen mitgebracht haben, unerörtert, und sie ist auch nicht leicht zu entscheiden. Aber nachdem sich Gründe für vorderasiatische Ursitze der Inder ergeben haben, besteht nicht nur die Möglichkeit, sondern auch eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß sie schon in diesen die bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. in Mesopotamien übliche Mine kennen gelernt und das Wort *maná* von dort mitgenommen haben.

Eine andere Entlehnung läßt sich geographisch und zeitlich nicht sicher bestimmen. Das ved. *átharvan* der Feuerpriester, der mythische erste Priester, der das Feuer vom Himmel herabholt, Opfer darbringt, die Götter verehrt, Gebete übt, hat bisher eine ziemlich unsichere etymologische Beurteilung gefunden. Die Verwandtschaft des Wortes mit avest. *aϑaurvan-, aϑaurun-,* „Priester" ist deutlich, aber die Etymologie des somit „arischen" Wortes, seinen Zusammenhang mit av. *ātar* „Feuer" sehen Uhlenbeck Etym. Wb. d. Ai. 6 und Bartholomae Altiran. Wb. 66, Grdr. d.

Digitized by Google

iran. Phil. I 1 S. 101 wegen des ai. *th* als unsicher an. Dieser Zusammenhang ist nun aber doch aus begrifflichen Gründen für ai. *átharvan-*, den Feuerpriester, unabweislich, und auch für das Iranische, wo das Feuer im Kult eine große Rolle spielte und *ātra-vaχš-* „Feuerschürer" Name gewisser Unterpriester war, wahrscheinlich genug. Nun ist das *ϑ* in *āϑravan-* wie in *ātar-*, Gen. *āϑrō*, D. *āϑre*, Instr. *āϑrā* durch das bekannte iranische Lautgesetz, nach dem *t* vor *r* zu *ϑ* wird, erklärt. Wenn aber dieses *ϑ* auch in der Stammform *aϑaurun-* und in dem abgeleiteten Nomen *aϑauruna-* „Priesterdienst" vor Vokal auftritt, so muß es aus der Stellung vor *r* verschleppt sein, d. h. die Flexion *āϑrava*: Gen. **ataurunō* wurde zu *āϑrava* : *aϑaurunō* ausgeglichen. Im Iranischen erklärt sich also die Veränderung des *t*, und da die Griechen das pers. *ϑ* mit ihrem *ϑ* wiedergegeben haben, das als Aspirata *th* gesprochen wurde, z. B. *Μίθρας* = av. *Miθra-*, *Μιθριδάτης* schon bei Xenophon, lat. *Mithras, Mithridates*, *Τιθραύστης* zu av. *čiθra-*, so findet das ai. *átharvan-* seine Erklärung als Lehnwort aus dem Iranischen mit Ersatz des iran. *ϑ* durch *th* wie im Gr.-Lat. Es wäre auch möglich, daß *tr* im Iranischen über *thr* zu *ϑr* geworden und die Entlehnung des Wortes in die Periode der Lautstufe *th* fiel.

Ein Beweis für die Herkunft des ai. *átharvan-* aus dem Iranischen liegt außer in dem *th* auch darin, daß das Stammwort *ātar-* „Feuer" ausschließlich iranisch ist, während im Ai. das Feuer bekanntlich *agní-* heißt. Früher hat man (Graßmann Wb. z. RV. 32f.) auch ved. *atharyú-* Beiwort Agnis RV. VII 1, 1, *atharí* IV 6, 8 und *atharví* Beiwort der Stute Viśpalā I 112, 10 von **athar* „Feuer" abgeleitet, aber in neuerer Zeit sind diese nicht erweislichen Deutungen aufgegeben worden; vgl. Neißer Zum Wb. des RV. 19, der freilich kaum glücklicher ein **athar* „magische Potenz" annimmt, und Geldner in seiner Übersetzung des RV.

Diese Entlehnung kann nicht wohl erst in Indien erfolgt sein, wo die Iranier kaum noch mit den Indern in so nahe Berührung kamen. Aber genauer läßt sich aus der Entlehnung nichts über die damaligen Sitze der Inder erschließen, als daß sie in der Nachbarschaft der Iranier lagen, die aber doch schon in dieser „vorindischen" Periode dialektisch und ethnisch von den Indern geschieden waren. Zufällig werden uns gerade für Kappadokien durch Strabo XV 733 persische Feuerpriester, *πύραιθοι*, womit offenbar die Āϑravan gemeint sind, bezeugt: *Ἐν δὲ τῇ Καππαδοκίᾳ — πολὺ γὰρ ἐκεῖ τὸ τῶν Μάγων φῦλον, οἳ*

Digitized by Google

καὶ πύραιθοι καλοῦνται· πολλὰ δὲ καὶ τῶν Περσικῶν ἱερά. Da aber Strabo von seiner Zeit spricht, so können diese Priester natürlich auch erst in jüngerer Zeit in Kappadokien eingewandert sein. Die Inder hatten vor ihrer Ankunft im Indus-Land lange und vielfach Gelegenheit, die iranischen Feuerpriester kennen zu lernen.

Sicherer nach Westen, nach Kleinasien weist eine andere religiöse Entlehnung der Ur-Inder, wenn folgende Ausführungen zutreffen. J. Wackernagel hat KZ. XLI, 314ff. den altindischen Gott *Kúbera* mit dem gr. *Κάβειρος* gleichgesetzt, indem er aus dem Patronymikum *kāberakáḥ* Atharvaveda VIII 10, 28 eine Nebenform **Kábera-* erschloß, aus der *Kúbera-* durch Wandel von *a* zu *u* in labialer Nachbarschaft geworden sei. Sachlich begründet er die Gleichung mit dem chthonischen Charakter sowohl des Kubera, des Vertreters der „andern Wesen", der Geister der Tiefe, später des Gottes der Schätze, wie des thebanischen und samothrakischen Kabiren. Ferner steht neben Kubera sein Sohn *Rajatanābhi* („Silbernabel") wie neben *Κάβειρος* sein Sohn, der *Παῖς*, der in Samothrake *Κασμῖλος*, sonst *Καδμῖλος* und *Κάμιλλος* heißt. Wackernagel schließt die Möglichkeit nicht aus, daß die Hellenen die Kabiren erst von indogermanischen Nachbarn wie den Phrygern und Thrakern empfangen haben. E. Washburn Hopkins (Vortrag auf dem 16. Internat. Orientalisten-Kongreß von 1912, Journ. Amer. Orient. Soc. XXXIII 453ff.) pflichtete ihm bei und suchte seine Ansicht hauptsächlich nach der indischen Seite zu begründen durch eine genaue Analyse der spätvedischen und epischen Vorstellungen von dem Gotte Kubera. Er geht dabei aus von der Hesychglosse *κόβειρος· γελοιαστής, σκώπτης, λοιδοριστής*, verknüpft *κόβειρος* einerseits mit *Κάβειρος*, anderseits mit *κόβαλος* „Kobold" und stellt diese Wörter zu *κύβελα* „Höhlen der Berge" und dem Namen der Kybele, der die Kabiren nahe gestanden hätten. So sieht er in den Kabiren „gnomes of the mountain-caves", koboldartige Dämonen der Berghöhlen, chthonische Geister mit phallischen Merkmalen, die in den Bergen gleich unsern Gnomen arbeiten, Hüter von Schätzen. Mit diesen Geistern vergleicht Hopkins den indischen Kubera, den Sohn der Kuh, d. i. der Erde, den Herrn der Dämonen, die die Schätze der Berge hüten. Sein Sohn wohnt mit ihm in den Hügelgegenden des nördlichen Indiens mit den Guhyas oder Guhyakas, den „Verborgenen" unter dem Schutze des phallischen Berggottes Śiva. Im Rāmāyaṇa-Epos wird von Kubera erzählt, daß er in-

Digitized by Google

diskret dem ehelichen Beisammensein des Śiva und der Berggöttin zugeschaut habe und deshalb einäugig geworden sei. Später ist Kubera nur noch Gott der Schätze. Sein Fehlen im älteren Veda beweist nach Hopkins nicht, daß er damals noch nicht in Indien bestanden hätte.

Ausschließlich nach der griechischen Seite wurde die Frage von O. Kern in dem Artikel Kabeiros und Kabeiroi der RE. von Pauly-Wissowa XX (1919) behandelt. Er gab unter dem Einfluß von Wackernagels Aufsatz die früher trotz des Widerspruches von Lobeck herrschende Annahme phönizischen Ursprungs der Kabiren, die auf der falschen Etymologie *Κάβειροι* = hebr. כבירים „die Großen" = *Μεγάλοι Θεοί* beruhte, auf und trat nach dem Vorgange von Fick, Hattiden und Danubier 48 für phrygische Herkunft dieser Gestalten ein. Sie wird von den Alten selbst bezeugt, schon von Stesimbrotos von Thasos bei Strabo X 472 und Schol. Apollon. Rhod. I 917, nach dem die Kabiren ihren Namen haben *ἀπὸ τῶν Καβείρων τῶν κατὰ Φρυγίαν ὀρῶν* (*ἀπὸ τοῦ ὄρους τοῦ ἐν τῇ Βερεκυντίᾳ Καβείρου* Strabo), *ἐπεὶ ἐντεῦθεν μετενέχθησαν*. Ein Ort *Κάβειρα* mit einer Burg des Mithridates, die 71 v. Chr. von Lucullus eingenommen wurde, lag in Pontus südlich von Eupatoria. Die beiden Jünglinge Tottes und Onnes, die nach der Sage bei Nikol. Dam. Fr. 84 die Heiligtümer der Kabiren verhüllt nach Milet bringen, kommen aus Phrygien. Monumentale Zeugnisse für Kabirenkult aus Kleinasien hat Kern a. a. O. 1401 ff. zusammengestellt.

Das Fazit aus diesen Untersuchungen ist noch nicht gezogen. Herkunft aus Phrygien läßt zwei Möglichkeiten offen: die Kabiren können entweder den indogermanischen Phrygern oder der autochthonen Urbevölkerung von Kleinasien entstammen. Für die zweite Möglichkeit sprechen verschiedene Gründe. Das Zeugnis Herodots II 51, daß die Samothraken die Kabiren-Mysterien von den Pelasgern empfangen hätten, die die Urbevölkerung der Insel bildeten, wiegt doch weit schwerer als Robert (bei Preller, Gr. Myth. I 848) glaubte, dessen Widerspruch sich hauptsächlich auf ein vermeintlich unzweideutiges Zeugnis der Sprache, nämlich die unrichtige Herleitung des Namens der Kabiren aus dem Phönizischen, stützte. Nachdem sich diese Etymologie als hinfällig erwiesen hat, haben wir keine Ursache, jenes über Herodot auf Hekataios zurückgehende Zeugnis gering zu schätzen, aus dem jedenfalls hervorgeht, daß die Alten den Kabirenkult für vorgriechisch hielten. Auch Myrsilos von Methymna (bei Dionys.

Digitized by Google

Hal. I 23) redet von den Kabiren als den Göttern der Tyrrhener, an deren Stelle Dionysios glaubt die Pelasger setzen zu müssen. In Wirklichkeit macht dies keinen großen Unterschied, zumal gerade die Tyrrhener-Etrusker Träger eines Kabirennamens sind. Der vierte Kabir, der dem thebanischen *Καβίρου παῖς* entspricht, heißt auf Samothrake *Καδμῖλος* oder *Κασμῖλος*, bei Akusilaos, dem argivischen Historiker des 5. Jahrhunderts (bei Strabo X 472), und bei Juba (bei Plut. Numa 7) *Κάμιλλος*. Er scheint auf den thrakischen Inseln mit Hermes gleichgestellt worden zu sein [1]), der auch nach Herodot II 51 mit den Kabiren-Mysterien von Samothrake verknüpft war. Lykophron 219 nennt den Hermes *Κάδμος*, was nach den Scholien *κατὰ συγκοπήν* für *Καδμίλος* (richtiger *Καδμῖλος*) steht. Nach Kallimachos bei Macrob. Sat. III 8, 6 nannten die Tusker den Mercur *Gamillus*, und Varro l. l. VII 34 leitet daher lat. *camillus* „Diener bei Opfern, Hochzeiten usw." von *Casmilus* her, einem Gott der samothrakischen Mysterien, der die großen Götter bediene. Es ist klar, daß die Tyrrhener-Etrusker das Wort aus der Ägäis nach Italien mitgebracht haben und zwar in der Form *κάμιλλος-camillus* und in der appellativischen Bedeutung „Knabe". Nach Quintilian I 5, 22 kam eine Betonung *Cámillus* vor, die Schulze ZGLE. 322 aus dem Etruskischen herleitet. Wenn bei Akusilaos wirklich *Κάμιλλος* überliefert war, wie das Strabo-Zitat bietet, dann muß die etruskische Anfangsbbetonung schon in der Ägäis, also doch wohl bei den Tyrrhenern bestanden haben. Für *Καδμῖλος* wird ausdrücklich diese Betonung überliefert [2]), die also anderwärts (bei den Pelasgern von Samothrake? in Kleinasien?) in Geltung war. Das sonstige lautliche Verhältnis von *cămillus* zu *Καδμῖλος Κασμῖλος* hat im Griechischen keine Analogien und muß also vorläufig auf Rechnung des Vorgriechischen gesetzt werden.

Die Bedeutung des Wortes ergibt sich einerseits daraus, daß Kadmilos dem thebanischen *Παῖς* entspricht, anderseits aus lat. *camillus* „Knabe, Sohn", das von Festus-Paulus Diac. p. 66 Ponor unter *Flaminius camillus* bezeugt wird [3]). Wie *παῖς* und *puer* für „Diener", wurde *camillus* speziell für den jugendlichen Opferdiener besonders des Flamens gebraucht. Nicht ganz richtig dachte sich Ph. Berger MSL. VI (1889) 140ff. den Vorgang, wenn er annahm, daß die ministrierenden Knaben in den samothraki-

[1]) Vgl. O. Kern Pauly-Wiss. RE. unter Kadmilos.

[2]) Herodian I 162: *τὸ δὲ Καδμῖλος ὁ Ἑρμῆς προπερισπᾶται.*

[3]) „Alii dicunt omnes pueros camillos appellatos."

Digitized by Google

schen Mysterien *καδμῖλοι* hießen und die Etrusker diese Einrichtung nach Rom gebracht hätten, wogegen Samter Pauly-Wiss. RE. unter *Camillus* einwendete, daß *camillus* ursprünglich jeden freigeborenen Knaben bezeichnete.

Nach Kleinasien weist auch die auffällige Bildungsweise von *Καδμῖλος* neben *Κάδμος*. Herodian kennt nur diesen Fall einer Endung *-ῖλος*. Im Griechischen gibt es bloß den Ausgang *-ίλος* mit kurzem *i*. Dagegen bietet das Hethitische mit dem Königsnamen *Mursīlis*, den die Griechen zu *Μυρσίλος* hellenisiert haben, ein analoges langes *i*. Die schwierige Etymologie des Namens[1]), die für seine Herkunft keinen sicheren Anhalt gibt, kann hier bei Seite bleiben. Zu demselben Ergebnis, daß wir es hier mit einem vorgriechisch-kleinasiatischen Kult zu tun haben, führt der Name *Κάβειρος* selbst.

Die Hesychglossen *κόβειρα· γελοῖα* und *κόβειρος· γελοιαστής, σκώπτης, λοιδορίστής* vermitteln, wie schon Hopkins gesehen hat, *Κάβειρος*, das den Lauten nach, mit *κόβᾱλος*, das der Bedeutung nach nahe steht: *κόβειρος-Κάβειρος* und *κόβᾱλος* sind mit verschiedenen Suffixen von demselben *κοβ-* abgeleitet. Nun bietet Hesych weiter die Glosse

κυβηλιστάς: καὶ κοβάλους τὰς κακούργους λέγει

die in der Mitte verderbt ist und etwa folgendermaßen zu emendieren sein mag:

κυβηλιστὰς καὶ κοβαλιστάς· ..... (τοὺς?) κακούργους λέγει.

---

[1]) Verfehlt ist natürlich Max. Mayers Deutung als **Κατάμηλος* s. v. a. *ἐπιμήλιος* Hirtengott auf Grund der Variante *Καδμῆλος* Nonn. IV 88. Dagegen hat er richtig den kabirischen Ursprung des etruskischen Ersatznamens für Ganymedes, *Catmite*, lat. *Catamitus* erkannt, indem er ihn mit *Μίτος*, wie der Vater des Pratolaos auf der Scherbe aus dem thebanischen Kabirion heißt, in Beziehung setzte. Nur faßt er **Κατάμιτος* unrichtig als Kontamination von *κατάμηλος-Καδμῖλος* und *Μίτος*. Der Name kann doch nicht von der Wendung *κατὰ μίτον* getrennt werden, die „nach dem Faden, ununterbrochen fortlaufend" zu bedeuten scheint. Kern Hermes XXV 7 hat den Namen des Vaters *Μίτος* aus der dem Orpheus zugeschriebenen Allegorie *μίτος* „Faden" > Same und der Auffassung des Ackers als ein Gewebe erklärt. *Κατάμιτος* ist wohl s. v. a. *κατὰ μίτον ὑφασμένος*, d. h. „Sohn" und war Name des jüngeren Kabiren, des *Παῖς*. Ganymedes erhielt dann denselben Namen, weil er wie jener *καλὸς παῖς* ist. — A. H. Sayce, JRAS. 1924 S. 255[1]. 647[4] und F. Hommel Geogr. d. alt. Or. 996 setzen *Κασμῖλος* mit dem auf der Tafel von Yuzghat Z. 36 genannten Gott *AN Ḫa-sa-am-mi-li-as* gleich, worin Sayce einen vergötterten Hethiterkönig sieht. Er vergleicht die Bildung mit *duddu-milis dud-milis* „Speermann" aus protoḫatt. *milis* „Mann", wovon heth. *miliskus* „Sklave" (?). Welcher sachliche Zusammenhang besteht aber zwischen Ḫasamilias und Kasmilos?

Digitized by Google

Es geht daraus hervor, daß es neben der dorischen Form *κόβᾱλος* eine ionische **κύβηλος* gab, daß also das *o* von *κόβᾱλος* und folglich auch das von *κόβειρος* ein kurzes *u* ausdrückt. Dasselbe ergibt sich aus Hopkins Verbindung dieser Wörter mit *κύβελα· ὄρη Φρυγίας. καὶ ἄντρα. καὶ θάλαμοι* und dem Namen der Höhlengöttin *Κυβέλη*, phryg. *matar Kubile*, wenn sie zutrifft; er faßt die Kabiren und Kobalen als Dämonen der Berghöhlen, als Gnome.

K. Zacher Idg. Anz. XVIII 86 hat zu *κόβαλοι* und *Κάβειροι* weiter gestellt 1) den maionischen Volksnamen *Καβαλεῖς Καβηλέες* (Herodot VII 77), für den die inschriftliche Schreibung *Καναληνῶν κατοικία* (Buresch, Aus Lydien 127) und *Καύαλα*, heute *Kavala* (Buresch a. a. O. 167) ursprüngliches *kavāl-* ergeben. 2) den Namen des von Aristophanes Ritter 197. 221 genannten Dämons *Κοάλεμος*, den Z. auf **κοϝάλεμος* zurückführt mit derselben Endung wie *ἰάλεμος*, indem er den Dämon wie den Klagegesang für phrygisch hält. Die Zusammenstellung wäre nicht zwingend, wenn nicht die Hesychglosse *κόαλοι· βάρβαροι* die Brücke zwischen *κόβαλοι* und *Κοάλεμος* bildete, das sich zu *κόβαλοι* verhält wie *Σαάζιος* zu *Σαβάζιος*. Bedenklich macht nur, daß Aristophanes in derselben Komödie *Κοάλεμος* und *κόβαλοι* (Ritt. 635) sagt, also das *w* einmal unausgedrückt gelassen und das andere Mal mit *β* bezeichnet hätte. Es handelt sich also hier vielleicht um dialektisch verschiedene kleinasiatische Formen: *kab-*, *kub-* und *kuv-*. Auch für die Form *kav-* gibt es einen Anhalt, die Hesychglosse *καναλός· μωρολόγος*, die *kavalos* als Nebenform von *κόβαλος* bezeugt. Zur Bedeutung vgl. *κόβαλος· ..... μάταιος* Hes. und *κοάλεμος· ματαιόφρων ..... Suidas.* Zu den Possenreißereien dieser Gestalten, die Zacher die dämonischen Urväter der Komödie genannt hat, gehört auch die Rolle des „dummen August", des Clowns.

Nunmehr können wir auch daran denken, mit *Κάβειρος* einen chaldischen Gott zu vergleichen, dessen Namen Lehmann-Haupt, Armenien Einst und Jetzt II (1926) 60 in der Umschreibung *Quëras* mitteilt: er wird auf einer Inschrift von Van aus der Zeit der Samtherrschaft von Ispuinis und Menuas unter den chaldischen Göttern genannt, deren Opfer verzeichnet werden. Der Gottesname kehrt wieder in dem einer Stadt *Quëra-Tase* auf einer Inschrift von Izoli (um 754 v. Chr.), die König Sarduris II. gesetzt hat: Lehmann-Haupt a. a. O. I 479f. Es ist die westlichste aller bisher gefundenen chaldischen Inschriften, auf der Sardur die Städte aufzählt, die er im Gebiet von Malatia (Melitene), im Reich

Digitized by Google

des Chilaruada jenseits des Euphrat erobert hat, darunter *Tase* und *Quëra-Tase*. Der schon erwähnte pontische Ort *Κάβειρα* südlich von Eupatoria liegt der Gegend von Malatia wohl nicht nahe genug, um ihn mit Sicherheit mit *Quëra-Tase*, dessen genaue Lage wir nicht kennen, gleichzusetzen. Aber es ist schon bemerkenswert, daß beide Namen — Quëra und Kabeiros — auch in Stadtnamen vorkamen. Wenn wir für *Kabeira*, auf Münzen *Κάβηρα*, lat. *Cabera*, die Nebenform **Kuvera* einsetzen, so steht diese dem chald. *Quëra* so nahe, daß man wohl mit Vorbehalt (wir kennen das Wesen des Quëra nicht) an Zusammenhang denken darf.

Es wird niemandem entgangen sein, daß die altindische Doppelform **Kabera : Kubera* ihre Entsprechung in Kleinasien, bzw. in der griechischen Wiedergabe durch *Κάβειρος* : *κόβειρος* = *kubeiros* und evtl. chald. *Quëras* findet. Dies enthebt uns der Notwendigkeit, das *u* von *Kubera* durch einen doch nicht ganz gesicherten Lautwandel zu erklären[1]). Diese Übereinstimmung verstärkt den Beweis eines Zusammenhangs von *Kabeiros* mit *Kubera*. Die sachliche Übereinstimmung hat Hopkins ausführlich nachgewiesen: er sucht sie nicht bei den großen Mysteriengöttern von Samothrake, sondern bei den mehr volkstümlichen Berg- und Erdgeistern, den bald neckischen, bald boshaften Kobolden, deren burlesker mit dem der *κόβαλοι*[2]) verwandter Charakter, wie schon Zacher bemerkt hat, in den grotesken Darstellungen der thebani-

---

[1]) Sogar die indische Form *Kuvera* brauchte nicht durch den späteren Wandel von *b* in *v* oder durch Volksetymologie (*ku* + *vera-* „Gestalt", also „mißgestaltet", vgl. Uhlenbeck Wb., Hopkins a. a. O.) erklärt zu werden, da ja die Form *kuv-* auch auf griechisch-kleinasiatischer Seite belegt ist.

[2]) Über das Wesen der Kobalen erfahren wir aus den griechischen Quellen wenig (zuletzt Adler RE.); sie wurden zu Genossen des Dionysos gemacht wegen ihrer Verwandtschaft mit den Satyrn. Aber in mittelalterlichen lateinischen Texten (Du Cange s. v.) sind die *cobali* virunculi montani, Berggeister, Gnome, und unsere Kobolde scheinen aus germanischen Hausgeistern (von Hildebrand DWb. aus *Koben* „Kammer" + *-walt* „waltend" gedeutet) und antiken Bergdämonen, Gnomen kontaminiert. Daraus erklärt sich die Betonung mhd. *Kobólt*, nhd. *Kobólz* (berlin. *Kabólz*) schießen wie lat. *cobălus*, die H. Paul Wb. gegen Hildebrands Etymologie einwendete, und zugleich wird die Frage, die Hildebrand mit Recht aufwarf, „Wie kommt der Hausgeist ins Gebirge?" (denn die deutschen Kobolde sind nicht nur Hausgeister, sondern auch Berggeister, die die Grubenleute necken), beantwortet. Zwar haben auch die Germanen die Vorstellung von Bergmännlein, Erdmännchen, Erdschmiedlein, Unterirdischen, den Wichten oder Zwergen gehabt, aber eben der Name *Kobold* dafür und *Kobalt* für das Mineral erklärt sich nur aus lat. *cobalus*.

Digitized by Google

Der schlechteste Wurf, der den Wert von 1 hatte, hieß bei den Griechen *κύων* lat. *canis*. Daß ebenso die Inder den unglücklichsten Wurf „Hund" nannten, folgt aus dem vedischen Wort für den Gewinner im Spiel oder schlechtweg den Spieler, *śvaghnín*, das W. Schulze nach Sittig als Hundstöter, d. h. Töter, Bezwinger des schlechten Wurfes, des Unglücks im Spiel, gedeutet hat. Dieselbe Bezeichnung findet nun Sittig in dem lydischen *Καν-δαύλης*, dem Beinamen eines lydischen Königs sowie des Gottes Hermes (oder des Herakles) wieder, den Hipponax mit *κυνάγχης*, die Grammatiker mit *σκυλλοπνίκτης* „Hundswürger" übersetzen.

Eine ähnliche Ausdrucksweise scheint auch im Griechischen vorzuliegen in dem Worte *κίνδυνος*. Sittig erklärt es (nach einer Anregung von Schulze) aus **κύν-δυ-νος* = *κυν-* „Hund" + ai. *-dyū-* in *akṣa-dyūḥ* „Würfelspieler" zu *dīvyati* „spielt Würfel", aber er sagt nicht, was dann die Grundbedeutung von *κίνδυνος* war und wie es den Sinn von Gefahr erhielt. Der erste Teil der Etymologie dürfte richtig sein; *κιν-* für *κυν-* müßte auf Entgleichung wegen des *υ* der folgenden Silbe beruhen. Derselbe Lautwechsel begegnet in dem Namen der karischen Stadt *Κινδύη*, deren Ethnikon auf den attischen Tributlisten teils *Κυνδυῆς*, teils *Κινδυῆς* geschrieben wird[1]): Meisterhans Gr. d. att. Inschr. 29 nimmt hier Assimilation an, aber es kann sich auch um den entgegengesetzten Vorgang handeln, und dann wird der Fall dem von *κίνδυνος* so ähnlich, daß man versucht ist an etymologischen Zusammenhang zu denken. Dagegen leuchtet der zweite Teil der Deutung nicht ein. Außer der lautlichen Unebenheit *δ* = *dy* stimmt die Bedeutung nicht. *Κίνδυνος* müßte „Hundswurf" bedeuten: das wäre aber nicht Gefahr, Risiko, sondern schon das Unglück selbst. Ferner sieht man nicht, wie das im Sanskrit altererbte Wort — der idg. Ursprung folgt aus der Vokalabstufung *dīvyati*, Fut. *deviṣyati*, Imper. Aor. 1. Sg. ved. *daviṣāṇi*, *dyūtam* „Würfelspiel" — in ein griechisches Wort mit unindischem Vorderteil gelangt sein sollte. Die Gefahr, das Wagnis läßt sich nur mit dem Würfelspiel vergleichen, nicht mit dem unglücklichen

[1]) Eine weitere Parallele mag *ἴνδουρος· ἀσπάλαξ* Hes. sein, das Petersson Etym. Stud. 16 mit ai. (spät) *undura-* „Ratte" zusammenbringt. Man kann hier doch nur an Entlehnung denken. In Betracht müssen aber weiter die ugrischen Wörter gezogen werden, die Jacobsohn Arier und Ugrof. 205 mit dem ai. Wort vergleicht: wogul. *vɑndert*, syrjän. *vurdiš* „Ratte, Wasserratte, Maulwurf", tscheremiss. *umdör* „Biber".

Digitized by Google

Wurf; vgl. *κοττίζω* „spiele Würfel" CGL. II 14, 34. 354, 11: ngr. *κοττῶ* „wage"; vulgärlat. *cottizare* „würfeln" (CGL. V 264, 39): roman. (rumän. *cutezà* u. a. Meyer-Lübke Wb.) „wagen". Daß aber der Grieche bei *κίνδυνος* in der Tat an die Würfel dachte, hat Sittig mit Recht aus der Wendung *κίνδυνον ἀναρρίπτειν* bei Herodot wie *κύβον ἀναρρίπτειν* „den Würfel in die Luft werfen"[1]) gefolgert. Auch die „Konsoziation" mit *κυβεύω*, z. B. Plato Prot. 314 A *μὴ περὶ τοῖς φιλτάτοις κυβεύῃς τε καὶ κινδυνεύῃς*, weist in diese Richtung. Wenn also *κυν-* in dem Wort steckt, so muß es etwa „Hundskämpfer" = Würfel oder „Hundskampf" = Würfelspiel bedeutet haben[2]).

Die angeführten Übereinstimmungen sind so eigenartig, daß sie jeden Zweifel an einem historischen Zusammenhang ausschließen. Wir würden uns aber einen solchen schwer zurecht legen können, wenn wir nichts von den vorderasiatischen Sitzen der Inder wüßten. Die Frage, die Sittig aufwirft, wie gewinnen wir den Anschluß an Indien oder an den indoiran. Kulturkreis, war die Bezeichnung *Καυδαύλης — κυνάγχης — śvaghnín* indogermanisch oder haben Lyder und Phryger sie selbständig der indoiran. Kultur entlehnt?, habe ich schon Glotta XV 192 dahin beantwortet, daß wir keine Ursache haben, Herodots Zeugnis, wonach die Lyder das Astragalen- und Würfelspiel, auch das Ballspiel und die andern Spiele außer dem Brettspiel erfunden hätten, dieses so bestimmte Zeugnis eines Kleinasiaten in Zweifel zu ziehen und ohne Beweis die Erfindung den Indern zuzuschreiben. Lüders eröffnet seine oben zitierte Abhandlung mit der Bemerkung, daß Wagenrennen und Würfelspiel die Hauptvergnügen der vedischen Inder gewesen seien. Die Wagenrennen haben die Inder, wie wir durch das Handbuch des Kikkuli von Mitanni wissen, nach Vorderasien gebracht. Das Würfelspiel aber

---

[1]) Das griechische Würfelspiel glich also auch darin dem indischen, daß die Würfel emporgeworfen wurden. Vgl. dazu Lüders a. a. O. 29.

[2]) Über das Etymon des zweiten Teiles habe ich keine sichere Meinung. Wenn das Wort griechisch ist, kann man an (*κατα*)*δύω* „versenke, tauche unter" denken: „Hundsversenker" wäre ein Gegenstück zu dem „Hundswürger", den Sittig a. a. O. 207 auch in dem griechischen Namen eines Wurfes *κυνορχίας· βόλου ὄνομα* sucht. Auch *δύη*, ai. *dunóti* „brennt" käme in Frage. Aber mehreres ist auffällig, die äolische Flexion *κίνδυν*, *κίνδυνος*, das Fehlen des Wortes bei Homer und Hesiod, der Anklang des karischen *Κινδύη*. Vielleicht stammt das Wort also aus einer kleinasiatischen Sprache; freilich wäre nicht leicht zu sagen, aus welcher; doch spuken mehrfach Hunde in kleinasiatischen Ortsnamen.

Digitized by Google

werden sie umgekehrt von ihren kleinasiatischen Nachbaren bezogen haben.

Ich habe in der neuen Zeitschrift Kleinasiat. Forschungen I 7 die Vermutung geäußert, daß die Bagadaonen[1]) im Antitauros im südlichen Kappadokien der letzte greifbare Rest der Ur-Inder seien, von denen dann ein Stamm so weit nach Westen vorgedrungen wäre. Trifft dies zu, so werden die Einwirkungen der kleinasiatischen Kultur auf die Inder um so begreiflicher. Mit mehr Vorbehalt habe ich a. a. O. auch für den Namen der bedeutendsten Stadt Kappadokiens, *Μάζακα*, nördlich vom Argaios, das römische Caesarea und heutige Kaisarije, arische Herkunft (ar. und ur-ind. **mažh-* = ai. *mah-*, iran. *maz-* „groß") vermutet. Nun hat neuerdings Forrer Forsch. I (1926) 44 den in der Inschrift Bo. 2048 Z. 24 genannten Ort *Vartanna* in dem heutigen *Vartan,* 20 km nördlich von Kaisarije wiedergefunden. Dieser Ortsname deckt sich aber mit dem zweiten Teil der bekannten indischen Zahlenkomposita des Handbuches des Kikkuli, *aikavartana, teravartana* usw., ist also indisch und war nach einer Rennbahn, einem Stadion genannt[2]) (ai. *vartana-* „Umdrehung", ved. *vartaní* „Bahn"). Ist Forrers Lokalisierung von Vartanna richtig, so ergibt sie einen neuen Beweis für das Vordringen der Inder bis nach Kappadokien, also in das Herz des Ḫatti-Reiches.

Die Hauptmasse der Urinder aber scheint ihren Sitz im Lande Mitanni gehabt zu haben, dem südlichen Teile des Ḫurri-Reiches im nördlichsten Abschnitt Mesopotamiens an dem oberen Lauf der von den armenischen Gebirgen kommenden Zuflüsse des Euphrat, Ḫabur (bei den Griechen *Ἀβόῤῥας* oder *Χαβώρᾶς*) und Džardžar (*Μυγδόνιος*), im sogen. Naharaim. In hellenistischer Zeit hieß der mittlere Teil dieses Gebietes Mygdonien mit der Hauptstadt Nisibis. Der nördliche Teil des Ḫurri-Reichs muß sich weit

---

[1]) Der Name der Landschaft Bagadaonia erscheint noch im Mittelalter in der Form *Γαβαδονία* bei Nikephoros Bryennios (12. Jahrh.), wie Ramsay, Geogr. of Asia Minor 349, bemerkt.

[2]) So Forrer a. a. O. Nach seinen Darlegungen ZDMG. 76 (N. F. 1) 262 ist jedoch *vasanna* der Name des (oval zu denkenden) Stadiums, während *vartanna* eine Runde im Stadion bedeutet. Es wäre aber möglich, daß auch *vartanna* für die Rennbahn verwendet wurde. Übrigens ist uns in der Wendung *navartanni vasannasja* (Forrer a. a. O. 269 umschreibt *vasa-nasaja*) auch ein ai. Gen. Sg. auf *-asya* erhalten. Da das Wort indisch sein muß, ist es schwer anders als = ai. *vahanam* oder *vāhanam* „das Fahren" zu deuten, das für die Fahrbahn verwendet worden sein müßte. Dann stünde *-s-* für urar. *źh* = ai. *h*, av. *z*.

Digitized by Google

nach Armenien hinein westlich und nördlich vom Van-See erstreckt haben. In diesem Gebiet treffen wir in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts v. Ch. zur Zeit des Ḫatti-Königs Subbiluliuma, dessen Regierung Forrer BoTU II 2, S. VIII in die Jahre 1380—1346 verlegt, lauter arische Königsnamen an, über die uns der Vertrag Subbiluliumas mit Mattiwaza, Weidner Polit. Dokum. I 2ff., belehrt. Unter *Artatama,* dem König des gesamten Ḫurri-Reichs, macht sich *Tusratta*[1]) in Mitanni unabhängig. Nach dessen Tode nimmt Artatama Mitanni zurück und setzt seinen Sohn *Sutatarra-Sutarna*[2]) als König ein. Der Sohn Tusrattas, *Mattiwaza* wird geschlagen und ruft die Hilfe des Ḫatti-Königs Subbiluliuma an. Dieser besiegt den Sutatarra, der ihm mit seinem Sohne *Aitaggama* und seinen Gespannen entgegengezogen war, und setzt Mattiwaza wieder in die Herrschaft über Mitanni ein. Der arische Charakter dieser Dynastennamen ist schon WZKM. XXXIII 7ff. zur Sprache gekommen außer dem letzten, *A-i-tag-ga-ma* (Weidner S. 14 Z. 41), der einen nicht weniger arischen Eindruck macht. Er ist gebildet wie ai. *meṣa-gama-* „auf einem Widder reitend". Das 1. Glied urind. *aita-* = ved. *éta-* bedeutet „bunt, schimmernd, gescheckt", dann gewisse gescheckte Tiere, Rosse, Antilopen u. a. (Neißer, Zum Wb. des RV. 194; Geldner, Übersetzung des RV.); das 2. ist *gama-* „gehend". Bedeutung also wohl „auf einem Schecken reitend, Scheckenreiter". Wie in *aika-vartana* liegt auch hier noch der arische Diphthong für ai. *e* vor.

Noch wichtiger aber ist, daß auch die Hauptstadt von Mitanni und früher dem ganzen Ḫurri-Reich, *Vašugganni,* auch

[1]) Ob in *Tusratta* das ai. *rátha-* „Wagen" steckt, ist, wie ich WZKM. XXXIII 7 auseinandergesetzt habe, nicht sicher. Dagegen liegt in dem palästinensischen Dynastennamen *Surata*, den A. Jirku Z. f. Ass. XXXVI 74ff. hervorgezogen hat, deutlich dieses ai. Wort vor. Surata ist ved. *su-rátha-* „schöne Wagen besitzend, Lenker guter Wagen". In dem Briefe des Suwardata, Fürsten von Qe'ila im südlichen Palästina, an den ägyptischen Pharao nennt er *Surata*, den Mann von Akko, und *Indaruta*, den Mann von 'Aksap, seine Helfer: „sie sind mit 50 Streitwagen bei mir". Es handelt sich um einen Kampf gegen die Hebräer. Alle drei Verbündete führen indische Namen: *Suwar-data* „von der Sonne geschenkt", *Indaruta* = ai. *Indrota* „von Indra geschützt". [Vgl. zu *Tušratta* und andern dieser Namen jetzt Scheftelowitz Zeitschr. f. Buddhismus VII 275ff. — Korr.-N.]

[2]) Diesen Doppelnamen habe ich WZKM. XXXIII 7 zu erklären gesucht. Wahrscheinlicher ist vielleicht die Annahme, daß *Sutarna* der eigentliche Name des Prinzen ist und *sutatarra* Appellativum im Sinne von Stief- oder Adoptivsohn, das aber von den Hethitern als Name aufgefaßt worden sein mag.

Digitized by Google

Vaššugganni, Uaššukanni, später *Uššukani* geschrieben[1]), vermutlich einen indischen Namen trägt. In dem ersten Teil ist ai. *vasu-* „gut, trefflich" = gall. *vesu-*, illyr. *vesu-* (in *Vesu-clevis* = ved. *vasu-śravas-*) kaum zu verkennen. Das zweite Glied *-ganni, -kan(n)i* ist etymologisch schwerer zu deuten. Ai. *jána-* „Mensch, Geschlecht, Stamm, Volk" würde begrifflich gut passen; **vasu-jani-* wäre „mit edler Bevölkerung versehen, edelvölkisch". Aber lautlich wäre diese Deutung nur möglich bei Brugmanns Annahme, daß *j* und *c* im älteren Altindisch noch palatale Verschlußlaute waren. Bartholomae und Wackernagel (Ai. Gramm. I 137f.) haben dies bestritten. Dagegen behauptete Ed. Hermann KZ. XLI 32ff.[2]) mit beachtenswerten Gründen, namentlich dem Zeugnis der Prātiśākhyen, daß ai. *c* und *j* mouillierte Verschlußlaute waren, und glaubt diese Aussprache auch mit den griechischen Umschreibungen von *c* durch *σσ, ζ, τζ* und von *j* durch *ζ, δι* vereinigen zu können. Die hethitische Wiedergabe von ai. *pañca* durch *panza* (*z* = *ts*) kannte er noch nicht.

In der Hauptstadt und Residenz der arischen Dynastie war sicherlich ehemals die indische Bevölkerung hervorragend vertreten, was ja schon durch ihren indischen Namen wahrscheinlich wird. Daß im 14. Jahrh. v. Chr. der mitannische Têšub die Hauptgottheit von Vasugani bildet[3]), spricht nicht dagegen, sondern beweist höchstens, daß damals die Inder größtenteils längst abgewandert waren.

Die Lage von Vasugani ist noch nicht genau festgestellt. Weidner sucht sie in der großen dreieckigen Ebene zwischen dem Ḫabur und dem Džardžar. Hrozný suchte im J. 1924 in dieser Gegend nach dem Hügel von Tell-el-Vahšak, dessen Name ihm dem von Vašuganni ähnlich schien, konnte ihn aber in diesem wenig bevölkerten, immer von Kurden und Beduinen bedrohten Landstrich nicht finden[4]). Ausgrabungen in der alten Hauptstadt von Mitanni wären sehr erwünscht und würden vielleicht auch neues Licht über die Urinder verbreiten.

[1]) Vgl. Weidner Pol. Dok. I S. 9. Mayer-Garstang Index of Hittite Names 49. Subbiluliuma nahm die Stadt dem Tušratta und plünderte sie. In dem hethitischen Text bei Forrer Forsch. II 33 ziehen Bijassilis und Mattiwaza aus Vaššugganni mit ihren Truppen gegen Bagarriti.

[2]) Vgl. noch KZ. L 306. Beistimmend H. Reichelt in Stand und Aufgaben der Sprachwiss. 251.

[3]) Vgl. Weidner a. a. O. 9. In dem Vertrage des Subbiluliuma mit Mattiwaza Z. 55 wird Têšub, der Herr von Vaššugganni, angerufen.

[4]) Central European Observer IV (1926) 512.

Digitized by Google

Ein weiterer arischer Ortsname dieser Gegend scheint *Bagarriti*, worüber Forrer Forsch. II (1926) 33ff. näheres mitteilt. Nach Texten, die Forrer für Fragmente einer hethitischen Übersetzung des Vertrages zwischen Subbiluliuma und Mattiwaza hält, zogen Bijassilis und Mattiwaza von Vasugani nach Bagarriti, dessen Umgebung eine Wüste genannt wird. Mit *Bagarriti*, wofür J. Friedrich *Bagarripa* gelesen hatte, stellte Forrer das neuassyrische *Bagarri* gleich, indem er Abfall erst des *i*, dann des *t* annimmt, und weiter den heutigen Namen *Bagarra* eines Ortes am mittleren Ḫabûr. Treffen diese Ausführungen zu, so stimmen sie gut zu einer Deutung des Namens *Bagarriti* aus dem Indischen. Wir finden in ihm das arische Leitfossil *bhága-* wieder, im zweiten Teil ai. *rīti-* „Strom" oder *rit-* „rinnend". Aus einer Doppelform **Bhaga-rīti-* — *Bhaga-rit-* würde sich sogar das Nebeneinander von heth. *Bagarriti* und ass. *Bagarri* erklären. Der Sinn des Namens „Segensstrom" oder „von Segen fließend" paßte vortrefflich zu der Lage am Ḫabur-Fluß, dessen ganze Linie H. Kiepert, Lehrb. d. alten Geogr. 154, einen „Oasenstrich" inmitten der Steppe nennt. Man vergleiche auch den indischen Stadtnamen *Bhagapuram* (= Multan).

Die Verbreitung der mitannischen Inder nach Osten zeigt der Name der Göttin *Bagbartu* in Muṣaṣir an, der schon in meinem Aufsatz über den Namen der Lykier Kleinas. Forsch. I 6 zur Sprache gekommen ist. Ich habe ihn dort als ai. **Bhāga-bhara-* „Wohlstand, Segen, Glück bringend" gedeutet. Wegen des *-t-* von *Bagbartu* kann man auch an ein ai. **Bhaga-bhṛt-* denken; doch könnte *-tum* auch, wie Ed. Meyer KZ. XLII 15 bemerkt, semitische Femininendung sein. Die Göttin wird in einer Inschrift Sargons II (722—705) erwähnt, in welcher der Zug des Assyrerkönigs gegen das Ländchen Muṣaṣir im Jahre 714 v. Chr. erzählt wird, dessen König Urzana von Assyrien zu dem Chalderkönig Rusas abgefallen war. Sargon eroberte die Stadt Muṣaṣir und raubte aus den dortigen Tempeln die Statuen von Urzanas Gott Ḫaldia, dem chaldischen Nationalgott, und „seiner Göttin Bagbartu". Diese Stadt lag nach den Ermittlungen von Lehmann-Haupt (Armenien II 1926 S. 289ff.) in den Bergen nordöstlich von Mosul bei Topzauä zwischen Rowandûz und dem Kelišin-Pass. Nun entspricht auf der Stele von Topzauä, einer assyrisch-chaldischen Bilinguis, dem *Muṣaṣir* des ass. Textes im Chaldischen *Ardinis*. So hieß aber auch die Sonnengottheit der Chalder, und Lehmann-Ḫaupt (a. a. O. 335) vermutet daher, da die Chalder die

Digitized by Google

Sonnengottheit weiblich darstellten, daß die Bagbartu mit der Ardinis gleich war. Dann hätten die Chalder die indische Göttin mit ihrer eigenen gleichgesetzt.

An den Bergen nördlich und östlich der mitannischen Ebene haftete die babylonische Sintflutsage, nach der ja der von der Flut Verschonte sich auf das nördliche Gebirge rettet. Welches der Rettungsberg war, darüber gehen die Überlieferungen auseinander. Nach dem Gilgameš-Epos blieb das Schiff auf dem Berge Niṣir, der nicht weit von Muṣaṣir gelegen zu haben scheint; s. dazu Lehmann-Haupt Armen. II 338. Bei Berossos landet Xisuthros *ἐν τοῖς ὄρεσι τῶν Κορδυαίων τῆς Ἀρμενίας*, d. h. erheblich nördlicher im Bohtan; vgl. Streck Z. f. Ass. XV 273. In diese Gegend, auf den Džudi-Berg oberhalb Džesire verlegt auch die Überlieferung der Kurden, Syrer und Nestorianer den Niedergang der Arche; s. Streck a. a. O. 272f., C. W. Wilson in der Encycl. Brit. VII 977 unter Deluge. Nach Kiepert Lehrb. S. 155 wird das südarmenische Gebirge, das die Griechen (Strabo, Ptol., Steph. Byz.) *Μάσιον ὄρος* nennen, im Volksglauben der Nachbarschaft für die Ausgangsstelle der Menschheit nach der Flut gehalten. Er verweist darauf, daß dieser Name sich mit dem armenischen Namen *Masiṣ* des Großen Ararat deckt, auf den bekanntlich (die biblische Noah-Sage nennt nicht einen bestimmten Berg) die armenische Ortstradition die Landung der Arche verlegt. Der Masius wurde früher mit dem heutigen Tur-Abdîn gleichgesetzt. Lehmann-Haupt Armen. I 501ff. bestimmte ihn als den ganzen südlichen Teil der Tauruskette, der die mesopotamische Ebene, das alte Mitanni, im Norden begrenzte, vom Karača-Dagh bis über den Tigris hinaus.

Der ganze Bereich dieser Berge, an denen die Sintflutsage haftete, einschließlich des Masis-Ararat lag im Gebiet der Ḫurri und Mitanni und damit zugleich in dem der Urinder. Dadurch erhält die Streitfrage, ob die altindische Sintflutsage, die zuerst im Śatapatha-Brāhmaṇa auftritt, von der babylonischen abstammt, ein anderes Gesicht. Wenn die Urinder einmal in der Nachbarschaft des oder der verschiedenen „Rettungsberge", an die sich die Flutsage knüpfte, gesessen haben, dann wird die Entlehnung der Sage durch die Inder von vornherein viel wahrscheinlicher. Dazu kommen die nicht geringen Übereinstimmungen der indischen Sage mit der semitischen, die schon Burnouf, Lenormant, M. Haberlandt (Mitt. Wien. Anthr. Ges. XVI 1886, 12) u. a. zur Annahme eines geschichtlichen Zusammenhanges bestimmten: die

Digitized by Google

Warnung an Manu vor der Sintflut, der Rat, ein Schiff zu bauen, die Landung auf dem nördlichen Gebirge, die Benennung des Ortes der Rettung als *Manor avasarbhraṁśana* „Manus Niedergang", Manu als Stammvater eines neuen Menschengeschlechts. Wenn Max Müller (Indien in der Weltgesch. 111ff.) und Rich. Andree (Die Flutsagen 16ff.) diese Annahme bestritten, so legten sie großes Gewicht auf eine Abweichung: in der Manusage ist es ein Fisch, der Manu warnt und beratet, in der semitischen ein Gott. Das zweite ist viel natürlicher: wie kamen die Inder zu der Änderung? — Gerade auf diese Frage erlauben die ehemaligen Sitze der Inder eine Antwort zu geben und unterstützen dadurch die Annahme der Entlehnung. Der Name des Rettungsberges *Masion-Masis* klingt an das arische Wort für „Fisch" an, ai. *matsya-*, av. *masyō*, an die iranische Form noch mehr als an die indische. Die Vermutung liegt daher nahe, wenn sie sich auch nicht beweisen läßt, daß die Urinder, vielleicht auch iranische Elemente unter ihnen, den natürlich nicht arischen Namen des Berges als „Fisch-Berg" deuteten und durch die ätiologische Sage erklärten, ein Fisch sei der Helfer des Manu gewesen[1]). Man beachte den Zug der indischen Sage, daß der Fisch nicht nur dem Manu den Rat gibt, das Schiff zu bauen, sondern auch das Schiff, dessen Tau Manu an das Horn des Fisches bindet, nach dem nördlichen Gebirge führt und hier Manu befiehlt, das Schiff an einen Baum zu binden. Dieses Motiv erklärt sich möglicherweise daraus, daß in der Urform der Erzählung damit der Name *Μάσιον* als Fischberg erklärt wurde: ein Zug, der natürlich bei der Übertragung der Sage nach Indien gegenstandslos und daher weggelassen wurde. Nur der Ort der Landung wird als solcher benannt, im Śatapatha-Brāhmaṇa *Manor avasarpaṇam* „Manus Herabsteigen", im Mahābhārata *Naubandhanam* „Schiffsanbindung".

* * *

Die vorstehenden Ausführungen haben die Zahl der Wahrscheinlichkeitsgründe für vorderasiatische Ursitze der Inder und zugleich die Zahl der Entlehnungen aus der Kultur der Völker, unter denen sie dort am Anfange des 3. Jahrtausends v. Chr. gesessen haben, noch wieder vermehrt. Am deutlichsten zeigen sich diese Beeinflussungen auf religiösem Gebiet. Daß die Namen zweier Hauptgottheiten der vedischen Inder, Indra und Varuṇa, hierher zu rechnen sind, will allein schon sehr viel sagen. Dazu

[1]) Dabei könnte das Märchenmotiv des hilfreichen Fisches (Bolte-Polivka Anmerk. zu Grimms Märchen I 138ff.) benutzt worden sein.

Digitized by Google

kommen noch Kubera und die Sintflutsage. Auf dem Gebiet der materiellen Kultur fällt die Übernahme des Nüsse- und Würfelspiels und vielleicht auch eines Gewichtsmaßes, der Mine, in diese Epoche.

Eine sprachliche Beeinflussung durch die „subaräische" Urbevölkerung habe ich WZKM. XXXIII 19 bei dem Wandel von idg. *e* in *a* vermutet, den man schwer von dem gleichen sporadischen Wandel im Hethitischen trennen kann. Ein zweiter Fall liegt möglicherweise bei einem Teil der indischen oder arischen Tenues aspiratae vor, die europäischen Tenues entsprechen: z. B. ai. *rátha-* „Wagen", av. *raϑa-*; ai. *ráthyā-*, av. *raϑya-* Ntr. „Weg" — lat. *rota*, ahd. *rad*, lit. *rātas* usw.; ai. *śaphá-*, av. *safa-* „Huf" — ahd. *huof*; ai. *pantha-*, *pathi-*, *path-*, av. *pantay-*, *paϑ-*, *paϑā*, ap. *paϑi-* „Pfad, Weg" — gr. *πόντος πάτος*, lat. *pons*, altpreuß. *pintis*, ab. *pǫtь*; ai. *phéna-* „Schaum", osset. *fing* — ab. *pěna*, ahd. *feim*, lat. *spuma* usw. Da in den meisten Fällen die Tenues im Arischen erhalten bleiben, so fragt es sich, warum sie in einigen aspiriert erscheinen. Nun werden im Armenischen die Tenues im Anlaut vor Vokalen und im Inlaut zwischen Vokalen regelmäßig aspiriert: arm. *the* „daß" = lit. *te* (Meillet Gr. arm. 11). Das armenische Lautsystem gleicht aber bekanntlich, besonders auch in dem Reichtum an Aspiraten, dem südkaukasischen, und die merkwürdigen Veränderungen der idg. Konsonanten, namentlich die Verschiebungen der Verschlußlaute im Armenischen werden daher auf den Einfluß der vorarmenischen Urbevölkerung zurückgeführt. Der nördliche Teil des Hurri-Reiches aber, in dem Artatama, Sutarna, Aitagama herrschten, erstreckte sich wahrscheinlich über einen Teil Armeniens. Es ist daher möglich, daß die Arier jene Aspirierung in derselben Weise wie die Armenier erwarben. In ai. *pṛthuka-* : arm. *orth* = gr. *πόρτις* stimmen beide Sprachen in der Ten. asp. überein. Dadurch erklärt sich auch der sporadische Charakter der Erscheinung, der bei Sprachmischung gewöhnlich ist. Natürlich fallen nicht alle spezifisch arischen Tenues aspiratae hierher. Für ai. *atharvan* ergab sich uns eine andere Ursache, und auch die zahlreichen Fälle von Aspiraten nach *s* wie ai. *sthā-* „stehen", *asthi* „Knochen", *-iṣṭha-* Superlativsuffix werden sich anders erklären.

Auch eine verwandte Erscheinung, der Ersatz von Media Aspirata durch Tenuis Aspirata im Arischen, kann so seine Erklärung finden: z. B. ai. *nakhá-*, npers. *nāxun* „Nagel" — lit. *nāgas*, ab. *nogъtь*, lat. *unguis*, got. *ga-nagljan*; s. Wackernagel Ai. Gr. I 123,

Digitized by Google

Brugmann Grundr. I 632. Denn Mediae aspiratae, die ja wohl noch für keine andere Sprache außer indogermanischen nachgewiesen sind, fehlen auch den kaukasischen Sprachen, während aspirierte Tenues dort so häufig sind. Früher verlegte man gern solche Differenzen in die indogermanische Urzeit, obwohl damit nichts gewonnen und erklärt war; vgl. z. B. Persson KZ. XXXIII 291. Die Sachlage — Beschränkung des Lautwandels ohne ersichtliche lautliche Bedingungen — weist auf eine ethnologische Ursache, auf Sprachmischung.

Die Frage hängt freilich mit dem schwierigen ungelösten geographischen Problem zusammen, da die Iranier ja auch die Affektion der Tenues (Spiranten = ai. Ten. asp.) zeigen, also auch im Bereich der aspirierenden Urbevölkerung gesessen haben müßten. Daß sich unter den westlichen Ariern auch iranische Elemente neben den Indern befanden, kam schon zur Sprache. Vgl. WZKM. XXXIII 9. *Arta-* in *Artatama*[1]), *Artasuwara, Artamanja* könnte freilich auch ai. *ṛta-* wiedergeben, da die Keilschrift ai. *ṛ* auch nur mit *ar* ausdrücken konnte, aber die iranischen Personennamen mit *Arta-* sind besonders charakteristisch für diese Sprache. Von den sonst noch als iranisch von Ed. Meyer SB. Berl. Ak. 1925, 252 angesprochenen Namen ist nur *Jasdata* (KZ. XLII 18) einigermaßen sicher. *Ruṣmanja* könnte auch indisch, *Arzavija* braucht nicht arisch zu sein. Sicher iranisch sind die jüngeren Namen des *Kundaspi* (= *Vindāspa*) von Kummuḫ (Kommagene), der im Jahre 854 v. Chr. Salmanassar Abgaben leistete, und des *Kustaspi* (= *Vistāspa*), Königes desselben Landes, des Zeitgenossen Tiglatpilesers IV (um 740 v. Chr.)[2]).

Ed. Meyer (KZ. XLII 21f. SB. Berl. Ak. 1925, 254) hat gegen die Annahme eines Eindringens der Arier von Europa aus über den Kaukasus nach Armenien geltend gemacht, daß unter den zahlreichen Orts-, Berg- und Personennamen Armeniens und seiner

[1]) *Ar-ta-ta-ma* geschrieben im Vertrage des Mattiwaza mit Subbiluliuma Z. 1. 2. 29. Die Schreibung *Ar-ta-ta-a-ma* = *Artatāma*, derentwegen Ed. Meyer KZ. XLII 19 die Deutung als Superlativ von *arta-* aufgibt, ist daher wahrscheinlich fehlerhaft, was bei einem Fremdnamen begreiflich ist.

[2]) Jacobsohn KZ. LIV 269 erklärt diese Auffassung der Namen *Kundaspi* und *Kustaspi* für äußerst zweifelhaft, weil der mitteliranische Wandel von *vi-* zu *gu-* erst recht spät belegt sei. Er hat aber wohl das Zeugnis der indoparthischen Münzen des Königs *Gondophares-* Ὑνδοφέρρης (21—ca. 60 n. Chr.) übersehen, das für Mitteliranisch nicht recht spät, sondern früh ist. Vgl. W. Otto Pauly-Wiss. RE. unter *Hyndopherres*. *Gondo-* = *Vinda-(farna)* bildet die Brücke zu *Kunda-*.

Digitized by Google

Nachbargebiete sich nur ganz vereinzelt arische finden. Wenn aber das Ḫurri-Reich, in dem Artatama, sein Sohn Sutarna-Sutatarra und sein Enkel Aitagama saßen, gemäß der Annahme von H. Winckler MDOG. XXXV 49, MVAG. 1913, 4. S. 66, Weidner Pol. Dok. 2 u. a. in Armenien zu suchen ist, so gehörte dieses Land zu den Sitzen der Arier, und dann sind darin auch jene arischen Personennamen vertreten. Dazu kommen die Göttin *Bagbartu* in Muṣaṣir-Ardinis und *Bagdatti* von Uišdiš, der um 716 v. Chr. von Sargon besiegt und hingerichtet wurde. Auch der Name seines Landes *Uišdiš*, das allerdings schon außerhalb von Urartu-Armenien zwischen dem Urmia-See und dem Berge Uauš, dem heutigen Sahend, lag, macht mit seinem *-sd-* (wie in *Jašdata* zu av. *yazd*) einen arischen Eindruck und läßt sich leicht aus dem Indischen deuten: zu ai. *vīḍú-* aus **vizdu-* „fest, stark", Ntr. *vīḍú* „Festung, Burg", *vīḍáyati* „macht fest".

Viel wichtiger aber ist, was bisher in diesem Zusammenhang noch nicht beachtet worden ist, daß der Kaukasus selbst einen arischen, wahrscheinlich einen indischen Namen trägt. Nach Plinius N. H. VI 50 *Scythae .... Caucasum montem Croucasim, hoc est nive candidum* (appellant). Also die griechische Quelle, auf die die Schreibung *ou* weist, gab als skythische Form des Namens *Κρούκασις* an, *i*-Stamm wie *Καύκασις* Herodot III 97 und Steph. Byz. Danach Isidor Orig. XIV 8, 2. Schon A. von Humboldt Kosmos II 41. IV 508 hat den zweiten Teil von *Croucasis* richtig zu ai. *kāśate* „glänzt, leuchtet" gestellt, davon der Personenname *Kāśin-* und als Schlußglied eines Kompositums *-kāśin-*. Das Wort ist in dieser Bedeutung nur aus dem Indischen bezeugt. Das av. *kas-* (mit *ā-*) bedeutet nur „erblicken" wie ai. *ava-kās-*. Den ersten Teil des Namens, der *nive* der Übersetzung entspricht, stellte Humboldt zu ai. *grāvan-* „Stein" (man las damals bei Plinius *Groucasim* mit den jüngeren Handschr. DR statt *Croucasim* A, Solin.), was lautlich und begrifflich unmöglich ist. Vielmehr wird *kru-* zu idg. *kru- kruv-*, mit *s*-Suffix *kruves-* in lett. *kruwesis* „Glatteis", gr. *κρύος, κρύσταλλος* „Eis", ahd. *(h)roso* „Eis", lat. *crūdus* „rauh, hart" gehören und „Eis, Schnee" bedeuten. Im Altindischen ist das Wort nur in *kruḍayati* aus **kruzd-* „macht dicht, fest", av. *xruždrō* „hart" vertreten; der Ausdruck für „Eis", der für die Inder in ihrer neuen Heimat wenig nötig war, ist ihnen verloren gegangen. Der Name bedeutete dann „Eisglänzend". Die griechische Namensform *Καύκασος*, älter *Καύκασις* ist offenbar eine Angleichung von *Κρούκασις* an den griechischen Orts-

Digitized by Google

namen *Καύκασα* auf Chios, *Καύκασος* auf Keos; zweifelhaft ist das sonst nicht genannte *Καυκάσιον ὄρος* in Arkadien bei Dion. Hal. I 61. Diese Umformung ist wohl auf die Milesier zurückzuführen, die Dioskurias am Kaukasos gründeten und die ersten Nachrichten über das Gebirge den Griechen zubrachten; vgl. Gerth Pauly-Wiss. RE. XXI 59. Die Volksetymologie brachte *Καύκασος* mit *καῦμα* und dem Giganten Typhos zusammen: Pherekydes Schol. Apoll. Rh. II 1210. Etym. M. 772.

Ein arischer Volksstamm also, vermutlich ein indischer, hat dem Gebirge den Namen gegeben, den später die verwandten Skythen noch gebraucht haben. Das ist eine gewisse Stütze für die Annahme, daß die Arier über den Kaukasus in ihre vorderasiatischen Sitze gekommen sind. Denn in historischer Zeit wohnen ja unarische Völker nördlich und südlich des Gebirges. Auch die Kimmerier sind im 7. Jahrh. v. Chr. über den Kaukasus, nach Lehmann-Haupt Pauly-Wiss. RE. Kimmerier Sp. 399 durch die zentralen Pässe nach Armenien vorgedrungen, die Skythen ihnen durch die sogen. Kaspischen Pforten im Osten des Kaukasus bei Derbent gefolgt.

Wir können aber vielleicht die Spuren der Inder noch weiter nordwärts verfolgen. Der Name der Wolga bei Herodot I 123. 124 *Ὄαρος* drückt nach ionischer Weise (vgl. *Ὄαξος* = *Ῥάξος*) *Varos* aus, lautet also so wie der ligurische *Vārus*-Fluß, gr. *Οὐᾶρος Οὔαρος*, der heutige *Var*. Dieser Name ist von ai. *vār*, *vāri* „Wasser" nicht zu trennen. Die Bezeichnung eines Flusses als Wasser ist ja nichts seltenes; ich erinnere nur an got. *ahva* „ποταμός" = lat. *aqua*. Das Wort ist in dieser Lautform und Bedeutung nur im Indischen erhalten, in tochar. *wär* und dem ligurischen Flußnamen. Av. *vār-* bedeutet „Regen", angls. *wær* „Meer"; lat. *ūrīna*, lit. *júrės* u. a. stehen auch lautlich weit ab. Man könnte zwar die Hypothese aufstellen, daß die iranischen Skythen im Gegensatz zu ihren Brüdern südlich vom Aral-See *vār* im Sinne von Wasser bewahrt und der Wolga den Namen gegeben hätten, aber es wäre das eben nur eine Hypothese: zunächst haben die Inder den Anspruch für die Schöpfer des Namens zu gelten. Höchstens könnte das indogermanische Urvolk selbst als Namengeber in Betracht kommen, aber dann hätte die idg. Urheimat an der Wolga gelegen, und die Inder wären auch in diesem Fall von dort ausgegangen.

Wenn indische oder überhaupt arische Stämme über den Kaukasus gekommen sind, so schließt dies nicht aus, daß ein an-

Digitized by Google

derer Teil der Arier, besonders Iranier östlich des Kaspischen Meeres nach Süden vorgedrungen sind. Einen geographischen Anhaltspunkt für Sitze von Indern östlich des Kaspi-Sees könnte man darin suchen, daß im Rigveda als Feinde der vedischen Arier die Dāsa und die Paṇi genannt werden: die *Dāsa* hat Hillebrandt Ved. Myth. I 94ff. nach dem Vorgang von Brunnhofer, Iran und Turan 96f. 112ff. mit dem nördlich von Iran, östlich vom Kaspischen Meer wohnenden Volk der *Daher, Δάαι*, die *Paṇi* (aus **Pṛṇi-*) mit einem zu den Daern gehörigen oder ihnen benachbarten Stamm der Parner gleichgesetzt[1]). A. Ludwig SB. Böhm. Ges., Phil. Kl. 1893 S. 71ff. und Ed. Meyer Gesch. d. Alt. I 813 haben dies bestritten; Jacobsohn, Arier und Urgrofinnen 154f. hat, ohne davon zu wissen, Hillebrandt zugestimmt, wobei er jedoch an die Stelle der Dāsa, die Hillebrandt mit den Daern verglich, die vedischen *dasyu* = av. *daŋhu* setzte[2]). Auf jeden Fall hat ein Schluß aus den Berührungen der Inder mit den Daern und Parnern insofern einen etwas beschränkten Wert, als in der Zeit, wo die Inder noch nicht in Indien angelangt waren, auch die Daer noch andere Wohnsitze, z. B. weiter nördlich, gehabt haben können. Mehr ins Gewicht fällt dagegen die merkwürdige Tatsache, daß die Daer nach Stephanos Byz. auch *Daser* (*λέγονται καὶ Δάσαι μετὰ τοῦ σ*) genannt wurden, also eine indische Namensform mit erhaltenem *-s-* neben der iranischen (lat. *Dahae*) trugen. Dazu kommt noch, was bisher übersehen wurde, daß der Grenzfluß des Gebietes der Daer bei Tacitus Ann. XI 10 *Sindes* heißt: ad flumen Sinden, quod Dahas Ariosque disterminat. Einen Flußnamen *Sindes* kann man in arischem Gebiet nicht von ai. *sindhu-* „Fluß" trennen[3]), das im Iranischen fehlt; apers. av. *Hindu-* ist nur Eigenname von Indien. Hier ist das anlautende *s-* bewahrt, wie in *Δᾶσαι* das inlautende. Dadurch verliert die Annahme von Jacobsohn, Ar. und Ugr. 236, daß die ionischen Griechen die Form *Δάσαι* von einem Volk übernahmen, das mit

[1]) Über die Wohnsitze der Daer s. Tomaschek Pauly-Wiss. RE. *Daai.*

[2]) Die Schwierigkeit liegt hier doch darin, daß av. *daŋhu-*, apers. *dahyu-* eine appellativische Bedeutung „Landschaft, Gau" hat, während ved. *Dasyu-* ähnlich wie *Dāsa-* verwendet wird, also für Feinde der Inder. Hillebrandt Ved. Myth. I 276 nahm an, daß die Inder das Wort für Gau auf ihre Feinde übertragen, also als Eigennamen gefaßt hätten. Vermittelt werden die Begriffe durch (sak.) *dahä* „Mann" in der Sprache der Khotanhandschr. (Jacobsohn a. a. O. 154. 183).

[3]) Vgl. Brunnhofer, Ursitz der Indogermanen 17f. Iran und Turan 96, der Gutschmids Lesung *Silidem* zurückweist.

Digitized by Google

den Dahern bereits in uriranischer Zeit zu tun hatte (als die Iranier noch intervokalisches *s* sprachen), jede Wahrscheinlichkeit, und die Ansicht von Brunnhofer und Munkácsi, daß hier Reste von „Sanskrit-Ariern", die im Norden zurückgeblieben waren, zu erkennen sind, wird jetzt doch erwägenswert.

Wir müssen also mit der Möglichkeit rechnen, daß die Wanderungen der Arier nicht ganz einfach verlaufen sind, ohne daß wir in der Lage wären, genaueres darüber festzustellen. — Für die Wanderung der Mitanni-Inder über das Gebiet der Kossäer durch Gedrosien nach dem Indus-Land habe ich WZKM. XXXIII 21 einen Anhaltspunkt in dem Namen des Hauptortes Gedrosiens, *Πουρα*, gefunden. Ich berichtige hierbei die Angabe, daß der Ort noch heute *Pura* heiße. Sie geht, wie ich seitdem ermittelt habe, auf den Reisenden H. Pottinger zurück, der im Jahre 1810, wie es scheint, zum ersten Mal seit den Makedoniern die gedrosische Sandwüste durchquerte und dort einen in Palmenwäldern gelegenen Ort *Purah* gefunden haben wollte. Vgl. C. Ritter Erdkunde VI 1 S. 731. Forbiger Alt. Geogr. II 532. Der Name lautet aber nach Gasteiger vielmehr *Pahrah*, arab. *Fahl-fahrah*, und Tomaschek, Zur hist. Topogr. von Persien (SB. Wien. Akad. 102, Nr. 1 S. 44) führt ihn über **Pāraha* — *Pāhara* auf *Pārada* in der Landschaft *Παραδηνή* zurück. Das antike Pura wird gewöhnlich nach dem heutigen *Banpur* verlegt, einem elenden Nest mit Lehmfestung und Strohhütten. Die arabischen Geographen führen nach Tomaschek als Hauptstadt von Makrān *Pañča-pūra* (arab. *Bannağ-bur*) an, d. h. das weiter östlich gelegene heutige *Pañğğur*. Tomaschek vermutet, in dem von Stephanos Byz. *ἐν Μακαρηνῇ* angegebenen Alexandreia den makedonischen Namen von Pura.

Wien. Paul Kretschmer.

Pephilemene.

In den Mélanges Boissier 88 schreibt Buecheler: „Wenn Theokrit singt *Τίτυρ' ἐμὶν τὸ καλὸν πεφιλημένε* [3, 3], so ist dies eine dichterische, grade auch durch die Vorstellung schöner Vergangenheit wirksame Bezeichnung .... die Geliebte nennt man *Philumene,* nicht *Pephilemene*". Aber dieses Participium perfecti scheint doch in der von Mommsen selbst gesehenen Inschrift CIL X 1876 als (männliches oder weibliches) Cognomen bezeugt zu sein. W. S.

Digitized by Google

Indoiranica[1]).

1. *pánthaḥ* „Weg".

Seit Lanmans Noun inflection wird vielfach gelehrt, daß die Atharvasaṃhitā statt des sonst üblichen Nom. sg. *pánthāḥ* eine *s*-lose Form *pántha* biete; so noch neuerdings (unter Berufung auf Macdonell Vedic Grammar 249) Tedesco Zschr. für Indol. u. Iran. IV 128. Aber Whitney kennt weder in seiner Grammatik (§ 433), noch in seinem Index zum AV. einen solchen Nominativ. Und Lanman S. 441 lehrt zwar *pántha* für AV. IV 2, 3c, weist aber ausdrücklich auf den Padatext hin, der diese Form biete. Offenbar tut er dies, weil die Worte des Textes selbst: *yásyāsáu pántha rájaso vimánaḥ*, eine Form *pántha* ohne *-ḥ (-s)* zwar zulassen, aber nicht fordern, gerade wie dies RV. I 190, 6a. X 107, 1d. 108, 6a der Fall ist. Nun wäre allerdings ein *pántha* des Padatextes, auch wenn nicht durch den Saṃhitātext gestützt, ein unverächtliches Zeugnis für das wirkliche Vorhandensein einer solchen Form; aber die Bombayer Ausgabe des AV. bietet für den Padatext *pánthāḥ* ohne Variante, was ja, wie bemerkt, der Saṃhitātext durchaus zuläßt. Da nun ferner vorlängst Oldenberg Rigv. I (Proleg.) 545 den Versuch J. Schmidts *pántha* neben *pánthaḥ* für den Rigveda als möglich zu erweisen schlagend widerlegt hat, ist nur die sonst vorklassisch und klassisch ausschließlich herrschende Form[2]) mit *-s* als altindisch anzuerkennen, und wie bes. Bartholomae, KZ. XXIX 495f. gezeigt hat, wegen jAw. *pantå* dieselbe als bereits gemein-indoiranisch anzusetzen.

Nun hat freilich J. Schmidt, KZ. XXVII 371f. 393 geglaubt, aus dem starken Flexionsstamme *pánthān-* im Altindischen und *pantān-* im jung Awestischen, der sicher eine Neuerung gegenüber der Stammform vedisch *pánthā-* jAw. *pantā-* (im Akk. sg. und Nom. pl.) darstellt, einen alten *s*-losen Nominativ folgern zu können. Er meint, ein solcher „Metaplasmus" habe nur von einem Nominativ auf *ā*, der sich mit dem Nominativ der *an*-Stämme reimte, ausgehen können. Und Bartholomae, KZ. XXIX 496 weiß ihm trotz seiner Verteidigung der *s*-Form nichts entgegenzusetzen, muß also alte Doppelformigkeit des Nominativs annehmen.

[1]) Vgl. Zeitschr. XLIII 277ff. XLVI 266ff. sowie Sitzungsber. der preuß. Akad. d. W. 1918, 310ff.

[2]) Die sinnlose Variante Kāṭh. V 5, 17 (170, 18) *panthā sasyam* für *páktā sasyám* der Ts. VII 5, 20, 1 kommt natürlich nicht in Betracht.

Digitized by Google

Aber Schmidts an mehrern Unwahrscheinlichkeiten leidende Annahme ist überflüssig; es bietet sich eine viel einfachere Erklärung. Das Altindische kennt vom Rigveda an ein zweites Wort für „Weg“: *ádhvan-*. Wohl scheint dieses von *pánthāḥ* durch eine leise Bedeutungsnuance geschieden gewesen zu sein, und mehr Beziehung als *pánthāḥ* auf die Ausdehnung des Weges gehabt zu haben; daher hat AB. *dīrghādhva-* Lex. *dīrghādhvaga-* kein Gegenstück mit *path-*, obwohl im RV. dem *dīrghấḥ .. ádhvā* (I 173, 11d) ein *drấghīyaṃsam .. pánthām* (X 117, 5b) zur Seite steht; auch die klassische Bedeutung „Entfernung“ ist auf *ádhvan-* beschränkt. Umgekehrt ist eine Menge phraseologischer Verbindungen schon im RV. nur bei dem viel häufigeren *pánthāḥ* zu treffen; so das mit jAw. *ašahe pantąm, pantå yō ašahe* zusammentreffende an mehreren Dutzenden von Stellen belegte *ṛtásya pánthāḥ* [1]). Aber im Ganzen sind doch beide Wörter synonym. Im Rigveda können beide z. B. durch die Adjektive *devayấna-* und *sugá-* bestimmt sein; RV. VI 46, 13c *(asamané ádhvani vṛjané pathí)* stehen sie in variierendem Ausdruck desselben Begriffes parallel. Ich verweise auch auf den Spruch VS. V 33 *ádhvanām adhvapate . . svastí me 'smín pathí devayấne bhūyāt* und dessen Varianten. Und da nun bekanntlich Synonyma leicht einander beeinflussen, so konnte das Paradigma von *ádhvan-* sehr wohl für das von *pánthāḥ* vorbildlich werden. Auch hatte man Veranlassung nach dem Muster zu greifen, weil das ererbte Paradigma von *pánthāḥ* so sehr aus dem allgemeinen Deklinationsschema herausfiel. Die Angleichung hat sich schrittweise vollzogen. Der Riksaṃhitā ist sie überhaupt noch unbekannt. In der Atharvasaṃhitā herrscht die jüngere Form mit *-ān-* im Nom. pl. ausschließlich und ist hier nicht weniger als siebenmal belegt (wozu zu bemerken ist, daß *ádhvan-* vedisch im Plural ebenso häufig vorkommt, wie im Singular); überhaupt scheint der alte Nominativ pl. *pánthāḥ* völlig auf den Rigveda beschränkt zu sein. Dagegen im Akk. sg. läßt die Atharvasaṃhitā das alte *pánthām* mit neunzehn nicht aus dem Rigveda stammenden Belegen durchaus vorherrschen, und gibt das jüngere *pánthānam* nur an Einer Stelle (XII 1, 47d), und hier ist das Wort vielleicht jüngerer Zusatz, sicher auf eine Rezension des Textes beschränkt: der kaschmirische Text hat das alte *panthām*. Auch in den Yajus herrscht,

[1]) Auch das nur aus Pāṇini (V 4, 72) bekannte *apanthāḥ* „Nichtweg“ ist wohl Erbwort: Yt. 72, 11 *apantąm* (durch Einfluß des vorausgehenden *anyaēšąm* aus *apantå* oder *-ntānō* entstellt).

Digitized by Google

so viel ich sehe, dieses noch fast ausschließlich. Ich wüßte kein Gegenbeispiel außer VS. 25, 1 *pánthānam bhrūbhyám*, dem aber im selben Spruch MS. III 15, 1 (177, 9) *pánthām bh.* gegenüber steht (wo dann wieder der Padatext *panthānam* gibt). Das alte *pánthām* ist auch noch aus der Prosa zu belegen. Aus der Saṃhitāprosa z. B. MS. I 8, 9 (129, 15 bis). II 1, 10 (11, 15. 16). Kāṭh. X 5 (129, 5 u. 8); aus den Brāhmana z. B. AB. I 8, 13. Danach darf man bestimmt annehmen, daß die Flexionsneuerung im Nom. pl. aufgekommen ist, wo das ererbte *pánthāḥ* wegen seines Zusammenfalls mit dem Nom. sing. unbequem war. Nachher ging die Neuerung auf die mit dem Nom. pl. in der Regel formal zusammengehenden Kasus über, den Akkusativ sg., und den Nom.-Akk. du. (für den es zufällig, wie für den von *ádhvan-*, im RV. und AV. keine Belege gibt) z. B. Kāṭh. VI 6 (55, 14). Das als Grundlage für ved. *paripanthín-* (wofür spät-kl. *paripanthaka-*) kl. *pāripanthiká* vorauszusetzende Adverb *paripantham* (Pān. V 2, 89. IV 4, 36) beruht wohl auf *pánthām*, vielleicht auch Gobh.GS. *apanthadāyin-* „keinen Weg gewährend“ [1]). Auffällig ist es, daß sich der alte Nom. sg. *pánthāḥ* bis in die klassische Sprache hielt; selbst aus dem Epos ist bisher kein *panthā* ohne *-ḥ (-s)* nachgewiesen.

Ganz in derselben Weise hat sich im Awesta der Stamm *pantān-* eingestellt. Auch hier war das Synonymum vorhanden, das als Vorbild dienen konnte: gAw. *advan-* jAw. *aδwan-*. Und merkwürdig stimmt die awestische Verwendung der *n*-Formen zu der in der Atharvasaṃhitā. Im Nom. pl. ist nur der *n*-Stamm belegt: zweimal *pantānō*; dagegen steht im Akk. sg. zwölfmaligem *pantąm* nur ein Beispiel von *pantānəm* gegenüber (Vd. 13, 48).

Wie alt der *n*-Stamm in Awesta ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, da in den Gāthās nur die schwachen Kasus reichlich vertreten sind. Immerhin stimmt zum ältesten Indisch, daß das einzige Beispiel eines andern Kasus, der Akk. sg. *paϑąm* (dreisilbig wie RV. ein paarmal *pánthām* und *pánthāḥ* und im jüngern Awesta *pantąm*: Geldner, Metrik d. jüng. Aw. 17) Y.

[1]) Dagegen bei einem so primitiv aussehenden Derivat wie ep. kl. *pānthá-* „Wandrer“ (P. V 1, 76) ist Anschluß an irgend eine Kasusform fast undenkbar; vielmehr ist es wohl eine vorhistorische Vrddhi-Bildung aus *pn̥th(ə)-*, analog dem KZ. XLI 315 f. besprochnen *dārghasattra-* und Genossen. Dagegen klass. *pātheya-* „Wegekost“ basiert auf dem Ersatze von *n̥* durch *a*. — Vorläufig ist unklar, warum *panthaka-* (P. 4, 3, 29), *panth(ay)ati* im Dhātupātha und das späte *panthālikā* im Anschluß an die Form der starken Kasus gebildet sind, im Gegensatze zu dem bereits vom Rigveda dargebotenen *pathyā́*.

Digitized by Google

31, 9d, jedenfalls kein *-ān-* enthält, statt dessen allerdings in dem Ersatze von *pant-* durch *paϑ-* eine Angleichung an den schwachen Stamm. Dieses *paϑąm* kehrt alsdann im jüngern Awesta wieder und hat hier einen Nom. sg. *paϑa* und einen Akk. pl. *paϑå* neben sich bekommen (vgl. Meillet, Journ. as. VII 10 [1917] 188). Selbständiges Aufkommen der jüngern Formen sowohl im Altiranischen als im Altindischen läßt sich wohl begreifen; auf beiden Sprachgebieten war derselbe Antrieb zu einer Neubildung und waren dieselben Vorbedingungen für eine solche gegeben. Wer aber durchaus in der Bildung der Stammform auf *-ān-* eine gemeinsam indoiranische Neuerung sehen will, muß notwendig zugleich annehmen, daß sich die ältere Weise lange daneben hielt und die neuere Weise von der höhern Sprache zunächst ausgeschlossen blieb und daher von den vedischen Dichtern verschmäht wurde. Auch würde sich die Nebenform *pánthāsaḥ* für den Nom. pl. (I 100, 3b) mit dem Dasein eines *pánthānaḥ* schlecht reimen.

Eine Parallele zu der hier angenommenen Entwicklung des Paradigmas von *path-* bietet sich in der indoiranischen Flexion des alten Wortes für „groß". Im Stammausgang stimmte es ursprünglich völlig zu *path-*; im ältesten Altindischen stark *mahā-*: Akk. sg. vedisch *mahám*, schwach *mahi-* vor Konsonanten in Ableitung und als Vorderglied von Komposita, (hier ursprünglich nach rhythmischen Rücksichten mit *mahā-* wechselnd, dann von diesem verdrängt), *mah-* vor Vokalen: *mahá mahé maháḥ mahí*, fem. *mahī-*. Dies ist in den awestischen Gāthās festgehalten: *mazōi mazō maz[i]biš* (vgl. hiezu J. Schmidt, KZ. XXVI 408. Verf., Album Kern 150A. und Ai. Gramm. II 1, 58f. [§ 23f.]. de Saussure, Recueil 588f. Pedersen, La V[e] déclinaison latine [Kopenhagen 1926] 117f.). Aber daneben dringt nun an Stelle dieser singulären Flexion die mit dem Stammausgang *-nt-*, von der die verwandten Sprachen nichts wissen. Muster für diese war offenbar das bedeutungsverwandte aus der Grundsprache stammende *bṛhánt-* jAw. *bərəzant-* „hoch"; der lange Vokal des starken Stamms ai. *mahánt-* jAw. *mazånt-* beruht auf einem Kompromiß zwischen *mahá-* und *bṛhánt-*.

Die Analogie zwischen den beiden Neuerungen ist augenscheinlich. Freilich zeigt das Paradigma von „groß" einige Unterschiede, die darauf schließen lassen, daß sich bei diesem die Neuerung früher durchgesetzt hat. Erstens ist hier in beiden Sprachen das Alte im Nominativ mask. aller drei Numeri aufgegeben, und vor den konsonantischen Endungen der ererbte

Digitized by Google

kürzere Stamm nur in gAw. *maz(i)bīš* bewahrt. Zweitens ist die jüngere Flexion auf *-nt-* zwar im Iranischen erst durch das jüngere Awesta, aber im Indischen schon durch den Rigveda und zwar sehr reichlich, in den starken und den schwachen Kasus bezeugt. In der alten indischen Prosa ist das Alte gar nicht mehr zu treffen, während freilich auch solche Opfersprüche, die nicht in eine der alten Saṃhitās aufgenommen sind, noch Beispiele bieten; so ŚB. IV 3, 5, 20 (= MŚS. II 5, 1, 9) *mahá(ḥ) svásarasya.* Als Vorderglied von Komposita hat sich das alte *mahā-* allerdings bis in die klassische Sprache gehalten.

Man hat in verschiedener Weise versucht die Flexion von *pánthāḥ* aus dem baltoslavischen *i*-Stamme zu erklären, der in aksl. *pǫtĭ* apreuß. *pintis* vorliegt [1]). Aber wenn altindisch der schwache Stamm vor Konsonanten *pathi-*, vor Vokalen *path-* lautet, so setzt dies einen grundsprachlichen Stamm *pṇth(ə)-* voraus (Pedersen, KZ. XXXII 269; la Ve déclinaison latine [Kopenhagen 1926] 53f.); denn bloß dasjenige *i,* das auf *ə* zurückgeht, hat die Eigenheit nur vor Konsonanten sichtbar zu sein, vor Vokalen zu verschwinden. Das Awesta liefert hiefür in der Form *padəbīš* (zweisilbig!) noch eine besondere Bestätigung: grundsprachliches *ə* kann bekanntlich im Altiranischen (unter bestimmten Bedingungen?) auch zwischen Konsonanten wegfallen, und zwar sehr früh, da wir die iranischen Lautgesetze auch nach dem Schwund wirksam

[1]) Was zuletzt Bezzenberger, KZ. XLII 384f. nach dieser Richtung vorgebracht hat, darf nunmehr wohl als erledigt gelten. Nur gegenüber seiner Vermutung, daß *pathā́* als Lokativ von *pathi-* gebildet und dann als Instrumental gefaßt worden sei (was dann zum Aufkommen des Stammes *path-* geführt habe), muß an eine schöne Beobachtung Lanmans (Noun inflection 385) erinnert werden: das *-ā* des Lokativs der *-i*-Stämme wird, obwohl im RV. 126 Mal belegt, nur dreimal mit nachfolgendem vokalischen Anlaut kontrahiert. Von diesen drei Stellen kommt erst noch VIII 91 (80), 1b *srutā́vidat* in Wegfall, weil man gegen den Padapāṭha *vidat* ohne Augment lesen kann; und die beiden andern (VI 12, 2b[?]. X 101, 11b) fallen nicht ins Gewicht, weil da Sandhi mit *íva* vorliegt, der bekanntlich auch sonst oft statt hat, wo Hiatus zu fordern wäre. Daß im Unterschied hiervon das *-ā* des Instrumentals ohne Einschränkung kontrahiert wird, braucht nicht erwiesen zu werden. Also ist das *-ā* des Lokativs dem des Instrumentals nur scheinbar gleich. Allerdings kommt dieses *-ā* trotz seiner Unfähigkeit zu Kontraktion nie mit Hiatus vor vokalischem Anlaut vor, außer vor *u-*, wo man es im Sinne des Padatextes auf *-āv* zurückführen kann. Sonst geht der Lokativ von *i*-Stämmen vor vokalischem Anlaut immer auf *-āv* aus. Aber vielleicht ist dieses *-āv* an manchen Stellen nachträglich an Stelle von hiatischem *-ā* d. h. *-āy* getreten, das man nach Art des bekannten Wechsels zwischen vorvokalischem *āy* und vorkonsonantischem *ā* (z. B. *gāy-ati*: *gā-thā*) voraussetzen darf.

Digitized by Google

finden (vgl. Berliner Sitzgsber. 1918, 381 A. 1); daher hier *d* für *ϑ*.

Von einem ererbten *i*-Stamme liefert weder das Altindische noch das Altiranische sichere Belege. Eine Form wie *pathīnắm*, je einmal in RV. und AV. und ein paar Mal in der Yajus bezeugt (auch noch in Brāhmana-Prosa: ŚB. XIII 4, 1, 14 *pathīnắm ádhipatiḥ* wie YV. *pathīnắm pátaye*) ist natürlich aus dem *pathi-* der sogen. mittlern Kasus herausgesponnen. Kāṭh. 17, 16 (259, 21) steht es gegen das Metrum an Stelle des in den andern Saṃhitās in diesem Spruch gebotenen *pathắm*; hier hat vielleicht das unmittelbar folgende *pathirakṣayaḥ* zum Übergang in die *i*-Flexion ermuntert. Noch deutlicher ist der Ursprung bei *pathắyo devayắnāḥ* im Ausgang einer Triṣṭubhzeile in dem Spruche TS. V 7, 2, 3: in Rigveda schließt fünfmal eine Triṣṭubhzeile mit *pathíbhir devayắnaiḥ*. — Altpersisch *paϑim* ist, weil Femininum, wohl auf eine Weiterbildung *paϑ-ī-* zurückzuführen; wie die altindischen *pathi-*Formen erklärt es Meillet, Journ. as. V II 10 (1917), 188 und Gramm. du vieux Perse 147 f. — Die baltoslavische *i*-Flexion hat Pedersen, KZ. XXXII 269 und La Ve déclinaison lat. 64 am besten behandelt; sie stammt aus dem Akkusativ sg., der bei den konsonantischen Stämmen gleich ausging, wie bei den *i*-Stämmen. Richtig setzt derselbe lat. *pontem*, zu dem der Nominativ nur *pons* lauten konnte, mit *pánthām* gleich.

2. Mittelind. *ekacca-*.

ai. *ekatĭya-* (Gaṇaratnam. V 319) *mukhatĭya- pārśvatĭya-* sind alle bisher unbelegt, das erste in keinem Lexikon (auch nicht demjenigen Rich. Schmidts) gebucht. Klar ist der Ursprung bei *mukhatĭya-*: es ist den beiden Ordinalien auf *-tĭya-* nachgebildet. Das lag sehr nahe, da *múkhya-* auch „der erste" und *mukhatáḥ* „vorn" heißt; Stellen wie die von BR. (mit falscher Zahl) aus dem ĀŚS. zitierte, wo *mukhya-* mit *dvitīya-* parallel steht, machen die Nachbildung besonders verständlich. Das Adjektiv *mukhatĭya-* muß etwa „der erste, vorderste in einer Reihe" bedeutet haben. Daran schloß sich alsdann *pārśvatīya-* an, im Sinne von „auf der Seite befindlich"; die zugehörigen Adverbia *pārśvatáḥ mukhyatáḥ*, aus denen die Grammatiker diese Adjektiva ableiten, kamen wohl öfter in Korresponsion vor.

ekatĭya- muß, weil aus dem Zahlwort abgeleitet, erst recht auf den Ordinalien beruhen, und „der eine" im Gegensatz zu einem zweiten oder auch noch einem dritten bedeutet haben. In Sätzen wie in den z. T. in den Lexika angeführten, Rāmāy. II

Digitized by Google

61, 24 *gatir ekā patir nāryā, dvitīyā gatir ātmajaḥ,* oder Raghuv. XII 6 *tayor ekena ... dvitīyena* „mit dem einen ... dem zweiten dieser zwei (Wünsche)“ oder Kathās. 76, 34 f. *ekaḥ ... aparaḥ ... tṛtīyaḥ,* lag es nahe *eka-* den folgenden Ordinalien anzugleichen. Vgl. auch Manu 4, 9 *ekaḥ ... anyaḥ ... ekaḥ ... caturthaḥ.*

Von da aus wird ein nicht immer richtig[1]) beurteiltes mittelindisches Wort verständlich: *ekati(y)a- ekaca-* bei Asoka, *ekatiya-* (Therag. 1009) und häufiger *ekacca-* (nebst *app-ekacca-*) im Pāli, *app-egaïya-* in der Ardhamāgadhī, *ekatya-* im buddhistischen Sanskrit. Der lautliche Parallelismus mit den mittelindischen Formen des zweiten und dritten Ordinale springt in die Augen: *dutĭya-* bei Asoka, *dutiya* bezw. *tatiya-* (Dhp. 309 d *tatīya-*) im Pāli, *ducca- docca- biyya- bīya-* bezw. *tacca- tiijja taïya* in der Ardhamāgadhī. Der scheinbare Gegensatz zwischen dem üblichen *ekacca-* und dem *-tĭya-* der Ordinalia im Pāli verliert schon durch die alte Nebenform *ekatiya-* ihr Gewicht. Überhaupt gehn aber im Mittelindischen die auf *-tya-* und die auf *-tĭya-* zurückweisenden Formen durch einander, und daß *cc* gerade bei *ekacca-* überwiegt gegenüber dem alleinigen *-tĭy-* der Ordinalia, erklärt sich aus deren größerer Silbenzahl.

Auf die verwickelte Frage, wie sich die drei verschiedenen Formen der in Frage stehenden Endung zu einander verhalten, eine Frage, die über das Indische hinausgreift, will ich hier nicht eintreten. Die meines Wissens letzte Behandlung des Problems, bei Bartholomae, IF. XXIII 44 ff., ist mißglückt. Ich will nur darauf hinweisen, daß das Mittelindische außer bei dieser Endung auch sonst *-y-* für altindisches *-īy-* voraussetzt. Nicht bloß bei dem schon von Pischel, KZ. XXXV 142 besprochenen *-añña-* für *-anīya-*, sondern z. B. auch bei *rājakka-* „königlich“ (Hemac. II 143), das deutlich dem altindischen *rājakĭya-* entspricht. Und im Sanskrit selbst haben wir *y* neben *īy* zunächst in dem uralten *dityaváh-*, das sicher mit *dvitĭya-* zusammengehört, freilich aber durch sein anlautendes *d* st. *dv,* wenn es nicht auf Dissimilation beruht, Herkunft aus der Volkssprache voraussetzt und dem anscheinend zweisilbigen *tṛtīyam* in der Kaṭhopaniṣad I 1, 19. Weiterhin kann das allerdings erst in den Puranen bezeugte *mṛgavya-m mṛgavyā* „Jagd“ nicht, wie Böhtlingk meint, zu *mṛgayú-* „Jäger“ gehören, sondern steht für **mṛga-vĭyam -vīyá* mit dem bei Verbalabstrakta üblichen Wechsel zwischen *-yam* und *-yā*; es gehört also mit

[1]) Falsch z. B. Trenckner, Pali Misc. 56; Johansson, Shāhbāzg. II 97; Verf., Altind. Gr. I S. LIII; Leumann, Aupapātikas. 97.

Digitized by Google

vedischem *pada-vīyam* „das Verfolgen der Spur" zusammen, und fußt ähnlich wie dieses auf der Bedeutung, die *vī-* an Stellen wie RV. I 105, 7c hat: *tám mā vyánty ādhyò vṛ́ko ná tṛṣṇájaṃ mṛgám* (Geldner: „nun überfallen mich die Sorgen, wie ein Wolf das durstige Wild"). Aus pāli *māgavika-* „Jäger" darf man auf ein mittelindisches **magaviyaṃ* „Jagd" zurückschließen.

Gemäß der für ai. *ekatīya-* erschlossenen Bedeutung stehn im Gebrauch des mittelindischen Wortes die Stellen voran, wo es in Wiederholung „der eine ... der andere" „die einen ... die andern" bedeutet, oder auch unbestimmt „einer ... ein anderer" „einige ... andere". Wir treffen es so häufig im Pāli, sowohl im Kanon, als in der Prosa der Kommentatoren (Geiger, Pāli 101 § 113, 9) z. B. Vin. I 88, 29—89, 9 *ekacce ... ekacce* zweimal, als Nom. und als Akk. pl., und *ekaccā ... ekaccā* als Akk. pl. fem.; Jāt. Comm. 1, 61, 22ff. *ekaccā* als Nom. sg. fem. sechsmal; daneben *ekaccaṃ ... ekaccaṃ* „teils ... teils" [1]). — Ferner in der Ardhamāgadhī: an allen von Leumann, Aupapātikas. 97 angeführten Stellen des Sutra ist *app-egaïya-* so gebraucht. — Dasselbe gilt von *ekatya-* im Divyāvadāna 327, 16. 18. 618, 28. 619, 2. 4. 5.

Nun kommt das Wort allerdings bei Asoka (Felsenedikt I) und häufig im Pāli auch einfach gesetzt vor und bedeutet dann „einer" „einige". Aber wir dürfen ruhig diesen Gebrauch aus dem erst besprochenen ableiten; man konnte leicht dazu kommen einem solchen Worte die Bedeutung „einer" „einige" auch ohne Hinweis auf einen Gegensatz zu geben. Es gibt dafür zahlreiche Analogien: Aus dem Altindischen selbst *anyédyuh* „eines Tages" bei Kālidāsa u. aa.; *anyadā*, das schon im Epos und hochklassisch (z. B. im Daśakumārac.) „bisweilen" und „eines Tages" bedeutet; ebenso *anya-*, vorwiegend bloß in geringerem Sanskrit, „irgend einer": was alles wohl auf dem schon vedischen *anyá ... anyá* „der eine ... der andere" fußt [2]). Vielleicht hat sich auch das von der alten Prosa an belegte *éke* „einige" aus dem schon im AV. (VI 122, 2) belegten *éke ... éke* heraus entwickelt. Weiterhin hat Jacobsohn, „Arier und Ugrofinnen" 208A. auf aksl. *jeterŭ* „quidam" gegenüber umbr. *etero-* „andrer" lat. *ceteri* alb. *játere* hingewiesen, wo schon das *-ter-* zeigt, daß die slavische Bedeutung sekundär ist. Daran reiht sich schön griech. μετεξέτεροι. Es be-

[1]) Wie verhält sich dazu pāli *ekacciya-* „einzeln", das etwa zu *diguṇa-* „doppelt" im Gegensatz steht?

[2]) Beiläufig: das indoiranische *anya-* ist wohl unter dem Einfluß des Synonyms *antara-* an Stelle von indog. *alio-* getreten, wie umgekehrt italisch *altero-* an Stelle von *antero-* unter dem Einflusse von *alio-*.

Digitized by Google

deutet zuweilen „andere“ (so z. B. Nikandros, Georg. fr. 74), was ursprünglich sein muß, dann aber meist „einige“ (vgl. Vorlesungen über Syntax II 231, sowie Erotianos 60, 17 N.: *μετεξέτεροι· Βακχεῖος ἐν τρίτῳ φησὶν ἕτεροι· ἔστι δὲ μᾶλλον ἔνιοι, ὡς καὶ Ἡρόδοτος* usw.).

Basel. Jacob Wackernagel.

Lat. *rostrum*.

Als Jungen lernten wir dies Wort mit der Bedeutung „Schnabel“. Die dadurch geweckte Vorstellung ist zu eng, sie scheint aber die Etymologen dauernd von der rechten Fährte abgelenkt zu haben. In Wirklichkeit heißt *rōstrum*, das auf der Pyrenäenhalbinsel die Bedeutung „Gesicht“ angenommen hat, wie skr. *tuṇḍa* (PW. III 356), „Schnabel, Schnauze, Rüssel“: Schnabel Ovid metamm. V 673 (hier mit dem Beiwort *rigidum*) XI 738 XIV 391 (*durum*) u. ö., Schnauze (des Hundes) I 536 III 249, Rüssel (des Schweines, mit dem Beiwort *pandum*) VIII 371 X 713 XIV 282 XV 113 (vgl. Cicero de divin. II 48 *rostrum suis*). Dazu Sil. It. XII 58 (vom Adler); X 79 (vom Hunde)[1]. Wovon das *rōstrum*, dessen langes *o* durch die romanischen Fortsetzer gesichert ist, seinen Namen trägt, können uns Stellen lehren wie Columella II 17 *neque suem velimus impasci* (sc. *pratis*), *quoniam rostro suffodiat et cespites excitet*, Phaedr. II 4, 8 *fodere terram quod vides cottidie aprum* im Vergleich mit Ovid amor. III 5, 23 *rostro fodit* (sc. *cornix*). Nun hieß dies *fodere* des Schweins[2] im Altgerm. *wrōtan*, davon der Rüssel *wrōtila-* (mhd. *rüezel*): das ist also das genaue Pendant zu lat. **(v)rōstrom*.

Das wühlende Schwein und die den Weinstock benagende Ziege stellt Ovid metamm. XV 111 ff. und fast. I 349 ff. als todeswürdige Frevler gegen die Götter, die dem Menschen die Früchte der Erde geschenkt haben, nebeneinander. Von der Ziege heißt es: *rode, caper, vitem!* (vgl. metamm. XIII 691). Auch dies Verbum könnte seiner Lautform nach unmittelbar gleich germ. *wrōtan* sein: aber darf man so verschiedene Dinge wie *fodere* und *rōdere* einfach zusammenwerfen? Wer bürgt dafür, daß auch *rōdere* vorn ein *v* eingebüßt hat wie *rōstrum*? W. S.

[1]) *nare legit tacitoque premens vestigia rostro.* Vgl. AV. II 27, 2 *sūkarás tvākhanan nasá*, wo „Nase“ für den Rüssel des Schweines steht.

[2]) Ai. *khan* eig. „graben“ (s. Anm. 1). Lakon. *βωλώρυγα· τὸν σῦν* Hesych. Daneben *eruere*: Ovid metamm. XV 113 *semina pando eruerit rostro*, fast. I 351 *sata .... eruta saetigerae .. ore suis.* Das stimmt zu *ἐρυσίχθων* Quaest. ep. 318 (vgl. aber auch v. Wilamowitz Hellenist. Dicht. II 41).

Digitized by Google

Gotica.

S. o. XLII 317.

10) Braune lehrt in § 27 seiner Gotischen Grammatik, in einer seit der 1. Auflage nur unwesentlich modifizierten Fassung, daß es in der Sprache des Ulfilas sehr zahlreiche sonantische (früher hieß es: vokalische), d. i. silbebildende *l, m, n, r* gebe, und nennt als Beispiele zweisilbiger Wörter mit silbebildender Liquida oder Nasal („liquida oder nasalis sonans") *akrs, fugls, taikns, maiþms* (mehr § 46—49, darunter *figgrs hlutrs fagrs tagr, tuggl, ibns usbeisns*). Der Inhalt dieser Paragraphen ist auch in Streitbergs Gotisches Elementarbuch[5] (1920) § 95. 99. 115 mit den gleichen Beispielen übernommen worden (nur ist *fadrs* an Stelle von *fagrs* getreten). Mir scheint indes, daß diese rein dogmatische und den Beweis durch die bloße Behauptung ersetzende Darstellung im Ganzen wie im Einzelnen zu beanstanden ist.

Ich beginne mit einer Äußerlichkeit, die doch in Wahrheit mehr ist: von den Beispielen, an denen die angebliche Regel demonstriert wird, sind *fadrs fagrs figgrs fugls hlutrs ibns tagr tuggl usbeisns* gar nicht belegt, wie man sich am einfachsten aus Streitbergs Wb. überzeugt, sondern aus anderen Kasus nur erschlossen[1]). Daß sie im Ganzen richtig erschlossen sind, ist zwar sogut wie sicher; aber die Formen existieren doch nun einmal bloß in unserem grammatischen Schematismus, nicht im Tatsachenbestande der Überlieferung, und wir würden manchen irrigen, übereilten oder willkürlichen Ansatz vermeiden und uns vor dem Gefühle falscher Sicherheit bewahren, wenn wir noch entschlossener der im Prinzip gewiß allgemein anerkannten Forderung gerecht werden wollten, die grammatische Darstellung besonders der lückenhaft bekannten Sprachen, soweit es irgend möglich ist, durchaus auf belegte Formen zu begründen.

Ich gebe hier den Tatbestand: mir sind in der gotischen Bibel (abgesehen von Formen wie *barn lukarn*) begegnet

akr, broþr, fagr ligr, fodr, aibr silubr; maurþr, dauhtr, hulistr stikl, fairweitl, tweifl, agl tagl; swumfsl, hunsl
alewa- smakkabagm

[1]) Braune hat in § 49 das zunächst gewählte Beispiel *anabusns*, das den Vorzug hat wirklich belegt zu sein, in späteren Auflagen durch unbezeugtes *usbeisns* ersetzt. Der Dat. heißt stets *usbeisnai*, während Nom. Akk. nur als *usbeisnei usbeisnein* vorkommen.

Digitized by Google

taikn kelikn swikn uslukn [Mc 7$_{34}$], *fraihn* [Joh 18$_{21}$], *auhn, analaugn liugn rign, afdobn, anabusn* [Joh 13$_{34}$ Lc 15$_{29}$ Mc 7$_{8.9}$ 10$_{5}$ Rom 7$_{8}$ 1. Kor 7$_{35}$ 1. Tim 1$_{18}$ Skeir I 15. 20], *razn andawizn andawleizn; afdumbn, garehsn rohsn.*

---

akrs, broþrs, abrs; swistrs
stikls
maiþms, bagms alewa- smakkabagms
taikns, anabusns [Mc 12$_{30.31}$ Rom 7$_{10}$]; *garehsns.*

Also sind neben einander überliefert *akrs* und *akr, stikls stikl, bagms bagm, taikns taikn, anabusns anabusn, garehsns garehsn, broþrs broþr.* In demselben Verse stoßen Joh 18$_{11}$ *fodr* und *stikl* unmittelbar auf einander. Es ist kein Unterschied zwischen *dauhtr izos* und *dauhtr þeinai* Mc 7$_{26.29}$, zwischen *fraihn þans hausjandans* Joh 18$_{21}$ und *uslukn!* Mc 7$_{34}$, *afdumbn!* Mc 4$_{39}$. Die Stellung, vor Vokal, Konsonant oder in pausa, hat durchaus keinen Einfluß auf die Gestaltung des Auslauts. Auch gehen die verschiedenen Handschriften in diesen Dingen einträchtig zusammen. Der Gesamtbefund läßt in der Tat vermuten, daß die gleiche Behandlung für alle in der Sprache möglichen Lautkombinationen ähnlicher Art gegolten haben wird, gestattet aber doch keinen absolut und überall verbindlichen Analogieschluß (etwa von *tweifl broþr fraihn* auf *maþl* oder *þwahl*).

Die Behauptung nun, daß in all diesen Formen die Sonorlaute silbisch geworden seien, hat Braune zuerst i. J. 1880 für seine Grammatik § 27 formuliert. Die Fassung des Paragraphen stammt also aus der Jugendzeit der „nasalis sonans", als man im ersten Überschwang, ohne nach den Tatsachen der Sprachbeobachtung und der Sprachgeschichte ernstlich zu fragen, zu dem Glauben sich berechtigt hielt[1]), *r l m n* müßten zwischen Konsonanten oder nach Konsonanten im Wortschluß ohne Weiteres zu *r̥ l̥ m̥ n̥* werden, also den Wert einer selbständigen Silbe annehmen („nach einem allgemeinen phonetischen Gesetze", wie Sievers Ags. Gr.[1] [1882] § 138 sich ausdrückte).

Ich begnüge mich hier, zur Abwehr dieses durchaus unberechtigten Glaubens, aus Heuslers Altisl. Elementarbuch die Anmerkung zu § 155 (der 2. Aufl.) auszuschreiben: „Wenn einer

[1]) Ähnlich urteilte schon vor fast 100 Jahren Franz Bopp über got. *broþrs broþr*, denen er, ohne den Versuch eines Beweises, nur nach der Analogie altindischer und slavischer Phonetik, *r*-Vokal zuschrieb. Vokalismus (1836) 212. Geradeso Brugmann Grdr. I^{2} 928 (verglichen mit 251. 385).

Digitized by Google

dieser Laute [Liquiden und Nasale] durch Synkope in postkonsonantischen Auslaut kam, wurde er nichtsilbisch: der Versbau zeigt, daß Wörter wie *fugl, fiskr, miǫþm, lausn* einsilbig waren". Dasselbe beweist die Ausdrängung des *n* in den Genetiven *vaz boz nafs* (von *vatn botn nafn,* Noreen Altisl. Gr.[4] § 291, 9), die Umstellung in *þorgils* u. ä. (ebenda § 313, 4, Altschwed. Gr. § 337, 8). Mir scheint doch, daß diese nordischen Analogien für die Beurteilung der gotischen Verhältnisse bedeutsamer sind[1]) als das von Braune angerufene Zeugnis westgermanischer Formen mit sekundär entwickeltem Vokal, die recht wohl auf einer vom Ostgermanischen abweichenden Aussprachsgewohnheit beruhen können[2]).

Vielleicht gibt es aber auch im Gotischen selbst eine schwache Spur, die auf den unsilbischen Charakter des auslautenden *l,* wenigstens in einem bestimmten Fall, dem Worte *þwahl,* hinweist. Diese got. Form wird für Ulfilas gefordert nach an. *þvál,* ahd. *thuuahal,* ags. *ðwéal* (Corp. *ðuehl*), ist aber nicht so überliefert, sondern an der einzigen Stelle ihres Vorkommens, Skeir II 8, als *þwalh.* Gewiß kann das ein nichtsnutziger Schreibfehler sein, wie vermutlich *gaggast* (statt *gaggats*) Mc 14_{13} oder *spraud* (für *spaurd*) 1. Kor 9_{24}[3]), aber ebensogut auch ein brauchbares Zeugnis für die Aussprache wenigstens des Schreibers, wie das *gíls* des codex regius Lokasenna 34, 3, das Neckels Ausgabe beibehält (im Wechsel mit *gísl* 35, 3). Vgl. noch *vant* aus *vatn* (Noreen Altisl. Gr.[4] § 314; Altschwed. Gr. § 337, 11), as. *gifrang* aus und neben *gifragn,* ags. *ðeng* vereinzelt für *ðegn* (Cosijn Altwestsächs. Gr. I 36 § 18). Dazu Brugmann Grundriß I[2] 866. Das durch diese Parallelen ausreichend gedeckte *þwalh*[4]) weist aber doch wohl auf einsilbiges *þwahl,* sogut wie poln. *olśnąć* auf zweisilbiges *oślnąć* „erblinden" (aus **oslьnǫti*).

---

[1]) Trotz Streitbergs ausdrücklichem Widerspruch Elementarbuch[5] § 35, 12 S. 64.

[2]) Die Stelle Mc 6_{22}, wo man statt des überlieferten *dauhtar* eher den Dativ *dauhtr* ($7_{26.29}$) erwartet, wird man nicht für phonetische Schlüsse mißbrauchen wollen.

[3]) Vgl. auch 2. Tim 1_{15}. — *salbonsd* 2. Kor 1_{21} (statt *salbonds*) kann man etwas anders beurteilen. *salbons* und *salbonds* waren in jüngerer Aussprache gleich geworden (Streitberg Elementarbuch[5] § 31) und konnten bei nachlässiger Schreibung für einander eintreten. *d* ist dann nachgetragene Korrektur wie *f* in *swumslf* Joh 9_{7} (vgl. mit $_{11}$).

[4]) Npers. *čarx* „Rad", *Balx, barf* „Schnee" zeigen die gleiche Umstellung. Horn im Grundriß der ir. Philologie I 2, 53.

Digitized by Google

11) Mit dem Verse Mc 10_{35} setzt eine ganze Reihe verbaler und pronominaler Duale ein, die sich bis $_{39}$ erstreckt: *bidjos wileits sitaiwa wituts bidjats maguts magu driggkats, uggkis iggis ugkis.* Sie alle beziehen sich auf das Brüderpaar Jakobus und Johannes. Ist es nun nicht im höchsten Maße absonderlich, daß grade an der Spitze dieser in sich lückenlos geschlossenen Reihe eine pluralische Verbalform *wileima* steht, mit der die Söhne Zebedaei das weiterhin konsequent im Dual verlaufende Gespräch eröffnen? Übergang vom Dual in den Plural (Mc 14_{13-15}) oder Unterbrechung einer längeren Dualreihe durch einzelne Pluralformen (Lc 19_{30-31}) kommt wohl gelegentlich vor[1]), trägt aber nichts aus für den ganz anders gearteten Tatbestand Mc 10_{35-39}. Auch Lc 9_{54} f., wo in einer Frage der Söhne Zebedaei das pluralische *qiþaima,* in der Antwort Jesu das korrespondierende *wituþ,* also beidemal der Plural erscheint, ergibt keine brauchbare Parallele: hier konnten Jakobus und Johannes einfach als Wortführer aufgefaßt werden, sodaß die ganze Jüngerschar in die Pluralformen mit einbezogen gelten mochte. Mc 10_{35}ff. schließt aber der Inhalt des Gespräches sogut wie der Wechsel des Numerus eine solche Auffassung gänzlich aus.

Es bleibt also dabei, daß das Mc 10_{35} überlieferte *wileima* vom Standpunkt des syntaktischen Gebrauchs befremdlich ist und einer besonderen Erklärung bedarf. Man erwartet an seiner Stelle — nach der gemeinschaftlichen Analogie von *wileits* Mc 10_{36} und *sitaiwa* $_{37}$ — vielmehr *wileiwa*[2]). Aber man braucht die von der Syntax geforderte Form doch nur niederzuschreiben oder auszusprechen, um den Grund ihrer Ablehnung zu begreifen: *wileiwa* ist zwar regelrecht, aber kakophon, sogut wie ai. *yávavat,* das deshalb durch *yávamat* ersetzt wird. Oben XLIII 286. Ulfilas war also empfindlicheren Ohres als der slavische Übersetzer, der Joh 9_{20}f. den Dual *věvě* unbedenklich dreimal hintereinander gebraucht, oder auch als Ovid, der metamm. VIII 218 die Verbindung *stīvāve* ebensowenig gescheut hat wie V 215 her. VI 87 die kaum weniger kakophone *oblīquăque*[3]).

---

[1]) S. Streitberg Elementarbuch[5] § 288.

[2]) Direkt belegt sind Formen auf *-eiwa* in unseren Texten nicht. Streitberg a. a. O. § 201 Belege I.

[3]) *linguăque* metamm. IX 584 her. XIII 13. Vgl. noch metamm. VI 486 XIV 363 *equique,* XII 431 *equumque,* VIII 259 *antiquique,* XI 21 *anguesque,* XV 677 *linguisque* (anders fast. I 71), XV 214 *requieque,* 473 *laqueosque.* Fälle dieser Art erinnern an die erst im Lat. geschaffenen Lautbilder *quinque*

Digitized by Google

Das slav. *věvě* beurteilt man nur richtig, wenn man es in einen größeren Zusammenhang hineinstellt. Eine Sprache, die unbedenklich nicht nur Substantiva wie *vlъchvъ vrъvь větvь*, sondern auch Adjektiva wie *črъvivъ krъvavъ plavivь*, Verba wie *povivati povĕvati, pastvovati*, dazu den Typus *-ьstvovati* geschaffen hat, kann die Aufeinanderfolge zweier *v* unmöglich als kakophon empfunden haben. In der germanischen Wortbildung spielen aber die *w*-Suffixe überhaupt keine nennenswerte Rolle und konnten das Ohr nicht an solche Klänge gewöhnen, wie sie uns eben aus den slav. Formen entgegentönten. Das altererbte *widuwo* mochte in seiner Vereinzelung zu schwach sein[1]), um das vom Paradigma und von der Syntax geforderte **wileiwa* zu stützen und im Akte des Sprechens selbst vor der Verdrängung durch eine zwar nicht ganz konstruktionsgerechte, aber verständliche und klanglich tadellose Pluralform zu bewahren. Auch wird man bedenken dürfen, daß got. *w* und slav. *v* phonetisch schwerlich ganz zu identifizieren sind und daß beim Halbvokal *w* als Kakophonie wirken mochte, was bei spirantischem *v* unbedenklich hingenommen werden konnte.

12) Griechischem ἔθνος „Volk, Nation“ [2]) entspricht got. *þiuda*. Der Name des Gotenvolkes selbst, *Gutþiuda*, findet sein genaues Seitenstück bekanntlich in an. *Sviþióð*. Auch das Westgermanische stimmt hier zum Ostgermanischen. Joh 18$_{35}$ τὸ ἔθνος τὸ σόν = got. *so þiuda þeina*, isl. Bibel *þín þiód*[3]), ws. Evangelienübersetzung *þín þéod*, ahd. Tatian 195, 3 *thin thiota*. Dagegen ist das sonst allen Germanensprachen gemeinsame Wort „Volk“, das grade im Altnord. seine besondere Lebenskraft durch die nominalen und verbalen Ableitungen *fylki, fylkir, fylkia* bewährt, dem Lexikon des Ostgermanen Ulfilas ganz abhanden gekommen. Ihm muß bei der Übersetzung des gr. λαός „Volk, Volksmenge“ [4]) fast überall das Adjektivabstraktum von *manags* πολύς, *managei*,

---

und *quoquos* (aus **penque, *poquos*). Selbst dreimal wiederholtes *qu* meidet Ovid nicht: *aliquo quoque tempore* metamm. XIII 734.

[1]) Weiter ab liegen Bildungen wie an. *vǫðvi, vǫlva*, ahd. *sualauua*. Vgl. got. *wahtwo waurstw weitwods walwison swaswe þiwadw*. Für *w* als Schlußlaut einer Konsonantengruppe gelten also andere Bedingungen der Euphonie.

[2]) In der Vulgata *gens* = ags. *þéod* ahd. *thiota*, wie die westgerm. Übersetzungen zeigen.

[3]) Ich benutze einen Druck des isl. N. T.'s v. J. 1807.

[4]) Lat. *plebs, populus* = ags. ahd. *folc*.

Digitized by Google

aushelfen, das sonst zur Wiedergabe von πλῆθος[1]) und ὄχλος[2]) (auch im Plural[3])) dient und sich für diesen Zweck wohl auch besser schickt. So tritt der Gote z. B. Lc 1$_{21}$ mit seinem mehrdeutigem *managei* (für gr. λαός) zu allen übrigen Germanen (isl. *fólkid,* ws. *þæt folc,* ahd. Tat. 2, 10 *thaz folc* = lat. *plebs*) in einen charakteristischen Gegensatz. An mehr als einer Stelle macht sich dieser Mangel des got. Wortschatzes, wenigstens für unser Gefühl, recht störend bemerkbar. So z. B. Lc 1$_{68}$ *þiuþeigs frauja guþ Israelis, unte gaweisoda jah gawaurhta uslausein managein seinai,* d. h. „seinem Volke", τῷ λαῷ αὐτοῦ = *plebi suae,* isl. *sínu fólke,* ws. *his folces,* ahd. Tat. 4, 14 *sinemo folke*[4]). Oder in der titularen Benennung der πρεσβύτεροι τοῦ λαοῦ *(seniores populi),* die bei Ulfilas Mt 27$_{1}$ als *þai sinistans manageins* bezeichnet werden, während sie ws. *þæs folces ealdras* oder im ahd. Tatian *thie altoston thes folkes* heißen[5]). Auch die Nebeneinanderstellung *allos þiudos ... allos manageins* Rom 15$_{11}$ (πάντα τὰ ἔθνη ... πάντες οἱ λαοί = *omnes gentes ... omnes populi*) wirkt befremdlich für Jeden, der aus *managei* noch den etymologischen Wortsinn heraushört.

Eine gewisse Verlegenheit entsteht für den Übersetzer, so oft im Urtexte mehrere der von ihm als synonym behandelten Wörter λαός ὄχλος πλῆθος vereinigt sind. Lc 1$_{10}$ πᾶν τὸ πλῆθος ἦν τοῦ λαοῦ προσευχόμενον ἔξω *alls hiuhma was manageins beidandans uta,* lat. *omnis multitudo erat populi orans foris* = Tatian 2, 3 *al thiu menigi uuas thes folkes uzze betonti.* Das synonyme *hiuhma,* das hier für πλῆθος eintritt, ist anderwärts auch Ersatz von ὄχλος; es wird sich aber noch herausstellen, daß seine Wahl regelmäßig durch besondere Gründe bedingt ist. Ein anderes Synonym erscheint Neh 5$_{18}$, wo παντὶ τῷ πλήθει, παντὶ τῷ λαῷ

[1]) Lat. *multitudo, turba* = ags. *menegeo* ahd. *menigî* (daneben in den ws. Evv. auch *folc* und *werod*).

[2]) Lat. meist *turba* (auch im Plur.) = ags. *menegeo* ahd. *menigî* (wegen anderer Übersetzungen s. Anm. 1).

[3]) ὄχλος und ὄχλοι wechseln mit einander ohne Bedeutungsunterschied. Ebenso *turba* und *turbae.* Auch Ulfilas bildet den Numeruswechsel einfach nach; an pluralischem *manageins* nimmt er keinerlei Anstoß. Über vereinzelte Schwankungen s. Streitbergs Wb. u. d. W. *managei.*

[4]) Lc 2$_{32}$ λαοῦ σοῦ Ἰσραήλ *managein þeinai Israel,* wo die anderen Übersetzungen wieder *folk* haben. Vgl. auch 2. Kor 6$_{16}$ ἔσονταί μοι λαός *wairþand mis managei.*

[5]) Lc 19$_{47}$ οἱ πρῶτοι τοῦ λαοῦ *þai frumistans manageins* = *principes plebis,* ws. *þæs folces ealdormen.* In diesen Fällen hat die isl. Bibel *øldungar (villdarmenn) lydsins.* Auch *lýðr* hat bekanntlich im got. Lexikon keine Entsprechung.

Digitized by Google

durch *allai þizai filusnai jah allai þizai managein* wiedergegeben wird. Diese Bedeutung zeigt *filusna* sonst nur noch Skeir. VII 9 in der Speisungsgeschichte, wo es mit *managei* VII 14 wechselt[1]), das in den entsprechenden Evangelienabschnitten durchaus das herrschende Wort ist (Joh 6_5 Lc $9_{12.16}$ Mc $8_{1.2.6}$[2])). Wieder anders hilft sich der Übersetzer Lc 6_{17} *ὄχλος μαθητῶν αὐτοῦ καὶ πλῆθος πολὺ τοῦ λαοῦ hiuma siponje is jah hansa mikila manageins.* Sonst ist *hansa* Vertreter des spezielleren Begriffs *σπεῖρα*[3]). Zu beachten ist an dieser Stelle noch die Vertauschung der Begriffe „viel" und „groß": *hansa mikila manageins* statt *hansa managa manageins*[4]).

Im Gebrauch von *managei* zeigen sich nun einige Besonderheiten, die mir der Feststellung und Überlegung wert erscheinen.

Die häufige Verbindung *ὄχλος πολύς* verwandelt sich fast regelmäßig in *manageins filu* Joh 6_2 12_{12} Lc 7_{11} 9_{37} Mc 4_1 $5_{21.24}$. Ebenso bei anderer Wortstellung der Akk. *πολὺν ὄχλον* Mc 9_{14} in *filu manageins*[5]). Seltener sind die Gleichungen *πλῆθος πολύ* = *manageins filu* Mc 3_8 und *πολὺ πλῆθος* = *filu manageins* Mc 3_7. Das syntaktisch entsprechende *all manageins* = *πᾶς ὁ ὄχλος* steht nur Mc 2_{13}. Sonst herrscht *alla managei* = *πᾶς ὁ ὄχλος* Lc 6_{19} Mc 9_{15} 11_{18}[6]), = *πᾶς ὁ λαός* Lc 7_{29} 18_{43} (mit Artikel *alla so managei* 20_6), *alla þo managein* = *πάντα τὸν ὄχλον* Mc 7_{14}, *alla managein* = *ἅπαντα τὸν λαόν* Lc 3_{21}[7]).

Gemieden ist also für *ὄχλος πολύς* die wörtliche Über-

[1]) Im Nord. wird *fiǫlð (fiǫldi)*, wie es scheint, durch das jüngere *mergð* abgelöst. Das got. *managei* hat keine Entsprechung, wird also auch wohl Neubildung sein, trotz des Zusammentreffens mit westgerm. *manigī*.

[2]) Ganz vereinzelt Lc 9_{13} *manaseþs*, das sonst für *κόσμος* steht.

[3]) Auch Tat. 200, 1 *hansa* = Mt 28_{27} *cohors*. Jacobsohn Hans. Geschichtsblätter 1919, 71ff., bes. 91 und 94.

[4]) Die altslav. Evangelienübersetzung, die *ἔθνος* = *językъ*, *λαός* = *ljudije*, *ὄχλος* = *narodъ*, *πλῆθος* = *mъnožьstvo* reinlich zu sondern pflegt, bietet dagegen in genauem Anschluß an das Original *narodъ učenikъ jego i mъnožьstvo mъnogo ljudii*.

[5]) Ganz anders Mc 12_{37}, wo für *ὁ πολὺς ὄχλος* steigernd *alla so managei* eintritt. Der gr. Artikel bezeichnet wohl, wie in *οἱ πολλοί* (Krüger § 50, 4 A. 12), die Majorität. Dies *οἱ πολλοί* schwächt Ulfilas 2. Kor 2_{17} umgekehrt zu *sumai* ab.

[6]) Mc 15_8 ist *alla* Zusatz des Übersetzers, wohl nach dem Lat.

[7]) Vgl. auch Lc 1_{10} *alls hiuhma manageins*. Anders $19_{37.48}$, wo *ἅπαν τὸ πλῆθος* bz. *ὁ λαὸς ἅπας* durch *alakjo managei* bz. *managei alakjo* wiedergegeben wird. — Gen. *allaizos manageins* Lc 8_{47}, Dat. *allai managein* Lc 2_{10} 20_{45} (3_{15} ist *allai* Zusatz des Übersetzers). Vgl. auch Mc 10_{46} *managein ganohai* (*ὄχλον ἱκανόν*). — Lc 8_{37} ist *πλῆθος* unübersetzt geblieben.

Digitized by Google

setzung, die umgekehrt bei *πᾶς ὁ ὄχλος* entschieden bevorzugt wird. Die Regel gilt auch dann, wenn zu *ὄχλος* oder *πλῆθος* noch ein abhängiger Partitivus (mit oder ohne *ἐξ*)[1]) hinzutritt, sodaß die gotische Fassung notwendig durch die schwerfällige Verknüpfung zweier Genetive belastet werden muß[2]). Joh 12_9 *ὄχλος πολὺς ἐκ τῶν Ἰουδαίων manageins filu Iudaie.* Lc 5_6 *πλῆθος ἰχθύων πολύ manageins fiske filu.* Nur einmal, an einer Stelle, die gleich zwei durch *καὶ* verknüpfte Genetive von *ὄχλος* abhängig macht, hat Ulfilas doch, wie es scheint, das allzu Schleppende der gewöhnlichen Übertragung empfunden und lieber eine andere Form der Wiedergabe gewählt: Lc 5_{29} *καὶ ἦν ὄχλος τελωνῶν πολὺς καὶ ἄλλων οἳ ἦσαν μετ' αὐτῶν κατακείμενοι jah was managei motarje mikila jah anþaraize þaiei wesun miþ im anakumbjandans.* Hier berührt sich der Gote einmal, doch ausnahmsweise, mit dem Gebrauch des ahd. Tatian, der *turba multa* oder *multa turba* durch *mihhil menigi* zu verdeutschen pflegt, also ebenfalls *manag* durch *mihhil* ersetzt (vgl. 116, 5. 137, 2 *mihil menigi*[3]) = Joh $12_{9.12}$, wo Ulfilas nach seiner gewöhnlichen Weise *manageins filu* hat). So wird auch hier, freilich durch ein anderes Mittel, die attributive Verbindung *managei managa*[4]) vermieden, der Ulfilas sonst durch die Übersetzung *manageins filu* aus dem Wege geht. Gradeso fanden wir schon Lc 6_{17}, daß der ganz wörtlichen Wiedergabe *hansa managa manageins*[5]) vielmehr das zu Lc 5_{29} stimmende *hansa mikila manageins* vorgezogen worden ist.

Die Ersetzung des attributiven Singulars *πολύς* durch das substantivierte Neutrum *filu,* die in *manageins filu* fast zur Regel geworden ist, gilt für andere Wortverbindungen nicht. Vgl. *airþa managa* Mc 4_5, *faihu manag* 10_{22}, *hawi manag* Joh 6_{10}, *manag akran* 12_{24}. Es ist darnach zu vermuten, daß die Gleichung *manageins filu* = *ὄχλος πολύς, πλῆθος πολύ* unter besonderen, nur für das Substantiv *managei* geltenden Bedingungen zustande gekommen ist[6]).

---

[1]) Im NT ist *ἐξ* c. gen. der gewöhnliche Ausdruck des Partitivus (Blaß-Debrunner § 164). Ulfilas hat das *ἐξ* in solchen Fällen fast stets unterdrückt.

[2]) Vgl. Eph 2_7 *ufarassu gabeins anstais seinaizos* für *τὸν ὑπερβάλλοντα πλοῦτον τῆς χάριτος αὐτοῦ* (Phil 3_8). Außerdem Gal 5_{21} Kol 2_{16} 4_{11}.

[3]) Außerdem 115, 1. 183, 1. 201, 1, mit anderer Wortstellung 49, 2; = *multitudo magna* 88, 1.

[4]) In der neubulg. Übersetzung heißt es — hier wie anderwärts — *mnogo množestvo.*

[5]) In der altslav. Übersetzung *mъnožьstvo mъnogo ljudii.* O. S. 119 Anm. 4.

[6]) Die Konstruktion an sich — substantivisches *filu* mit dem Gen. — ist

Digitized by Google

Ganz anders als zu diesen singularischen Verbindungen verhalten sich der gotische und der deutsche Übersetzer gegenüber den Pluralen *ὄχλοι πολλοί* und *πολλοὺς ὄχλους*. Dreimal finden wir da in der got. Bibel das Substantivum *hiuhma,* das wir schon Lc 1_{10} und 6_{17} als Synonymon neben *managei* angetroffen haben, in pluralischer Form als Ersatz von *manageins*: Lc 5_{15} 14_{25} *hiuhmans managai* = *ὄχλοι πολλοί (turbae multae).* Mt 8_{18} *managans hiuhmans* = *πολλοὺς ὄχλους (turbas multas).* Dazu kommt Lc 8_4, wo die Wahl des Plurals einer Eigenmächtigkeit der got. Übersetzung verdankt wird: *gaqumanaim þan hiumam managaim jah þaim þaiei us baurgim gaïddjedun du imma συνιόντος δὲ ὄχλου πολλοῦ καὶ τῶν κατὰ πόλιν ἐπιπορευομένων πρὸς αὐτόν.* Den psychologischen Grund der Eigenmächtigkeit wird man durch die Erwägung erfassen, daß das übliche *manageins filu* keine Umsetzung in den durch die got. Syntax geforderten Dativ verträgt.

Vereinzelt erscheint in der Pluralform auch ein anderes Synonymon, Mt 8_1 *iumjons managos* = *ὄχλοι πολλοί*[1]). Nur *manageins managos* wird konstant gemieden, sogut wie *managei managa,* sodaß sich nun sg. *manageins filu* und pl. *hiuhmans managai* bz. *iumjons managos* gegenüberstehen, ohne daß das gr. Original zu einer solchen Variation den geringsten Anhalt böte[2]).

Was wir bei Ulfilas vermissen, liefert uns der ahd. Tatian. Zwar herrscht im Sg., wie schon oben bemerkt wurde, *mihhil menigi* (= lat. *turba multa,* gelegentlich = *multitudo magna*), aber wenigstens einmal lesen wir auch in genauerer Anpassung an

---

natürlich gut germanisch. Sie findet ihre genaue Parallele in den neuslav. Übersetzungen (ich zitiere nach den Ausgaben der Bibelgesellschaft): sloven. *mnogo* (oder *veliko*) *ljudstva* oft, serb. *naroda mnogo* (oder *mnogo naroda*) Mt 4_{25} $8_{1.18}$ Mc 5_{24} 8_1 Lc 7_{12} (*ljudstva mnogo* Joh 5_{13}, im Wechsel mit häufigerem *mnoštvo naroda*), russ. *mnogo naroda* Mc 8_1 9_{14} Lc 9_{37} (öfter *množestvo naroda*), *mnogo ljudej* Mt 19_2. Zu dem letzten Beispiel stimmt lett *daudz laužu* noch genauer als lit. *daũg žmonių̃.* Damit vergleiche man 1. Kor 5_6 Gal 5_9 *μικρὰ ζύμη* = got. *leitil beistis,* sloven. *malo kvasa,* serb. *malo. kvasca,* čech.-slovak. *malo (maličko) kvasu,* lett. *maz rauga,* lit. *maž raugo* (NT v. J. 1701). Daß die gleichförmige Verwendung von got. *filu* : *leitil,* slav. *mъnogo* : *malo,* lit. *daũg* : *màž* irgend einen geschichtlichen Zusammenhang voraussetzt, wird man um so weniger bezweifeln wollen, als ja auch etymologische Identität zwischen germ. *managa-* und slav. *mъnogo-* besteht.

[1]) In demselben Kapitel folgt V. 18 *managans hiuhmans.*

[2]) Die altslav. Evangelienübersetzung gebraucht in beiden Numeri dasselbe *narodъ*: *narodъ mъnogъ* und *narodi mъnozi.* Ähnlich čech. *zástup mnohý* : *zástupové mnozí,* slovak. *zástup mnohí*: *zástupi mnohé,* poln. *wielka rzesza* : *wielkie rzesze.*

Digitized by Google

das lat. Original *manag menigi* 89, 1. Im Pl. dagegen ist *manege (manago) menigi* die regelmäßige Übersetzung[1]). Mt 8_1, wo Ulfilas *iumjons managos* hat, steht Tat. 46, 1 *manege menigi*; ebenso 50, 3 = Mt 8_{18}, wo der Gote *managans hiuhmans* liest. Außerdem Tat. 22, 3. 70, 2. 100, 1.

Ulfilas vermeidet also den etymologischen Gleichklang, wenn er sowohl *managei managa* wie *manageins managos* verschmäht[2]). Auch die gelegentliche Einführung von *mikils* statt *manags* wird so verständlich: Lc 5_{29} *managei motarje mikila*, 6_{17} *hansa mikila manageins*, wozu wohl auch noch Joh 7_{12} *birodeins mikila was in managein* gerechnet werden darf[3]).

Nur in einem einzigen Verse bleibt die Abneigung, *manags* mit *managei* zu verkoppeln oder nahe zusammenzurücken, gegenüber der Fassung des griechischen Textes unwirksam[4]). Aber mir scheint, die Ausnahme (Mc 8_1) ist von der Art jener, die die Regel bestätigen. Die Stelle lautet *παμπόλλου ὄχλου ὄντος at filu managai managein wisandein.* Wollte Ulfilas, wie er es wirklich getan, der griechischen Partizipialkonstruktion möglichst nahe bleiben, so war das übliche *filu manageins* so wenig verwendbar wie Lc 8_4, da es keine Umsetzung in den nötigen Dativ verträgt. Aber auch wenn der Gote einen konjunktionalen Nebensatz vorgezogen hätte[5]), war *filu* als substantivisches Neutrum nicht möglich, da es schon für eine andere Funktion, die Steigerung des

---

[1]) Die westsächs. Evangelien haben ausgeglichen, indem sie *menegeo* in beiden Numeri nur mit *micel* verbinden.

[2]) Die Synonyma *hiuhma iumjo* kommen also nur dann zur Verwendung, wenn der Übersetzer aus irgend einem Grunde *managei* nicht brauchen kann. Ich vergleiche damit eine Beobachtung, zu der der Sprachgebrauch der sloven. Bibelübersetzung Anlaß gibt. Sie verwendet *mnogo* (oder *veliko*) *ljudstva* so häufig, daß Mt 13_2 die Variante *mnogo naroda* auffallen muß. Wer den ganzen Vers ausschreibt, hat damit wohl auch die Erklärung gegeben: *In zbere se pri njem mnogo naroda* [vgl. Mc 5_{21} *zbere se pri njem mnogo ljudstva*], *toliko, da stopi v ladjo in sede; in vse ljudstvo je stalo na bregu.* Das gleich folgende *ljudstvo* macht die Absicht der Variation deutlich. Der ganz ähnliche Vers Mc 4_1 ist freilich dem Schicksal einer entsprechenden Umgestaltung entgangen.

[3]) Weshalb Ulfilas Mt 7_{22} *δυνάμεις πολλάς* ungenau durch *mahtins mikilos* übersetzt hat, weiß ich nicht. — Anders Mc 13_{26} *miþ mahtai managai* (*μετὰ δυνάμεως πολλῆς*).

[4]) Als andersartig schließe ich hier aus Joh $7_{31.40}$ *managai þizos manageins* (*πολλοὶ ἐκ τοῦ ὄχλου*).

[5]) Vulg. *cum multa turba esset* = ahd. *mittiu manag menigi uuas* Tat. 89, 1 (ungenau für *παμπόλλου ὄχλου*).

Digitized by Google

Adjektivs[1]), in Anspruch genommen war[2]). Freilich bleibt unklar, weshalb Ulfilas nun nicht für *managS* oder für *managei* ein anderes Synonym (dort *mikils,* hier etwa *hiuhma*) einsetzte, wie er das doch nachweislich an anderen Stellen getan hat.

Jedenfalls besteht bei der von ihm tatsächlich gewählten Fassung ein eigentümlicher Unterschied zwischen der Wiedergabe von ὄχλου πολλοῦ Lc 8_4 und von παμπόλλου ὄχλου Mc 8_1: dort *hiumam managaim,* hier *filu managai managein.* Von solcher Unterscheidung ist im russischen Volksmärchen, das an Feinhörigkeit hinter dem Goten zurücksteht und eher auf die Stufe der Tatianübersetzung gehört, nichts zu bemerken. Es heißt ebensogut *premnogoje množestvo* (~ got. Dat. *filu managai managein*) wie *mnogoje množestvo*[3]) (= ahd. *manag menigi,* gegen got. *filu manageins*), obwohl die zum ahd. *mihhil menigi* stimmende Variante *velikoje množestvo*[4]) nicht fehlt. Immerhin ist zu bedenken, daß der Gleichklang wie im Deutschen durch den Umlaut des *a,* so im Slav. durch die Palatalisierung des *g* abgedämpft wird, während er in den von keiner Lautveränderung betroffenen Formen des Gotischen ganz ungemildert und deshalb vielleicht auch stärker wirken mußte.

Schon die altslav. Übersetzung der Evangelien hat die Verbindung *mъnogo mъnožьstvo* gelegentlich zugelassen, Mc 3_8 für πολὺ πλῆθος, Lc 6_{17} *mъnožьstvo mъnogo ljudii* für πλῆθος πολὺ τοῦ λαοῦ. Doch ist Mc 3_7 durch Einführung des synonymen *narodъ,* das sonst als Übersetzung von ὄχλος dient, der Gleichklang aufgehoben[5]). Von den modernen Übersetzern scheint nur der Bulgare *mnogo množestvo* anstandslos zu ertragen: Mc $3_{7.8}$ Lc $5_{6.29}$ 23_{27} (allerdings wechselnd mit *golěmo množestvo* Lc 6_{17} Joh 5_3 12_9). Anderwärts pflegt die hier fakultativ zugelassene Vertauschung der Begriffe „viel" und „groß" obligatorisch zu sein, serb. *veliko mnoštvo* Lc 5_6 (*mnoštvo veliko* Mc 3_8), sloven.

---

[1]) Vgl. 2. Kor 12_9 ἥδιστα = *filu gabaurjaba.*

[2]) Anders in der russ. und der serb. Übersetzung: dort *kogda sobralosь vesьma mnogo naroda,* hier *kad bijaše vrlo mnogo naroda.* Beidemal fügt sich das gotischem *filu manageins* genau entsprechende *mnogo naroda* glatt der Konstruktion des Nebensatzes ein.

[3]) In der Sammlung von Afanasij (2. Ausg. 1873) I 400 verglichen mit III 76. 115. 211. 257.

[4]) Ebendort II 108. 156.

[5]) Zu beachten ist, daß unmittelbar hinter einander Mc 3_7 und $_8$ πολὺ πλῆθος und πλῆθος πολύ zu übersetzen war: dort heißt es *mъnogъ narodъ,* hier *mъnogo mъnožьstvo.* Vgl. S. 122 Anm. 2.

Digitized by Google

velika množica Mc 3$_7$ Lc 5$_{29}$ 6$_{17}$ 23$_{27}$ Joh 5$_3$ (*množica velika* Mc 3$_8$), russ. *velikoje množestvo* Mc 3$_8$ Lc 5$_{6.15}$ 23$_{27}$ Joh 5$_3$, čech. *veliké množství* Mc 3$_7$ Lc 23$_{27}$ (*mn. veliké* Mc 3$_8$ Lc 5$_6$ 6$_{17}$ Joh 5$_3$), slovak. *množstwo weliké* Mc 3$_8$ Lc 5$_6$ 6$_{17}$, poln. *mnóstwo wielkie* Mc 3$_8$ Lc 5$_6$ 6$_{17}$ Joh 5$_3$.

Am instruktivsten ist der čech.-slovak. Sprachgebrauch, der neben *množství veliké* (bz. *množstwo weliké*) ein viel häufigeres *zástup mnohý (zástup mnohí)* anerkennt, das nur gelegentlich mit *zástup veliký (zástup velikí)* wechseln kann. Man darf damit vergleichen, daß auch im Serb. *veliko mnoštvo (mnoštvo veliko)* und *mnogi narod* Mc 3$_7$ Joh 12$_9$ (*narod mnogi* Mt 20$_{29}$ Mc 5$_{21}$ 9$_{14}$) sich gegenüber stehen: Mc 3$_7$ *mnogi narod,* aber $_8$ *mnoštvo veliko.* Daraus scheint doch hervorzugehen, daß auch in diesen slav. Übersetzungen Verbindungen wie *mnogo mnoštvo* bz. *množství mnohé,* nicht anders als im Gotischen, um ihres Gleichklangs willen gemieden werden. Anders verhält sich die polnische Bibel, die nicht nur in *mnóstwo wielkie,* sondern auch in *wielka rzesza,* also ganz unabhängig von euphonischen Rücksichten, das Adjektivum *wielki* (statt *mnogi*) ausnahmslos bevorzugt. Vgl. wieder Mc 3$_7$ *wielka rzesza* und $_8$ *mnóstwo wielkie.*

13) Der Vers Mc 11$_{23}$ enthält in seiner ulfilanischen Fassung ein paar Singularitäten, die ebenfalls eine Besprechung verdienen. Der got. Text lautet: *amen auk qiþa izwis, þishwazuh ei qiþai du þamma fairgunja : ushafei þuk jah wairp þus in marein, jah ni tuzwerjai in hairtin seinamma ak galaubjai þata, ei þatei qiþiþ gagaggiþ, wairþiþ imma þishwah þei qiþiþ.* Auf griechisch heißt das so: *ἀμὴν γὰρ λέγω ὑμῖν, ὅτι ὃς ἂν εἴπῃ τῷ ὄρει τούτῳ· ἄρθητι καὶ βλήθητι εἰς τὴν θάλασσαν, καὶ μὴ διακριθῇ ἐν τῇ καρδίᾳ αὐτοῦ, ἀλλὰ πιστεύσῃ ὅτι ἃ λέγει γίνεται, ἔσται αὐτῷ ὃ ἂν εἴπῃ.* Die Gleichung *wairþiþ* = *ἔσται* ist geläufig[1]), aber ganz ohne Beispiel die Ersetzung von *γίνεται* durch *gagaggiþ*: man erwartet auch hier dasselbe *wairþiþ*[2]), das gleich darauf als reguläre Vertretung des Futurums *ἔσται* Verwendung finden sollte. Es folgen also im griech. Texte unmittelbar auf einander zwei Worte, die Ulfilas sonst durch das gleiche *wairþiþ* wiederzugeben gewöhnt ist. Daß er da der Wiederholung derselben got. Verbalform die Variation vorzieht, ist ohne weiteres begreiflich. Die Metapher

[1]) Streitberg PBB. XV 133. Gl. u. d. W. *wairþan.*

[2]) Die westsächs. Evangelienübersetzung hat tatsächlich, wenn auch nicht in unmittelbarem Kontakt, *gewurðe . . gewyrð.*

Digitized by Google

gagaggan entspricht dem übertragenen Gebrauche von *συμβῆναι, evenire, eintreten.* Vgl. auch Bernhardt zu Phil 1 19.

Das besprochene *gagaggiþ* ist das Verbum eines von *galaubjai* abhängigen Nebensatzes, dessen Einführung ebenfalls dem sonst geltenden Brauche widerstreitet. Man erwartet *ak galaubjai, þatei .. gagaggiþ,* wie es denn im folgenden Verse tatsächlich heißt *galaubeiþ þatei nimiþ πιστεύετε ὅτι λαμβάνετε.* Dafür tritt aber V. 23 das in seine beiden Bestandteile aufgelöste *þata ei* ein, das die modernen Ausgaben gewiß mit Recht durch ein Komma zerlegen[1]). Um dies Verfahren des Übersetzers verständlich zu machen und zu rechtfertigen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die got. „daß"-Sätze haben die Eigentümlichkeit, daß sie deklinierbar sind wie im Griech. die mit dem Artikel verbundenen Infinitive, sich also mit wechselndem Kasus in die Konstruktion des Hauptsatzes einfügen, ganz wie ein Nomen oder Pronomen. Während *galaubjan* und *witan* ihr Akkusativobjekt in der Form eines durch *þatei* eingeleiteten Nebensatzes zu sich nehmen, finden wir hinter den Verben *fraþjan, gaumjan, gatrauan,* ihrer sonstigen Rektion entsprechend, das dativische *þammei.* Joh 8 24 *jabai ni galaubeiþ þatei ik im* wie 11 26 *galaubeiþ þata?* Mc 12 14 *witum þatei sunjeins is* wie Joh 13 17 *þata wituþ.* Aber Lc 1 22 *froþun þammei siun gasahw in alh* wie 2 50 9 45 *ni froþun þamma waurda.* 2. Tim 1 12 *gatraua þammei mahteigs ist* wie Philem 21 *gatrauands ufhauseinai þeinai.* Auch genetivisches *þizei* ist belegt: Mc 4 38 *niu kara þuk þizei fraqistnam?* wie 12 14 *ni kara þuk manshun*[2]). Dazu die Instrumentalform in *ni þeei* = *οὐχ ἵνα* Joh 6 38 2. Kor 2 4, = *οὐχ ὅτι* Joh 12 6. Instrumental ist auch *þammei* neben *faginon* Lc 15 6.

Der Besitz einer deklinierbaren Nebensatzeinleitung kommt dem gotischen Übersetzer bei der Wiedergabe der im NT beliebten Infinitivkonstruktionen begreiflicherweise sehr gelegen. Lc 19 11 *εἶπεν παραβολὴν διὰ τὸ ἐγγὺς αὐτὸν εἶναι Ἰερουσαλήμ qaþ gajukon bi þatei nehwa Iairusalem was,* aber Mc 4 5 *ἐξανέτειλεν διὰ τὸ μὴ ἔχειν βάθος γῆς urrann, in þizei ni habaida diupaizos airþos* (vgl. Lc 8 6 18 5)[3]). 2. Kor 8 11 *ἐκ τοῦ ἔχειν us þammei habaiþ.* 2 13 *οὐκ ἔσχηκα ἄνεσιν τῷ πνεύματί μου ἐν τῷ μὴ εὑρεῖν με Τίτον*

[1]) v. d. Gabelentz-Loebe Grammatik S. 269 klammern *þata* als Glossem ein. Daß das unzulässig ist, wird sich S. 130 Anm. 1 zeigen.

[2]) Das Material in Streitbergs Elementarbuch § 355 Anm. 1 und in seinem Wb. u. *fraþjan gaumjan gatrauan.* S. auch v. d. Gabelentz-Löbe Gramm. 269 f.

[3]) *in þizei* = *ἀνθ' ὧν* Lc 19 44, *διότι* Phil 2 26.

Digitized by Google

ni habaida gahweilain ahmin meinamma in þammei ni bigat Teitaun. Vgl. Lc 10_{20} *χαίρετε ὅτι τὰ ὀνόματα ὑμῶν ἐγράφη ἐν τοῖς οὐρανοῖς faginod in þammei namna izwara gamelida sind in himinam,* wo man bloßes *þammei* erwartet hätte. Kol 2_{22} *τῇ ἀποχρήσει* (was einem Infinitivsatz gleichwertig ist) *þairh þatei is brukjaidau*[1]). Lc 18_1 *πρὸς τὸ δεῖν πάντοτε προσεύχεσθαι αὐτούς du þammei sinteino skulun bidjan.* Häufiger ist *duþe ei:* 2. Kor 3_{13} *πρὸς τὸ μὴ ἀτενίσαι τοὺς υἱοὺς Ἰσραὴλ εἰς τὸ τέλος τοῦ καταργουμένου duþe ei ni fairweitidedeina sunjus Israelis in andi þis gataurnandins.* Lc 2_4 *διὰ τὸ εἶναι αὐτὸν ἐξ οἴκου Δαυεὶδ duþe ei was us garda Daweidis*[2]) (doch wird, wie eben nachgewiesen, *διὰ τὸ* c. inf. meist genauer durch die Präposition *in* c. gen. wiedergegeben).

Eine Gruppe für sich bilden die Fälle, wo der Nebensatz eine zur Datierung der Haupthandlung verwendete Zeitbestimmung enthält. Lc 9_{51} *ἐγένετο δὲ ἐν τῷ συμπληροῦσθαι τὰς ἡμέρας τῆς ἀναλήψεως αὐτοῦ warþ þan in þammei usfulnodedun dagos andanumtais is* (ebenso 9_{34} Gal 4_{18}). Joh 13_{19} *πρὸ τοῦ γενέσθαι* und 14_{29} *πρὶν γενέσθαι faurþizei waurþi*[3]). Mc 1_{14} *μετὰ τὸ παραδοθῆναι Ἰωάννην afar þatei atgibans warþ Iohannes.* Dazu vgl. Lc 7_{45} *ἀφ' ἧς εἰσῆλθον fram þammei inn atiddja* und das öfter belegte *und þatei* (= *ἕως, ἕως ὅτου, ἄχρις οὗ, ἐν ᾧ*[4])).

Wer die Masse der hier vereinigten Belege unbefangen und im Ganzen überblickt, wird, denke ich, von ihrer Einheitlichkeit einen starken Eindruck empfangen. Geht man aus von der typischen Gleichung *ἐκ τοῦ ἔχειν = us þammei habaiþ,* so wird man geneigt sein, das scheinbare Relativum *þammei* in *þamma ei* aufzulösen, *us þamma* mit *ἐκ τοῦ* und *ei habaiþ* mit dem Infinitiv gleichzusetzen: dann ist *þamma* demonstrative Vorausdeutung auf den Inhalt des durch *ei* eröffneten Nebensatzes. Diese Auffassung ist ohne weiteres auf alle Fälle ausdehnbar. Die modernen slav. Sprachen bieten genau Vergleichbares. Z. B. Lc 8_6 *διὰ τὸ μὴ ἔχειν ἰκμάδα* = got. *in þizei ni habaida qrammiþa,* russ. *potomu čto ne imělo vlagi,* čech. *proto že nemělo vláhy,* slovak. *preto že nemalo wlahi* (wobei *čto* bz. *že* dem got. *ei* entspricht).

Andererseits kann unter dem Einfluß der ebenfalls nicht seltenen Gleichungen *ἄχρις οὗ, ἕως ὅτου, ἐν ᾧ = und þatei, διότι,*

---

[1]) Wegen des unpersönl. Passivums s. Bernhardt zu Mt 9_{17} und o. XLII 321.

[2]) *duþe ei = ἀνθ' ὧν* Lc 1_{20}, *διότι* Lc 1_{13} 1. Kor 15_9, *ἵνα* Mc 4_{21}. Außerdem s. Streitberg zu Eph 3_4.

[3]) Lc 2_{21} Joh 17_5 Gal 2_{12} — Mc 14_{72} Joh 8_{58}. — Lc 2_{26} (*πρὶν ἢ ἴδῃ*).

[4]) Mt 5_{18} Neh 7_3 — Mt 5_{25} — Rom 11_{25} 1. Kor 15_{25} — Mc 2_{19}.

Digitized by Google

ἀνϑ' ὧν = *in þizei* (und *duþe ei*), *ἀφ' ἧς* = *fram þammei* auch der Gedanke aufkommen, *þammei* usf. als echte Relativa aufzufassen und die Wahl des Kasus durch „Attraktion" zu erklären[1]). Auch dafür bietet das Slavische Analogien: altbulg. *zaně, poněže, imьže*[2]). Mc 4$_5$ Lc 8$_6$ 18$_5$ *zaně* = got. *in þizei*, 19$_{11}$ *zaněže* = got. *bi þatei*, 19$_{44}$ *poněže* = got. *in þizei*. Joh 2$_{24}$ *imъže samъ věděaše vьsę διὰ τὸ αὐτὸν γινώσκειν πάντα*. Den Instrumental *imъže*, der später als kausale Konjunktion häufiger wird[3]), dürfte man dann dem got. *þeei* (in *ni þeei*) vergleichen[4]). Freilich sehen im Gotischen die Fälle wirklicher „Attraktion", *biþe* und *unte* (aus *und þe*), anders aus, sie entbehren des *ei* sogut wie das relative *þan*[5]).

Aber eben dies *þeei*, das äußerlich mit sl. *imъže* übereinzustimmen scheint, zerreißen unsere Ausgaben, so oft es sich mit der Präposition *du* verbindet, in zwei Teile. Wer dies zerrissene *duþe ei* in die modernen Ulfilasdrucke eingeführt, hat stillschweigend seine Entscheidung zu Gunsten der ersten Alternative getroffen[6]) und müßte den Vergleich mit sl. *imъže* als irreführend ablehnen. Und in der Tat, er wäre sehr wohl in der Lage, falls er uns noch Rede stehen könnte, für diese seine Entscheidung recht gewichtige Argumente beizubringen. Mc 4$_{21}$ *duþe ei* (= *ἵνα*) *uf mela satjaidau* kann man ohne Willkür und Gewaltsamkeit unmöglich trennen von Eph 6$_{22}$ *duþþe ei kunneiþ* oder Kol 4$_8$ *duþþe ei kunnjau*. Aber sowohl im Epheser- wie im Kolosserbrief lautet die griech. Entsprechung umständlicher *εἰς αὐτὸ τοῦτο ἵνα* und läßt keinen Zweifel, daß *þe* Demonstrativum ist. Die grammatische Struktur beider Stellen ist, von der Wortstellung abgesehen, nicht verschieden von 2. Kor 2$_9$ *duþþe gamelida ei ufkunnau εἰς τοῦτο γὰρ καὶ ἔγραψα ἵνα γνῶ*[7]), und dazu

[1]) So Streitberg Elementarbuch § 355 Anm. 1.

[2]) Miklosich Syntax 407. 432. 717 (Lex. palaeoslav. 235 s. v. *i*). Vondrák Altkirchenslav. Gr.^{2} 627 und Vgl. Gr. II 463. 480f.

[3]) Jagić Entstehungsgeschichte der kirchenslav. Sprache^2 349. 381.

[4]) Auf der anderen Seite meldet sich die Analogie des klruss. *tym ščo*, z. B. Act 27$_7$ und $_9$ (an der zweiten Stelle entspricht syntaktisch genau lat. *eo quod*, das für eine gr. Infinitivkonstruktion mit *διὰ* eingetreten ist).

[5]) Streitberg a. a. O. § 359.

[6]) Vgl. v. d. Gabelentz-Loebe Gramm. S. 276 oben. Es scheint mir eine unbewußte Inkonsequenz zu sein, wenn Streitberg diese Wortteilung beibehält und gleichzeitig *þammei, þizei* für echte Relativa erklärt. Er trennt so *duþe ei* und *in þizei* trotz ihrer notorischen Gleichartigkeit (o. S. 126). Freilich spricht er sich m. W. über die präpositionalen Nebensätze dieses Typus überhaupt nicht aus.

[7]) Ähnlich Eph 6$_{13}$ *διὰ τοῦτο ... ἵνα duþþe ... ei*.

Digitized by Google

wieder stimmt, nur mit Ersetzung von *þe* durch die übliche Dativform, Joh 18_{37} *du þamma qam in þamma fairhwau ei weitwodjau sunjai.* Von da aber ist nur noch éin Schritt zu *du þammei* Lc 18_1 (das freilich an dieser Stelle nicht final ist): man braucht ja nur die dort einzeln gegebenen Elemente *du þamma* und *ei* nahe zusammen zu rücken, um *du þammei* zu erhalten. Es gibt obendrein in der got. Bibel einen Vers, der beide Stellungsmöglichkeiten: *þamma .. ei* und *þammei* neben einander verwirklicht.

Lc 10_{20} *ἐν τούτῳ μὴ χαίρετε ὅτι τὰ πνεύματα ὑμῖν ὑποτάσσεται þamma ni faginoþ ei þai ahmans izwis ufhausjand* — das stimmt zu 2. Kor 2_9 und Joh 18_{37}; aber der Vers geht weiter *χαίρετε δὲ ὅτι τὰ ὀνόματα ὑμῶν ἐγράφη ἐν τοῖς οὐρανοῖς iþ faginod in þammei namna izwara gamelida sind in himinam:* das ist die Parallele zu Lc 18_1. Darf man angesichts eines solchen Zeugnisses bestreiten, daß *þamma .. ei* und *in þammei*[1]) syntaktisch zusammengehören, sogut wie in der isl. Bibel an gleicher Stelle *af þessu, at* und *af því at?*

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt die Vergleichung von

Mt 9_{15}	mit	Mc 2_{19}
und þata hweilos þei miþ im ist bruþfaþs (*ἐφ' ὅσον*)		und þatei miþ im ist bruþfaþs (*ἐν ᾧ*),
von Lc 1_{20}	mit	Mt 5_{18}
und þana dag ei wairþai þata		und þatei usleiþiþ himins jah airþa
oder von Kol 1_9	mit	Lc 7_{45}
fram þamma daga ei hausidedum		fram þammei inn atiddja.

Beide Reihen enthalten immer die gleichen Elemente, nur mehr oder weniger eng mit einander verbunden.

Die regelmäßige Elision in *þatei þammei,* die stimmhafte Spirans in *þizei,* die Wortbrechung in *þi/zei*[2]) beweisen gewiß, daß Demonstrativpronomen und Relativpartikel hier in der Aussprache eng zusammengerückt waren. Das ist aber kein Gegenargument gegen die demonstrativische Auffassung des ersten

---

[1]) *faginon in* ist noch durch Lc 1_{14} (gr. *ἐπὶ* c. dat.) belegt. Doch bleibt auffallend, daß die Präposition ihren Platz vertauscht hat: darf man annehmen, daß *in* an die falsche Stelle geraten ist und nach der Intention des Übersetzers eigentlich vor das erste *þamma* gehörte? Vgl. Phil 1_{18} *in þamma fagino* = *ἐν τούτῳ χαίρω* und wegen der Versetzung des *in* den 2. Kor 13_6 zwischen A und B bestehenden Gegensatz *faginon þammei* steht Lc 15_6.

[2]) Berl. Akademie Sitzungsberichte 1908, 621.

Digitized by Google

Elementes, wie got. *swaswe,* lat. *sicut, tamquam,* ags. *þáþá* [1]), unser „sodaß" und vieles Ähnliche beweisen. Daß man in *þatei,* trotz der durch die Elision angedeuteten innigen Verbindung mit *ei,* noch im Stande war das demonstrative *þata* durchzufühlen, wird durch die Beobachtung wahrscheinlich, daß der Gote zweimal τοῦτο, ὅτι durch einfaches *þatei* wiedergibt: 1. Tim 1_9 2. Tim 1_{15} εἰδὼς (οἶδας) τοῦτο ὅτι κτλ. *witands (waist) þatei* usw. [2]). Auch sonst fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß die Verbindung trotz allem für den Sprechenden oder Schreibenden noch ziemlich locker war. Der Schreiber der Skeireins hat bei der Verteilung der Form *þizei* auf zwei Zeilen wenigstens einmal (II 9) *in þis/ei* zugelassen, und die gleiche Orthographie (mit Punkt hinter *þis*!) begegnet Neh 5_{18} sogar mitten in einer Zeile, zum Beweis, daß *þis* und *ei* in der Tat noch als getrennte Wörter empfunden werden konnten. Das stärkste Argument aber dürfen wir eben der Stelle entnehmen, die den Ausgangspunkt unserer Erörterung bildet, Mc 11_{23}. Der Gote stand hier vor der Aufgabe, gr. ὅτι ἃ in seiner Sprache nachzubilden. Da Plurale wie ἃ, ταῦτα, τὰ τοιαῦτα, ἄλλα, πάντα, πολλά dem germanischen Übersetzer unbequem sind und deshalb gern in den Singular *þatei, þata, þata swaleik, anþar, all, manag* umgesetzt werden [3]), so hätte sich die Wortfolge *galaubjai, þatei þatei qiþiþ gagaggiþ* ergeben [4]) und mit ihr für den Leser die Notwendigkeit, das zweimalige *þatei* jedesmal verschieden zu interpretieren. Das wäre wohl noch ärger gewesen als die gemiedene Gleichung *wairþiþ, wairþiþ* = γίνεται, ἔσται. So hat denn Ulfilas den Ausweg gewählt, das erste, konjunktionale *þatei* in seine noch gefühlten Bestandteile *þata, ei* zu zerlegen und dadurch zugleich eine kurze Interpunk-

[1]) Z. B. Dialoge Gregors ed. Hecht 17_{12} *witodlice, þaþa he ferde on his weg, þa gelamp þæt sum wif bær* usw. Die Konstruktion ist die gleiche wie Joh 15_9 *swaswe frijoda mik atta, swah ik frijoda izwis.* Vgl. Skeir VI 21 *in þizei . . . inuh þis.* Literatur bei Fraenkel IF XLIII 299[3]. — Mit ags. *þáþá* vgl. lat. *tum cum* im Versanfang Ovid metamm. VI 149 VIII·19 XIII 592 oder hinter der Hauptcäsur II 651. 756 VI 334 IX 596 (vor der Cäsur VII 364, vgl. XIII 473).

[2]) Vgl. 2. Kor 9_5 *swaswe* für οὕτως ὡς. Dagegen hat man für Joh 7_{46} zu bedenken, daß auch griech. Textzeugen das οὕτως fortlassen (gegen Streitberg's Anm. s. v. Soden I 1469).

[3]) Die Grammatiken scheinen diese charakteristische Neigung des Übersetzers nicht zu beachten, obwohl sie sich an vielen Stellen, wenn auch nicht konsequent, bemerkbar macht.

[4]) Tatsächlich heißt es in der kleinruss. Übersetzung *víruvatyme, ščo, ščó káže, stánetьsja.*

Digitized by Google

tionspause zwischen *þata* und *ei* zu gewinnen[1]). Auch hier also ist das Ohr des Goten empfindlicher als etwa das einiger Liviuseditoren, die unbedenklich zwei *quae* mit verschiedener Funktion auf einander stoßen lassen: XLV 25 *partem cum Philocrate renuntiare Rhodum legationem placuit, partem cum Astymede Romae subsistere, quae quae agerentur sciret certioresque suos faceret*[2]).

Es gereicht der hier vertretenen Auffassung gewiß nicht zum Nachteil, daß nun alle got. „daß"-Sätze in éine Reihe rücken, einschließlich der konsekutiven Nebensätze mit einführendem *swaei*. Denn daß in dieser Verbindung ein demonstrativisches und ein relativisches Element enthalten ist, sogut wie in *swaswe*, kann doch im Ernste Niemand bezweifeln. Lc 3_{23} wird dies *swaei* ganz unabhängig von der Vorlage zu Hilfe genommen, um einen griechischen Partizipialsatz wiederzugeben[3]): *ὢν ὡς ἐνομίζετο υἱὸς Ἰωσήφ swaei sunus munds was Iosefis*. Seine Zusammensetzung aus *swa* und *ei* bringt eine andere Stelle gut zur Anschauung: 2. Kor 8_{13} *οὐ γὰρ ἵνα ἄλλοις ἄνεσις ni swa auk ei anþaraim iusila*. Bernhardt vergleicht Gal 2_9.

Damit gewinnen wir zugleich den Anschluß an die altnord. Syntax, die *sváat* und *þvíat, af (fyrir) því at* neben einander zuläßt[4]). Es entsprechen sich an den betreffenden Bibelstellen

þvíat und *duþe ei* Lc 1_{18}, *in þizei* Mc 4_5,
af því at und *duþe ei* Lc 2_4, *in þammei* 10_{20}, *in þizei* 19_{44}, *bi þatei* 19_{11},
fyrer því at und *duþe ei* Lc 1_{20} [klruss. *za te ščo*],
til þess at „ „ „ Mc 4_{21} [klruss. *na te . . ščo*],
vegna þess at „ „ „ 2. Kor 3_{13} (Eph 6_{22}),
fyrer þat, at und *in þizei* Lc 18_5,
efter þad, er und *afar þatei* Mc 1_{14},
eigi af því, at und *ni þeei* Joh 12_6.

Überall können die nord. Parallelen fast unmittelbar als grammatische Interpretation der gotischen Nebensatzeinleitung dienen.

Die Tatsache, die ich nun wohl als erwiesen ansehen darf,

---

[1]) 2. Thess 3_4 fand der Übersetzer den gleichen Text vor. Hier half er sich (nach *gatrauan* als regierendem Verbum) durch *ei þatei* [klruss. wieder *ščo ščó*]. Aber *galaubjan* kommt nur mit *þatei* vor (17 mal). Streitberg Elementarbuch § 354, 2. — Vgl. auch 1. Kor 10_{20}.

[2]) Das erste *quae* ist ergänzt (dafür *qui* Gron.).

[3]) Vgl. Rom 9_{20} *σὺ τίς εἶ ὁ ἀνταποκρινόμενος τῷ θεῷ þu hwas is ei andwaurdjais guda?*

[4]) Heusler Altisl. Elementarbuch[2] § 476.

Digitized by Google

daß die die Konjunktion *þatei* bildenden Elemente noch zur Zeit des Ulfilas in ihrem ursprünglichen Werte gefühlt werden konnten, zwingt nicht zu dem weitergehenden Schlusse, daß sie so auch immer gefühlt werden mußten. Die Möglichkeit einer gewissen Erstarrung wird schon dadurch angezeigt, daß *fraþjan, gaumjan, gatrauan* neben der ihrem sonstigen Gebrauch entsprechenden Nebensatzeinleitung *þammei* auch schon das eigentlich inkorrekte *þatei,* z. T. sogar häufiger, zulassen [1]). Auch sonst finden wir Gegensätzlichkeiten in der Behandlung des *þatei* selbst. 2. Kor 5_1 wird *þatei* durch *ei* wieder aufgenommen, aber Joh 13_{29} *ei* durch *þatei,* was nur möglich war, wenn hier *þatei* schon ganz als einheitliche Form ohne waches Bewußtsein ihrer Entstehung empfunden wurde. Rom 14_{18} wird *τοῦτο . . . τὸ μὴ τιθέναι* durch *þata . . ei ni satjaiþ* reflektiert (ähnlich Eph 4_{17}); dem entspricht die Wiedergabe von *τοῦτο . . . ὅτι* durch *þata . . ei* 2. Kor 10_7 2. Tim 3_1. Demgegenüber aber heißt es Lc 10_{11} 2. Kor 10_{11} Eph 5_5 Phil 1_{25} für dasselbe *τοῦτο . . . ὅτι* vielmehr *þata . . þatei.* Besonders anschaulich wird die Zulässigkeit beider Ausdrucksformen durch die rasch auf einander folgenden Verse 2. Kor 10_7 und $_{11}$ illustriert. Weiter hat der Übersetzer sich zweimal für *τοῦτο, ὅτι* mit einfachem *þatei* begnügt (oben S. 129), aber 2. Kor 5_{15} läßt er auch das vollere *þata, þatei* zu [2]). Damit man diesen eigentümlichen Schwebezustand nicht allzu befremdlich finde, erinnere man sich, daß das demonstrative Element in *þatainei* (= *μόνον*) ganz aus dem Bewußtsein geschwunden ist, während das kürzere *þatain* noch zur Übersetzung von *τοῦτο μόνον* Gal 3_2 ebenso tauglich ist wie zur Wiedergabe des bloßen *ἕν* Joh 9_{25} [3]).

Wer die Nummern 11—13 noch einmal im Zusammenhange überblickt, wird überall dieselbe Tendenz wirksam sehen: man erwartet nach der herrschenden Übersetzungspraxis *wileiwa; managei managa, manageins managos; wairþiþ, wairþiþ; þatei þatei;* man findet aber *wileima; manageins filu, hiuhmans managai;*

[1]) Joh 8_{27} Lc 20_{19} Mc 12_{12} Skeir VIII 23 (4 *þatei* gegen 2 *þammei*) — Skeir VII 22 (1 *þatei* gegen 3 *þammei*) — Rom 8_{38} 2. Kor 2_3 Gal 5_{10} 2. Tim 1_5 (4 *þatei* gegen 2 *þammei*). Als indifferent auszuscheiden ist Rom 14_{14} *wait jag gatraua in fraujin Iesua, þatei* usw., weil die Konstruktion durch das erste Verbum *wait* mitbedingt sein kann (vgl. 2. Kor 5_6).

[2]) Zweifelhaft ist die Stelle Joh 16_9, wo *þata* vor *þatei* gegen den griechischen Text hinzu gesetzt ist.

[3]) Dort *þatain wiljau witan* mit folgendem Fragesatz, hier *þatain wait, ei blinds was.*

Digitized by Google

gagaggiþ, wairþiþ; þata, ei þatei. Die einzelnen Glieder der Reihe stützen und erläutern sich offenbar gegenseitig. So bewährt sich auch für das Gotische, was vor Jahren Roethe in der Deutschen Literaturzeitung 1889 Sp. 1122 fürs Deutsche behauptet hat: „Gleichgiltig ist die deutsche Sprache nie oder fast nie gegen nahe Gleichklänge gewesen."

14) Der von Fraenkel o. LIII 60 zitierte und syntaktisch erläuterte ačech. Satz *kúpichu jedno pole pútníkóm hrzesti*[1]) entspricht in der Konstruktion fast genau der got. Fassung des Verses Mt 27_7 *usbauhtedun þana akr kasjins du usfilhan ana gastim* ἠγόρασαν τὸν ἀγρὸν τοῦ κεραμέως εἰς ταφὴν τοῖς ξένοις (lat. *in sepulturam peregrinorum*). Daß der Dativ *gastim* nicht bloß auf mechanischer Nachahmung des gr. Originals beruht, sondern sich auch mit echtgermanischem Sprachempfinden verträgt, lehrt die Parallele 2. Tim 2_{14} *du ni waihtai daug niba uswalteinai þaim hausjondam* (lat. *ad nihil utile est nisi ad subversionem audientium* = gr. *ἐπὶ καταστροφῇ τῶν ἀκουόντων*)[2]). Denn hier hat erst der Übersetzer den Dativ statt des Genetivs eingeführt. Für dieselbe Erscheinung finde ich einen sehr merkwürdigen Beleg in dem ahd. Glossar Rb: Ahd. Gl. I 380, 38 *ad alenda iumenta· za fuatanne fihiu.* S. Braune Ahd. Gr.[3] 201.

Die Litauer wählen Mt 27_7 statt des Infinitivs ein Verbalsubstantivum: Summa S. 224 (des Neudrucks Nitaujoj 1863) *ant pakasima sweacziamus* ~ NT v. J. 1701 *ant pakasimo swetimiems*[3]). Das entspricht genau dem got. *du uswalteinai þaim hausjondam.* Die gleiche Konstruktion ist im Slavischen beliebt. Grünenthal Arch. f. slav. Phil. XXXI (1910) 355.

15) Ich habe o. XLII 318 gezeigt, daß der Sprache des Ulfilas das westgerm. Wort für „lernen" abgeht und daß sie sich deshalb mit Umschreibungen behilft. Zu *(ga)laisjan sik* hätte ich auf die Beowulfparallele 1722 verweisen können: *Þu þe lær be þon, gumcyste ongit!* Das synonyme *ongit* steht bedeutungsgeschichtlich nicht weit ab von got. *ganiman,* das oft für *μανθάνειν* eintritt: *galaisides þuk* und *ganamt* beide = *ἔμαθες* 2. Tim 3_{14}[4]). Ihm entspricht das gleich verwendete an. *nema,* das sonst

---

[1]) Gebauer Slovn. staročeský I 494 s. v. *hrzesti.*

[2]) Behaghel Deutsche Syntax I 643.

[3]) Dagegen hat Willent 168, 4 den Genetiv: *ant laidoghima ataiwiũ.*

[4]) Vgl. Phil 4_9 *ἐμάθετε καὶ παρελάβετε galaisidedub izwis jah ganemub.* — Auch die Verbindung mit einem abhängigen Infinitiv findet sich bei beiden Ausdrücken des Lernens. Köhler Germ. XII (1867) 444.

Digitized by Google

einen großen Teil seines ursprünglichen Bedeutungsinhaltes an *taka* abgetreten hat: es heißt ganz gewöhnlich „lernen“ und wird mit der Präposition *at* konstruiert, grade so wie das got. Kompositum. Mt 9_{13} *μάθετε ganimiþ* = isl. *nemed,* ahd. *lernet* Tat. 56, 4, ws. *leornigeaþ*. Offenbar gehören *ganiman* und *nema* „lernen“ eng zusammen, und das nord. Wort hat das Präfix eingebüßt, wie Richard Vonhof, Zur Entwickelung der germ. echten Verbalkomposita im Altwestnord., Leipzig. Diss. 1905, 45 gezeigt hat. Aber die von ihm aus Heliand 3964 angeführte Parallele beweist grade durch die Umständlichkeit und die noch unverblaßte Anschaulichkeit des Ausdrucks, daß die wie eine abgegriffene Münze umlaufenden got. und nord. Wörter zusammen einen Sonderbesitz der ostgermanischen Dialektgruppe bilden. Die Berührung zwischen Got. und Nord. tritt also noch kräftiger in die Erscheinung, als ich a. a. O. betont habe. — Ich benutze die Gelegenheit, ein dort begangenes Versehen zu berichtigen. Daß got. *kann* und *wait* der Verbindung mit einem Infinitiv widerstreben, gilt ausnahmslos nur für *kann*; bei *wait* gibt es — nach J. Grimm DG IV 102 n. Abdr. und Köhler a. a. O. 440 — doch wenigstens einen Beleg für den Infinitiv, 1. Thess 4_4. Man wird aber zweifeln dürfen, ob dieser Gebrauch, der dem An. wie dem Ags. zu fehlen scheint und im Ahd. nur unzulänglich bezeugt ist [1]), wirklich echt-got. war; 1. Tim 3_5 tritt *mag,* Phil 4_{12} *lais* für *οἶδα* c. inf. ein, und dies *lais haunjan mik, lais ufarassu haban* wird durch die gleiche Konstruktion bei *galaisjan sik* gestützt (unmittelbar vor dem zitierten Vers des Philipperbriefes heißt es *ik galaisida mik ganohiþs wisan*).

16) Wie alle Germanen verbindet auch Ulfilas *wiljan* mit dem Infinitiv, sobald das Subjekt des Hilfsverbums mit dem des abhängigen Satzes identisch ist. Es muß deshalb äußerstes Befremden erregen, daß Rom 13_3 *wileis ei ni ogeis waldufni* statt des Infinitivs ein durch *ei* eingeleiteter Nebensatz eintritt, um so mehr, da der griechische Text *θέλεις μὴ φοβεῖσθαι τὴν ἐξουσίαν* keinen Anlaß zur Wahl einer abweichenden Konstruktion darzubieten scheint [2]). Angesichts dieses Tatbestandes wird man zunächst doch fragen müssen: Konnte Ulfilas überhaupt *wileis ni ogan* sagen? Zwar glaubt man diese Infinitivform allgemein und

[1]) Arth. Denecke, Gebrauch des Inf. bei den ahd. Übersetzern, Leipzig. Diss. 1880, 13. 60. Ein Fall besonderer Art, der keine verallgemeinernden Schlüsse gestattet, scheint Hel. 5935 vorzuliegen.

[2]) Köhler Germania XII (1867) 431.

Digitized by Google

ohne Bedenken erschließen zu dürfen, aber überliefert ist sie in Wahrheit nicht, und daß jedes Paradigma vollständig sein müsse, ist eine unzulässige petitio principii. Ganz gewiß will ich nicht leugnen, daß das Fehlen eines Beleges für *ogan,* wie bei den gleichfalls unbezeugten *magan skulan þaurban,* reiner Zufall sein kann. Aber es gibt doch zu denken, daß der angebliche Infinitiv *ogan* grade dort sich nicht einstellt, wo man ihn zu erwarten, ja zu fordern das allerbeste Recht hat.

Das Paradigma von *og* zeigt noch eine andere Besonderheit[1]). Sonst entsprechen sich *ni kunnands* Mc 12_{24} Gal 4_8 2. Thess 1_8 und *unkunnands* Rom 10_3 Skeir. ö., *ni witands* Lc 9_{33} und *unwitands* 2. Kor 2_{11} 1. Tim 1_{13}, aber neben *ni ogands* Lc 18_2 steht zweimal das anders vokalisierte *unagands* 1. Kor 16_{10} Phil 1_{14}. Daß die komponierten Formen altertümlicher sind als die Verbindungen mit *ni,* scheint mir selbstverständlich zu sein. Dann aber ist der Schluß kaum von der Hand zu weisen, daß in *unagands* sich auch eine ursprünglichere Vokalisation erhalten hat als in dem mit *og* ausgeglichenen *ogands.* Niemand zweifelt, daß *sloh slohum, stoþ stoþum* u. ä. ihren starren Vokalismus erst der Uniformierung eines ablautenden Paradigmas (mit *ă* in den ursprünglich schwachen Formen) verdanken. Das Gleiche kann man auch für das (von Haus aus nur im Sg. reduplizierte) *ōg* voraussetzen: aus dem einst vorhandenen Pl. **agum* mußten Partizip und Infinitiv ihren Vokalismus entlehnen, nach derselben Regel, die *kunnands kunnan, munands munan, witands witan, þaurbands* geschaffen hat; das komponierte *unagands* hat diese Entwicklungsstufe des Paradigmas festgehalten, in *ogands* ist Angleichung an den inzwischen uniformierten Indikativ *og ogum*[2]) eingetreten. Genau so verhalten sich die Kausative *af- in- usagjan,* die den alten Wurzelvokal von *agis* = gr. *ἄχος* treu bewahrt haben, zu der analogischen Neuerung in *ogjan* (vgl. *ufhlohjan*)[3]). Beim Infinitiv, dessen älteste Form **agan* nur erschlossen werden kann, scheint die Sprache der Angleichung vielmehr die Ausmerzung vorgezogen zu haben, sodaß Ulfilas ihn vorkommendenfalls durch einen konjunktionalen Nebensatz zu umschreiben genötigt war.

17) Die Verbalwurzel *an* (genauer *ani*) ist im Altind. überwiegend komponiert. Die gewöhnlichen Ausdrücke für „atmen"

[1]) Wilmanns DG III 98. Jacobsohn o. XLV 342.

[2]) Dies erschlossen nach dem Opt. *ogeis.*

[3]) Auch *farjan* (von der *e*-Wurzel *perə*) ist älter als an. westgerm. *fōrjan.*

Digitized by Google

und „Atem“ sind *prāṇiti* und *prāṇaḥ*. Zugleich heißt *prāṇiti* übertragen auch s. v. a. „er lebt“, sodaß AV XIII 3, 3 die Kausativa *mārāyati* und *prāṇāyati* einander gegenüberstellen kann. Auf die Aktionsart übt das Präverbium *pra* dabei keinen Einfluß, wohl aber *sam* in *sám āna* RV X 55, 5, für das wir die Grundbedeutung „kam zu Atem, begann zu atmen“ brauchen (vgl. gr. *ἄμπνυε* Qu. ep. 322). Es ist derselbe Unterschied, den ich zwischen lat. *amplecti* und *complecti* wahrzunehmen glaube: jenem steht seit dem Beginn unserer Überlieferung *amplexari* zur Seite, während *complexari* Jahrhunderte lang fehlt. Das heißt doch wohl: als *amplexari* geschaffen wurde, empfand man die „perfektivierende“ Wirkung des Präverbiums *com-* noch so lebendig, daß es für eine eminent „imperfektivische“ Weiterbildung unpassend erschien.

Der zitierte Ṛgveda-Vers lautet

adyā́ — mamā́ra sá hyàḥ — sám āna,

in Übersetzung: „heute kam er zu Atem (d. h. wurde lebendig), gestern ist er gestorben“ [1]) (von der *ἔνη καὶ νέα* [2]), der *luna senescens* und dem *navajaḥ śaśí*, „dem neugeborenen Monde“: *návo-navo bhavati jāyamānaḥ* RV X 85, 19). Wir werden dem ursprünglichen Sinn der Bezeichnung „Neumond“ wohl erst dann gerecht werden, wenn wir ihn fassen als *śíśuṃ návaṃ jajñānám* (RV IX 86, 36), der jeden Monat wiedergeboren wird, *jāyate púnaḥ* (X 85, 18) [3]).

Im German. haben allein die Verbalsubstantiva der Wz. *anə* eine gewisse Verbreitung: an. *ǫnd*, ags. **ǽđ* **éđ* (nur erhalten in dem abgeleiteten Verbum ndh. *œđađ*, ws. *éđian*), *orođ*, *ýst* = as. *ūst* = ahd. *unst*. Von der Verbalflexion ist nichts übrig geblieben als das einzige *uzon* des Ulfilas, Mc $15_{37.39}$ an Stelle des gr. *ἐξέπνευσεν*. Es wird also vom letzten Atemzuge gebraucht, wie ai. *sám āna* vom ersten.

Die Erhaltung des *z* in *uzon* läßt vermuten, daß es im Got. des Ulfilas nur noch das Kompositum *uzanan* gegeben hat, kein Simplex *anan* mehr [4]). Wirkt es nicht überraschend, daß das völlig isolierte *uzon* des Goten sein genaues Gegenbild findet in dem ved. Perfektum, das nach Form und Bedeutung auch in der

[1]) Hillebrandt Ved. Mythologie I 465. Oldenberg z. d. St.

[2]) Dieselbe Wortverbindung, doch mit anderer Beziehung, RV VIII 45, 25 *sánā návā ca.*

[3]) Manil. II 103 *lunae nascentis.* Claudian cons. Stil. I 219 *luna nuper nascente.* — Hor. c. s. 10 s. von der Sonne *alius et idem nasceris.* So noch rom., z. B. port. *ao nascer do sol* Mc XVI 2. [Vgl. Vergil Aen. X 275.]

[4]) Festschrift für Bezzenberger 147.

Digitized by Google

ind. Überlieferung ganz allein steht? Das erinnert an so kostbare Seltenheiten der Ulfilasbibel, wie *amsans* „Schultern“ Lc 15$_5$, *mimz* „Fleisch“ 1. Kor 8$_{13}$, *þiwadw* „Dienstbarkeit“ Gal 4$_{24}$, die alle nur durch einen einzigen Beleg gesichert und innerhalb der germ. Sprachen ohne jede Parallele, ihre sprachgeschichtliche Erhellung der Reihe nach durch ai. *áṃsaḥ māṃsám devatvám* erfahren: selbst die Akzentlage der ind. Formen spiegelt sich, wie man weiß, in der got. Konsonantengestaltung treulich ab. Im Zusammenhange damit mag noch einer merkwürdigen Zufallsfügung gedacht werden, die Mc 2$_{21}$ in dem Satze *ni manna plat fanins niujis siujiþ ana snagan fairnjana* zwei *iu*-haltige Wörter ganz verschiedener Entstehung unmittelbar zusammentreffen ließ. Erst wenn man sie ins Altind. transskribiert, tritt der ursprüngliche Unterschied zu Tage: *navyasya sīvyati.*

18) Braune § 213 und Wrede § 219 haben die got. Pronominaladverbien übersichtlich in einer Tabelle vereinigt. Ein Blick auf diese Tabelle zeigt, daß dort eine Lücke ist, wo man die Entsprechung zu an. *heđan,* ags. *heonon,* as. *hinan,* ahd. *hina,* d. h. die ablativische Ergänzung zu got. *her* und *hidre* erwartet. Wie sie auszufüllen ist, lehren folgende Stellen:

Lc 4$_9$ *wairp þuk þaþro dalaþ:* gr. *ἐντεῦθεν,* lat. *hinc,* isl. *her ofan af,* ws. *heonun,* as. *hinan* Hel. 1085, ahd. *hina* Otfr. II 4, 79

Joh 7$_3$ *usleiþ þaþro:* gr. *ἐντεῦθεν,* lat. *hinc,* ags. *heonon,* ahd. *hina* Tat. 104, 1

Joh 14$_{31}$ *gaggam þaþro:* gr. *ἐντεῦθεν,* lat. *hinc,* ws. *heonon,* ahd. *hina* Tat. 166, 4.

Anders Lc 9$_4$ *in þanei gard gaggaiþ, þar saljiþ jah þaþroh usgaggaiþ:* gr. *ἐκεῖ* und *ἐκεῖθεν,* lat. *ibi* und *inde,* isl. *þar* und *þadann.* Das entspricht der bekannten Funktion des Demonstrativstammes *þa-,* auf ein Relativum hinzuweisen.

Rein anaphorisch, auf etwas Erwähntes rückverweisend ist das vom Übersetzer selbständig eingeführte *þaþro* Lc 4$_{29}$ *du afdrausjan ina þaþro* nämlich von dem eben genannten Gipfel des Berges: in der isl. Bibel steht ganz entsprechend *þar afframm.* Dieselbe anaphorische Bedeutung hat auch das häufig gebrauchte temporale *þaþroh* (= *τότε, ἔπειτα, εἶτα*).

Zweideutig ist an sich die got. Fassung Joh 18$_{36}$ *þiudangardi meina nist þaþro:* gr. *ἐντεῦθεν,* lat. *hinc,* as. *nis min riki hinan* Hel. 5221 (5213, vgl. 2653), ahd. *nist min rihhi hinan(a)* Tat. 195, 4 Otfr. IV 21, 23, aber isl. *þadan* (offenbar anaphorisch auf das vorhergehende *af þessum heime [ἐκ τοῦ κόσμου τούτου, de*

Digitized by Google

mundo hoc] bezogen). Doch haben wir keinen Grund hier Ulfilas in Gegensatz zu dem eindeutigen *ἐντεῦθεν* seiner Vorlage zu bringen.

Es ergibt sich also, daß got. *þaþro* doppeldeutig ist: „von hier" und „von da". Die Wbb. nehmen von der ersten Bedeutung keine Notiz: sie verdunkeln den Tatbestand, indem sie das got. Adverbium auch dort, wo es einem gr. *ἐντεῦθεν* entspricht, gegen den offenkundigen Wortsinn mit „von da, daher" übersetzen. Nicht die Etymologie, sondern der Sprachgebrauch entscheidet über die Bedeutung eines Wortes. Man sollte endlich auch aufhören, dem got. Zeitwort *kiusan* ganz willkürlich die Bedeutung „wählen" (das ist in dieser Sprache vielmehr *waljan*) anzudichten: es heißt immer nur „prüfen", *δοκιμάζειν* (daneben das Kausativ *kausjan* auch „kosten", *γεύεσθαι*). Auch *tiuhan* bedeutet nur „führen" (*ἄγειν*), nicht „ziehen". Daß *waurms* = *ὄφις serpens* ist, zeigen Lc 10_{19} 2. Kor 11_3; ob es zugleich auch den „Wurm" bezeichnet hat, weiß Niemand, sollte aber auch Niemand ohne Grund zu bejahen wagen.

Nachtrag zu S. 116f.

Wie Ovid *stivave*, so hat Vergil Aen. X 93 *fovive.*

Berlin. Wilhelm Schulze.

Lit. *kudokiu.*

In Szyrwids Dictionarium hab ich eine merkwürdige poln.-lit. Gleichung gefunden, die ich dann bei Miklosich, Berneker, Trautmann, Brückner vergeblich gesucht habe:

Gdaczę. Glocido gluctio. *kudokiu.*

Gdakanie. Singultus glocidatio. *kudokimas.*

Daraus ergibt sich ein slav. Paradigma *kъdačǫ kъdakati* (čech. *kdákati,* Gebauer Slovn. s. v.) und ein lit. *kudokiu kudokti*: beide lassen sich wohl nur auf der Entwicklungsstufe des Urslav. mit einander vereinigen. — Dazu weist mir Dr. Senn nachträglich aus Juškevič, dessen 2. Teil mir bei der Niederschrift nicht zugänglich war, allerlei moderne Nebenformen wie: *kudákoti kudakúˊti kudekúˊti* nach. Dort ist auch S. 268 das Zeugnis Szyrwids berücksichtigt. Aus eigenen Sammlungen belegt Dr. Senn noch *vištà kuddkina* bz. *kuddkoja.* W. S.

Digitized by Google

Tabak trinken[1]).

Den Rauch schlürfen, saugen oder trinken ist die ursprüngliche Bezeichnung für das medizinische Rauchen im Altertum. Ob aus dem Rohr (*fistula, harundo,* u. a.) Flüssigkeit oder Rauch in den Mund gebracht wird, heißt es *bibitur* bzw. *καταπίνεται* oder *hauritur*; z. B. verordnet Plinius als Mittel gegen Schwindsucht den Rauch trockenen Mistes eines mit Grünfutter genährten Ochsen *harundine haustus* (Nat. Hist. 28, 230). Ebd. 21, 116 ... *florum odorumque generi est magnus usus in medicina quod ad cypiron attinet, Apollodorum quidem sequar, qui negat bibendum,* 26, 30 *fumus per harundinem haustus et devoratus veterem sanare dicitur tussim.* Marcellus Empiricus 16, 101 *calamus inseri* (in das wohlzugedeckte Gefäß) *per quem umor vel fumus caloris hauriatur*[2]).

Haurire ist auch das sakrale Wort für die Verwendung der *fistula* bei der Darreichung des Abendmahls. Als nämlich durch die Lehre von der Transsubstantiation die Vorstellung herrschend wurde, daß der Wein Christi Blut ist, mußte verhütet werden, daß ein Tropfen der geheiligten Flüssigkeit entweiht werde oder verloren gehe. Daher das Gebot, daß der Priester den Bart ablege, damit nichts daran hängen bleibe; daher wurde dem Kelch und der Patene — in gleicher künstlerischer Ausführung — die Fistula zugefügt[3]), die besonders bei hohen Kelchen auf dem Grund angelötet war (*fistula ferruminata* oder *fistula nasi*), *cum episcopi sanguinis effusionem ob incultioris populi rusticitatem merito timerent.* Der Gebrauch der Fistula kam erst wieder ab, als die

---

[1]) Durch die anregende Zusammenstellung o. LIV S. 158 kam ich erst auf die Miszelle o. LII S. 302, die mir durch eine Verkettung von Umständen entgangen war. Seit dem Sommer 1924 liegt meine Untersuchung über dieses Thema, Kap. 26 einer größeren Arbeit über Tabakwörter, abgeschlossen in Rotterdam, wo sie unter dem Titel „Tabak-Trafik" in *„De Spiegel van Handel en Wandel"* 1924 November ff. erscheint. Die folgenden Ausführungen sind zum Teil diesem noch ungedruckten Kapitel entnommen.

[2]) Vgl. noch Keune, Über antikes Rauchen, Correspondenzblatt der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie, Urgeschichte, 1902, S. 25ff. und Hans Lamer, Das Rauchen im Altertum (Sokrates VI S. 47ff.), wo noch auf andere Beispiele hingewiesen wird. Lamer hat sicher mit seiner Vermutung recht, daß Strabo 7, 296 von den Mysern nicht *καπνοβάται*, sondern *καπνοπόται* (Rauchtrinker) gesagt haben wird (S. 52).

[3]) Vgl. Franz Xaver Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer 1882, und Rohault de Fleury, *La messe* IV S. 182ff. und Tafeln 316, 338, 319.

Digitized by Google

Lehre von der Konkomitanz siegte, die Anschauung, daß im Brot als dem Leibe des Herrn sowohl Fleisch als Blut enthalten sei, weshalb dem Laien das Brot allein gereicht wurde. Dadurch war die Gefahr der Entweihung durch Vergießen nicht mehr vorhanden. Statt *fistula* gab es noch andere Bezeichnungen: *harundo, canna, scypho, pugillaris* (vom Schreibrohr her). Für die moderne Sprachforschung ist aber die wichtigste *pipa,* eine vor dem 6. Jahrhundert[1]) nicht vorhandene Neubildung zu *pipire, pipare* als „Gegenstand, womit ein zirpender, piepender Ton erzeugt wird", dünnes Rohr, Rohrhalm. *Pipa* ist zuerst 838 belegt, eben in der kirchlichen Bedeutung. Markgraf Everardus von Friaul, Schwiegersohn Ludwigs des Frommen, vermacht dem Kloster Cisoin in Flandern unter anderen Meßgeräten eine *pipa aurea*[2]). Es ist das Saugrohr („*fistula, qua sanguis dominicus hauriebatur*" Du Cange), das dann zu sehr erweiterter Verwendung kommt als „Faßhahn", „Pipe" u. a.[3]). Es bewahrt die musikalische Bedeutung: frz. *pipe,* engl. *pipe,* dt. *Pfeife,* bleibt aber zur Bezeichnung des Saugrohrs im medizinischen Gebrauch; z. B. in England, 14. Jahrh.[4]): *make a pipe þat haþ a wyd hende* (also eine Art Trichter) *and holt hit ouer þe smoke þat may rounse þorwe þe pipe into þy teyth.*

Wie nun der Genuß des Tabakrauches in Europa aufkam, wurden die Wörter *pipa*[5]) und *haurire* dabei verwendet, so daß eine gerade Linie vom *haurire* des Plinius zu der Sprachgepflogenheit der Gelehrten im 16. Jahrh. führt. Bei der Beschreibung des amerikanischen Wunderkrautes wird *haurire, sorbere, sugere, attrahere* verwendet: Conrad Geßner an Theodor Zwingger[6])

---

[1]) Sie fehlt in den Scripten des ThLL. Freundliche Mitteilung von Dr. Bulhart.

[2]) Joh. Evang. Stadler, Vollständiges Heiligenlexikon.

[3]) Die ziemlich weit verzweigte Entwicklung vgl. in „Tabak-Trafik" a. a. O. Kap. 25 „Pfeife" (noch nicht erschienen). Mit der doppelten Bedeutung von frz. *pipe* spielt die Wendung *fumer une pipe neuve* „sich betrinken" (vom neuen Faß = vom jungen Wein).

[4]) G. Henslow, Medical works of the fourteenth Century, London 1899, S. 8, bei Leo Wiener, Africa and the Discovery of America, II, 1922, S. 121.

[5]) Vgl. ein altes deutsches Beispiel, die 1579 in Basel erschienene Übersetzung von Benzoni, Historia del mondo nuovo (Venedig 1565), Der newen Welt und Indianischen Königreiche newe unnd wahrhaffte History . . . in das Teutsche gebracht durch Nicolaus Höniger von Königshofen an der Tauber: . . . wicklen es in eyn Blatt desselbigen Krauts in form unnd Gestalt eyner Pfeiffen oder rundes Rohr usw. Aus anderen Sprachen vgl. weiter unten.

[6]) Epistolarum medicinalium C. G. . . libri III, Zürich 1577. S. 113v.

Digitized by Google

26. Nov. 1565: ... *semina herbae ... cuius folie particula mandentem solum ... aut fumum haurientem, subito inebriat,* an Occo 5. Nov. 1565[1]): *fumus ex foliis ... rosmarini siccis .. semel nuper a me ore aperto haustus inspiratusque naribus ... profuit.*

Matth. de Lobel, Stirpium adversaria nova 1570 S. 272 *infundibulum*[2]) *ex quo hauriunt fumum Indi et naucleri,* Clusius-Monardes Simplic. Medicamentorum ..... historia 1574, S. 309 *tabaci fumum hauriunt,* Camden, Annales rerum Angl. et Hibernic. regnanti Elisabetha, 1585 (London 1615) S. 143 *fumum per tubulum testaceum hauriunt,* Jacob I, Misocapnus[3]) 1604 *nunquam hausturos fuisse nostrates hunc fumum, si illis hauriendi causa apud barbaros innotuisset.*

Wilhelm von Mera schreibt an Johannes Neander 1621[4]): *apud nostrates herba diu cognita fuit, modum tamen hauriendi fumum per infundibula, vel contorta folia, ut Petrus Pena*[5]) *describit, nunquam videram ante annum* 1590. *Cum Lugduni Bataviorum medicinae operam darem, tum primum animadverti studiosos Anglos et Gallos fumum sugentes, quos cum imitari vellem .. excitavit mihi magnam commotionem alvi et ventriculi.* Johannes Neander[6]) selbst: *Scythas .. fumo hausto haut aliter quam e poto vino madidos fieri,* ebd. *suffitum tabaci haurire solebant ad exstasim excitandam* usw.

Die lateinischen Übersetzungen der berühmten Reisebeschreibungen, herausgegeben von Theodorus de Bry[7]), geben: Benzoni (vgl. unten) IV S. 117 *tantum fumi sorbent.* Thomas Hariot[8]) 1586: *the leaves thereof* (des Krautes Uppowoc = Tabak) *being dried and brought into pouder, they use to take the fume or smoake thereof, by sucking it thorow pipes made of clay, into their stomacke and head,* S. 364 *we ourselves, ... used to sucke it after their manner.*

Sugere ist sogar produktiv: 1628 widmet Raphael Thor[9]) seinen

---

[1]) Ebd. S. 80r.

[2]) Der „Trichter" ist die Form der Urzigarre. Vgl. „Tabak-Trafik" Kap. 2 (a. a. O. 1924 Dez.) und Kap. 20 (ebd. 1926 März ff.).

[3]) Sereniss. et pot. princ. Jacobi I regis Angliae Opera regia, 1689 S. 96.

[4]) Johannes Neander, Tabacologia, hoc est Tabaci seu Nicotianae descriptio, Lugd. Bat. 1621, S. 212. [5]) De Lobels Mitarbeiter, vgl. oben.

[6]) Ebd. S. 43. [7]) Peregrinationes, Frankfurt 1590.

[8]) Servant to Sir Walter Raleigh, A briefe and true report of the new found land of Virginia (R. Hakluyts Principal Navigations vol. VIII, Extra Series 1904) S. 363.

[9]) Joh. Ad. Bernhard, kurtzgefaßte Curieuse Historie deren Gelehrten, 1718 S. 282ff: Von gelehrten Tobackschmauchern.

Digitized by Google

Hymnus Tabaci *omnibus Paeti-Sugis* = allen Petumsaugern[1]) = d. h. allen Rauchern. Die Bezeichnung „saugen" „schlürfen" entspricht durchaus dem Sachverhalt. Wenn das Persische von „Rauch trinken" spricht, so ist nicht „die Flaschenform des Nargileh"[2]) das Maßgebende, sondern die Tatsache, daß der über einen Wasserbehälter geleitete Dampf aus dem langen Rohr *gesaugt — getrunken* wird. Einer, der ersten Beschreiber der amerikanischen Rauchsitte, Jacques Cartier[3]), sagt: *ilz ... font poudre de ladicte herbe et la mettent en l'ung des boutz dudict cornet* (aus Stein oder aus Holz), *mettent un charbon de feu dessus et sussent par l'autre bout, tant qu'ilz s'emplent le corps de fumée, tellement qu'elle leur sort par la bouche et par les nazilles comme par un tuyeau de cheminée* usw.[4]). Und einer der letzten, der sicher nicht sprachlich unter irgend einem Einfluß steht, Ratzel, berichtet aus dem Hinterland des Kamerun, daß die Eingeborenen den in ein Pflanzenrohr eingeschlossenen Rauch *schlürfen*[5]). In der brasilianischen Tupisprache verzeichnet Jean de Léry, Histoire d'un voyage[6]) fait en la terre du Brésil autrement dite Amérique, 1578: *pytuma* (vgl. *petum*) *piti* Tabak (bzw. Zigarre) saugen. Im Guarani ist *pety* Tabak, *apetÿu* Tabak trinken[7]). Das Portugiesische und das Spanische übernahmen daher *pitar* saugen, das wie *chuchar, chupar* (zu frz. *sucer,* wiener. *(t)sutzeln*) von „saugen" in „rauchen" bzw. „trinken" übergeht, ptg. *chupistar* süffeln, betrinken. Von Kuba verzeichnet Pichardo[8]) *chupar un tabago* als

---

[1]) *Petum* eine der amerikanischen Bezeichnungen für die Tabakpflanze, die schon im 16. Jahrh. nach Europa kam und die einzige, die hier Wurzel faßte. Vgl. Tabak-Trafik Kap. 8 (1925 Mai). Die Portugiesen brachten sie nach Ostasien, daher chin. *hun,* türkisch *tütün,* das nach Rumänien drang: *tutun.*

[2]) WB der rumänischen Akademie unter *beá.*

[3]) Bref recit et succincte narration de la navigation faite en 1535 et 1536 aux iles de Canada, Hochlayai, Saquenay et autres. Neudruck durch d'Avezac, 1863.

[4]) Roman Pane, Columbus' Reisebegleiter auf der zweiten Entdeckungsfahrt, schildert den Mann *ubriaco dalla cogioba* (= Tabak) *che egli ha sorbita per lo naso* (Raccolta di Documenti Columbiani I S. 213). Hier ist vom Schnupfen die Rede. Ebenso Petrus Martyr Oceaneae Decades Primae liber nonus S. 23 B (P. M. ab Angleria Mediolanensis, De rebus Oceanicis et Orbe novo decades tres, Basel 1533) *absorpta per nares cohobba, sic herbam vocant inebriantem* ....

[5]) Völkerkunde II S. 336, aus Neuguinea I 242.

[6]) Kalvinistische Missionsfahrt nach Rio de Janeiro 1556—58.

[7]) Vgl. Lenz, Dicc. de les voces chilenas.

[8]) Dicc. provincial casi razonado de voces cubanas, Habana 1849.

Digitized by Google

den gewöhnlichen Ausdruck für „eine Zigarre rauchen". It. *succhiare*: Vinc. Laurefici 1613[1]) *si succhia il fumo.* Ferner ist *sorber* üblich, so daß das Dicc. de la Real Academia mit diesem Wort den Gebrauch der Zigarre erklärt (1729). El Presentado T. Tomas Ramon, Nueva Prematica de reformacion ..[2]) S. 380 ... David aß Asche als tägliche Nahrung (Psalm 101) *y los no buenos para descalçallo no se hartan de trayar humo y sorber Tabaco,* 353 *aplicando el polvo a las narizes com los dedos .... o encendido con fuego, tirando*[3]) *por la boca el humo sugo.* Andere Beispiele für *attrahere*: Jean de Léry (bei de Bry S. 201, vgl. oben) *fumum attrahunt,* Benzoni a. a. O. I fol. 54 *tirano il fiato a loro onde quel fumo va in bocca, in gola et nella testa ...,* in der oben S. 139 Anm. 5) erwähnten deutschen Übersetzung *etlich aber ziehen den Rauch nur so lang jn sich* .. Jobson, The golden trade (Discovery of the river Gamba), London 1623 S. 125 *they draw their smoake where of they are great takers*[4]), Strachan, De la Culture du tabac dans l'Isle de Ceylan 1702[5]), *en tirant la fumée.*

Frz. *humer*: Jean de Léry a. a. O. Kap. 13 S. 212 *ils ... en hument la fumée,* André Thevet, Cosmographie universelle 1575, II 926[b] *en humant la fumée par la bouche et la rendant par le nez.* Hier reiht sich auch das deutsche *einschlucken* ein: (1587) *eyn neue Art von ausgelassenheyt ... alss da ist dass ausblassen von rauch, wenn sie eynschlukken und gar jämmerlich gesichte ziehen* usw.[6]).

Aus dem letzten Viertel des 16. Jh.'s stammt die Schilderung eines Ungenannten: *Die soldatt ausm spansch lant .... fressen feuer sambt deme rauch*[7]).

Sehr gebräuchlich sind überall die allgemeinen Wörter: *nehmen, „einnehmen".* So schon in mittelalterlichen Texten:

---

[1]) Die Reisebeschreibung des it. Geistlichen V. Laurefici durch Deutschland nach England 1613, Archiv für Kulturgeschichte II S. 29ff.; vgl. Tabak-Trafik Jan. 1925.

[2]) *Contra los abusos de los afeytes, calçado, guedejas, guarda-infantes .... y excesso en el uso del Tabaco,* Zaragoça 1635. Eine heitere Kapuzinerpredigt.

[3]) Vgl. die o. LII 302 angeführten Beispiele für „ziehen" aus dem Suaheli, Neupers. und Neugriech.

[4]) Bei Wiener a. a. O. II 128.

[5]) Bei Fermond, Monographie du Tabac, S. 253.

[6]) Vgl. Tabak-Trafik 1924 Dezember.

[7]) Bei Ed. Maria Schranka, Der Tabak im Kriege, 1915, ohne nähere Quellenangabe.

Digitized by Google

12. Jh. Flos Medicinae I 509[1]) *per embotum*[2]) *fumum cape.* Span. *tomar.* Columbus' Reisetagebuch vom 6. Nov. 1492: die Leute, denen sie begegnen, hatten *un tizon*[3]) *y yerbas para tomar sus sahumerios*[4]). Fernandez de Oviedo y Valdes, La historia general de las Indias 1535, L. V Kap. 2 *tomavan el aliento y humo para si* . . . Lopez de Gomara, Historia de las Indias I S. 199 *toman el humo.* Im Dicc. de la R. Ac. wird das neue Wort *fumar* 1732 erklärt: *tomar tabaco de hoja.* Frz. *recevoir, prendre*: André Thevet, Les singularitez de la France antarctique 1558 *en reçoivent la fumée par le nez et par la bouche; prendre* wird noch Ende des 17. Jh.'s für „rauchen" gesagt. Polizeierlasse von 1666[5]): *ceux chez lesquels se prend et se consomme le tabac,* und 1681 . . . *la liberté de prendre du tabac en fumée.* Erst als *fumer* für „rauchen" aufkommt, erlangt *prendre* die Sonderbedeutung „schnupfen"; *priser* (Neubildung von *prise*) ist nicht alt belegt. In seiner 1585 verfaßten Chronology of England berichtet Harrison aus dem Jahr 1573 über *the taking-in of the smoke of . . . Tabaco.*

Zugleich mit dem Ausdruck „saugen", „schlürfen" kommt die Bezeichnung der „Trunkenheit" durch den Tabakgenuß in den Vorstellungskreis der Europäer. Roman Pane a. a. O. S. 219 *ubriaco dalla cogioba,* Benzoni, Hist. del nuovo mundo 1565 (in de Bry I S. 117) . . . *seque fumo inebriant,* Lopez de Gómara a. a. O. *borrachos e encalabrinados con humo de cierta yerba,* Joh. Neander, Tabacologia, Leyden 1622, S. 45 . . *hoc fumo inebriati et sensus impotes facti* u. v. a. Konnte man von der Bezeichnung „schlürfen" schon leicht zu „trinken" kommen (wie es bereits im Altertum geschehen war), so half die Auswirkung der *Trunkenheit*[6]) sicher mit, statt „schlürfen" *„trinken"* zu sagen. Dieser Bezeichnungswechsel findet sich in den germanischen Sprachen, in den romanischen fehlt er. Inwiefern und auf welche Weise die osteuropäischen und asiatischen Belege, die in dieser Zeitschrift LII S. 302, LIV S. 158ff. und von Hans Lamer

[1]) S. de Renzi, Collectio Salernitana I 509 ff. und öfters. Bei Wiener a.a.O. I 139.

[2]) *embotum* latinisierend aus einer von *buttis* (sp. *botijer* usw.) abgeleiteten Form, während sp. *embudo,* prov. cat. *embut* < *imbuere,* vgl.: „Zu Leo Wieners Africa usw. im Anthropos" (im Erscheinen).

[3]) Ein (brennendes) Scheit = die Rauchrolle von außerordentlicher Größe.

[4]) Scritti di Christoforo Columbo (Raccolta di documenti e studii pubblicata dalla Real Commissione Columbiana I.

[5]) De la Mare, Traité de la Police I S. 146

[6]) Vgl. auch hierzu die alten Schriftsteller, z. B. Herod. I 202 *μεθύσκεσθαι τῇ ὁδμῇ, κατάπερ Ἕλληνας τῷ οἴνῳ.*

Digitized by Google

in Sokrates VI S. 47ff. gesammelt wurden, mit den germanischen zusammenhängen, ist eben deshalb schwer zu entscheiden, weil hier einer von den sprachlichen Vorgängen vorliegt, die überall selbständig vor sich gehen können. In Asien, wo der Rauchgenuß unabsehbare Zeit vor der Bekanntschaft mit dem Tabak eingebürgert war, kann das Rauch „trinken" genau so gut bodenständig sein wie bei uns, nur daß die Rauchsitte in Westeuropa vor dem Tabak unbekannt war, während im Osten der alte Ausdruck (wie die alte Sitte) auf den Tabakgenuß ausgedehnt wurde. Jetzt „trinkt" man im Arabischen nicht nur Tabak (*ašrib duhtan*), sondern auch die Zigarette (*ašrib sigâra*[1]), so wie im Rumänischen: neben *a beá tutun, a beá ţigare.* Im Irischen dagegen liegt die Übertragung aus dem Englischen auf der Hand, wofern nicht Iren an den ersten Entdeckungsfahrten beteiligt waren und daher die Vorstellung des Trinkens unmittelbar aus der eignen Anschauung schöpften, wie die Engländer u. d. a. selbst (: *ólaim tobac*[2]). Ob aber der Ausdruck auch älter irisch vorhanden ist, konnte ich nicht ermitteln. In England ist er schon 1593 zu belegen. John Donne[3]) Satire 1, V. 87 *one which did excel the Indians in drinking his tobacco well,* in Deutschland 1595, Morgenspraks(Amtsversammlungs)ordnung der Hamburger Tuchmacherzunft vom 18. Aug.[4]): *So schall sick ock nemand undernehmen up der Morgenspracke toback tho bruken vel weniger tho drincken* (Niemand soll wagen, in der Amtsversammlung T. zu schnupfen, geschweige denn zu rauchen). Die Belege sind sehr zahlreich; in Köln wird Anfang des 17. Jh.'s vom *Trinktubak* gehandelt, in Nürnberg erscheint das Flugblatt *„Der teutsche Tabacktrincker . ."*[5]); 1654 spricht E. Johnson von *drinking a pipe of tobacco*[6]), 1689 Robertus Knox, Ceylanische Reisebeschreibung S. 210 ... Tabak ... wird *mehr gegessen* (d. h. gekaut) *als aus Pfeifen getrunken.* In der Liedersammlung „Der Geist von Jan Trompetter"[7]) findet

[1]) Vgl. Lamer, S. 121.

[2]) Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. J. Pokorny, Berlin.

[3]) Ed. by Herbert G. C. Grierson 1912, Bd. I, S. 148. Die Satire ist möglicherweise erst 1594—95 verfaßt.

[4]) Otto Ruediger, Die ältesten Hamburgischen Zunftrollen und Bruderschaftsstatuten, 1874. Vgl. die o. LIV S. 160 herangezogene Rigasche Schafferordnung.

[5]) Vgl. für Beides der Tabak in Kunst und Kultur, Köln 1911.

[6]) New Oxf. Dict.

[7]) Allerhand lustige Gespräche .... der Kurzweil liebenden Jugend verbessert und vermehrt ins Deutsche gebracht. Zwischen 1656 und 68. Die Mehr-

Digitized by Google

sich der derbe Angriff auf das Rauchen: Ein Funckelnye Schmöckers-Leed / Up de Wyse / Eins mahls als ich Lust bekam /

1. Hœrt jů Schmöckers dissen Salm /
Da jů lath so eischen Qualm /
Gahn uth juwen Keken /
Van Toback dem legen Kruth /
Fuy spyth doch den Dreck henuth /
Lath dat eitschke schmöcken.
2. Wethen jy nich wat man recht /
In dem olden Sprickwort secht /
De Toback und Smœken /
Schall der schwaren Höllen Pyn /
Egentlyker Vörschmack syn
Jy mögt sulvst versöken.
3. Kan wol in der Höllen ock /
Geven arger Stanck und Schmok /
Als ydt plegt tho stincken /
Wenn man kůmpt in ein Gemack(t)
Dar de Schmökers den Toback
Hupenwyse drincken usw.

Während „trinken" in der Schriftsprache so sehr in Vergessenheit gerät, daß es Campe 1807 erklärt: „im niedrigen Scherz für Tabakrauchen, weil man den Tabakrauch in sich, in den Mund zieht, wenngleich nur, um ihn wieder aus demselben zu lassen", ist es in der Mundart heut noch lebendig, z. B. in Tirol und in Salzburg [1]).

Das Tabaktrinken wurde in bewußtem Gegensatz zum Weintrinken geübt. Schon Laurefici a. a. O. erzählt: *si succhia il fumo invitando il compagno come si fa ne' brindis' col vino*; das ist die Sitte des *„Zuschmauchens"*, die in den Satzungen eines 1696 gegründeten und noch heut bestehenden Tabakkollegiums in Breslau „Der Zwölfer [2])" eine Rolle spielt; es ist ein Mäßigkeitsverein, in dem jeder alkoholische Genuß verpönt und der Tabak an seine Stelle gesetzt wurde. In Hamburg ist dagegen *„Pipenklub"* (Pfeifenklub) zur Bedeutung „Stammtisch" gekommen [3]). Daß vom Tabak *trinken* zum *saufen* nur ein Schritt war, liegt im Übermaß des Tabakgenusses selbst begründet. Vgl. bei Moscherosch 1646 und

zahl der Gedichte ist nachweisbar aus dem Niederländischen. Das Gedicht wurde mir gütigst durch Prof. Dr. Agathe Lasch, Hamburg, mitgeteilt.

[1]) Ludwig Hörmann, Genuß- und Reizmittel in den Ostalpen (Zeitschr. des Deutschen und des Oesterr. Alpenvereins 1912) S. 94.

[2]) Vgl. Tabak-Trafik, 1925 Jan.

Digitized by Google

bei anderen. Im Dänischen ist *drikke tobak* im 17. Jh. belegt [1]), im Schwedischen *dricka* oder *supa tobak* um 1700 bei Lucidor [2]).

Wie alt der Gebrauch von *Tabak trinken* im Niederländischen ist, konnte ich nicht ermitteln. Obzwar eine große Reihe von Rauch- und Tabakwörtern von Holland nach Deutschland kamen — der Tabakanbau in Holland begann schon 1615 — scheint aus den oben angegebenen Gründen doch eine Wanderung des Ausdrucks *„trinken"* von Holland zu uns nicht ganz überzeugend. Der weitere Bezeichnungsweg sei hier nur kurz angedeutet. Er führt zunächst, wie schon aus den Beispielen ersichtlich, über *schmauchen,* niederdeutsch *schmœken* (noch jetzt das gebräuchlichere Wort als *rooken*), engl. *to smoake,* ursprünglich nur: „dicken Rauch von sich geben". Erst in Verbindung mit der Pfeife oder der Rauchrolle bekommt es die Bedeutung „Rauch erzeugen", vgl. das oben S. 140 angeführte Beispiel bei Thomas Hariot *fume or smoake.* 1612 *a pipe of the best smoake*; 1617 erschien Richard Brathwaits Buch *The smoking Age, or the Man in the Mist: with the Life and Death of Tobacco.* Und seitdem ist *to smoke* das eigentliche englische Wort. Im Deutschen hält sich das *„trinken"* länger. Es ist z. B. noch 1692 das amtliche Wort in der Verordnung des Stadtrates von Hainburg in Niederösterreich: *Wann ein Schwab oder jemandt anderer auf der Gassen Tobäck trinken soll, daß derselbe durch den Diener soll eingesperrt werden* [3]). Es ist 1750 noch nicht ausgestorben, da es in Castellis Ital.-Dt.Wb. [4]) vorkommt, bezeichnender Weise nur im deutschen Teil: (unter Taback) — *trinken, rauchen, schmauchen: fumar* (del) *tabacco,* während unter *fumar* nur: *Toback schmauchen* steht, unter *tabacco: fumar t.* = *T. schmauchen, rauchen.*

Der erste Beleg für *rauchen* ist 1678 in der für die Bedeutungsentwicklung charakteristischen Mittelstellung zwischen Objektiv- und Subjektivverb: J. Grob, Versuchsgabe S. 30

Das rauhe Waffenvolk musz stets im rauche leben,
es rauchet wan es ficht von vielem Feuer geben,

[1]) Dahlerup, Ordbog over det Danske Sprog, København 1921.

[2]) Elof Helquist, Svensk etym., Ordbok.

[3]) Tempora mutantur. Kaum dreißig Jahre später wurde eben in Hainburg die erste staatliche (monopolisierte) Tabakfabrik errichtet. Vgl. Tabak-Trafik, Kap. 27 (noch nicht erschienen).

[4]) La Fontana della Crusca ovvero il Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano già del signor Nic. di Castelli, ora purgato, accresciuto ... da Carlo Coutelle 1749. Die erste Ausgabe erschien 1700 (mir unzugänglich), in der Dt.-Frz.-It.-Lat. Ausgabe, Frankfurt a. M. 1714 nur T. *trinken.*

Digitized by Google

es rauchet wenns Tabak, den *trockenen dolltrank sauft,*
Kein wunder, dasz es nun so gerne rauch verkauft.

Zunächst raucht der Mann, so wie der Ofen raucht, wenn der Rauch aus ihm ausströmt. Erst sehr viel später entwickelt sich die Verwendung als Objektivverb: der Mann raucht *den Tabak.* In Anbetracht dessen, daß diese Bezeichnungsweise verbunden mit der Wandlung von *„rauchen“* zum Objektivverb in allen europäischen Sprachen zur Herrschaft kommt, lag der Gedanke nahe, daß es sich um eine gemeinsame Entwicklung von einem Kulturpunkte aus handle. Grimm meinte, dieser Kulturpunkt wäre Frankreich. Im 17. Jh. ja wahrscheinlich genug. Zur Stütze könnte dienen, daß im Französischen eine ältere Bedeutungserweiterung von *fumer* zu verzeichnen ist, wonach man nicht nur sagt, *la cheminée fume,* sondern auch *la chambre fume* (ist voll von Rauch). Aus *fumer* „rauchen“ entwickelt sich schon früh „dampfen vor Zorn, vor Kummer“: Hyst. de la résurrection de notre seigneur, 15. Jh. *de douleur tout mon coeur fume; si commença à soi fumer* = zornig zu werden. Schließlich *il fume* er ist ärgerlich. (Daher erklärt sich die scherzhafte Wendung *il fume sans pipe* oder *sans tabac* für die gleiche Bedeutung.) Engadin. *què'm füna* das ärgert mich[1]). Man könnte also denken: den Kopf voll Zorn, voll Dunst (die Darstellung des Ärgers und des Zornes als Qualm, der den inneren Menschen anfüllt, ist psychologisch sehr fein.) Von da naturgemäß „voll Tabaksqualm“[2]); *il fume* er hat den Kopf voll Tabakrauch (infolge seiner Beschäftigung, den Rauch zu trinken). Hierzu kommt noch die zweite Bedeutung, die in *la cheminée fume* vorliegt. Wird der Rauch getrunken, so muß notwendiger Weise ein Teil davon wieder herausgestoßen werden. (Jean de Léry a. a. O. schildert mit Staunen, wie bei den Indianern der Rauch aus der Nase und den durchstochenen Lippen ausströmt *comme d'un encensoir*). Folglich raucht der Mann, der den *tabac en fumée* genießt, auch im subjektiven Sinn.

Dennoch ist Frankreich sicher nicht der Ausgangspunkt

---

[1]) Das Englische übernahm *to fume* in dieser Bedeutung und bildete es außerdem noch mit *to smoke* nach: 1548 *the Duke so fumed and smoked at the matter* (New Oxf. Dict.). Über *put that in your pipe and smoke it* vgl. Tab.-Traf. Kap. 26. Umgekehrt im Ital. *me la fumo* das ist mir gleichgiltig (neben: ich verdufte). Sämtliche Bedeutungen finden sich im provenzal. *fuma.*

[2]) Alle alten Tabakschriften beschäftigen sich damit, daß der Rauch ins Gehirn dringen soll (oder nicht soll).

Digitized by Google

dieser sprachlichen Wellenbewegung, zumindest nicht für die germanischen Länder. Vor allem sprechen die Jahreszahlen dagegen. Frz. *fumer* ist, so viel ich sehe, nicht vor 1664 zu belegen, bei Jean de Thévenot, Rélation d'un Voyage fait au Levant. Dem *prendre du tabac en fumée* ist dann *fumer du tabac* nachgebildet, während in *fumer une pipe* wie in den andern Sprachen die Funktion des Objektivverbes vorliegt. Zweitens aber, und hauptsächlich, ist in dem französischen Kulturkreis, aus dem die große Abwanderung von „Kulturwörtern" in alle europäischen Sprachen stattfand, gerade damals nicht geraucht worden, sondern geschnupft. Denn Ludwig XIV haßte das Rauchen und verbot es an seinem Hofe.

Etwas anders liegt der Fall in den romanischen Sprachen. Spanier und Portugiesen haben außer den schon erwähnten Ausdrücken noch andere, und zwar von Übersee, z. B. *cigarrar, cachimbar*[1]), *pitar* u. a. Span. *fumar* mit seinem *f* ist nur in Verwendung im Sinne des älteren *tomar tabaco de hoja.* Daneben steht, in der ursprünglichen Bedeutung, das alte *humear, ahumar, echar humo, despedir humo.* In allen romanischen Sprachen ist *fumar* sichtlich der „höhere" Ausdruck neben dem oder den andern schon früher vorhandenen. Das ältere Französisch kannte und die französischen Mundarten kennen noch *piper.* Im Prov. steht neben *fuma* ebenfalls *pipa* (saugen, schlürfen, rauchen, zornig sein, also in dem ganzen Bedeutungsumfang von *fuma*) und *tuba* (zu *tubo* Rauch). Auch das ältere Italienisch verwendete *pipare* und die italienischen Mundarten verwenden es noch (z. B. Mailändisch); *fumare* ist 1725 zu belegen bei Franciscus Arisi, *Il tabacco masticato e fumato,* Trattenimenti ditirambi, Milano[2]). Der älteste Beleg für *fumare* im Voc. Crusca ist von 1721, aus Muratori, Del Governo della Pesta.

Übrigens gibt es auch in den deutschen Mundarten mancherlei Ausdrücke für *rauchen,* so schweiz. *tabäkeln* (trientinisch ist *tabaccar* = prisen, in Südamerika *tabacar* jetzt „sich berauschen" vgl. oben), bair.-östr. *pucheln* zu *Puchel* = Pfeife u. a.

Aus der Zeit, als *trinken* (vgl. noch Tabak-Trafik Kap. 26) durch *rauchen* verdrängt wurde, stammt wohl das berlinische *anjeroocht* für „betrunken". Als Gegenstück zu Tabak *trinken* ergab sich damals für den Berliner Witz das *„Weinrauchen"* und

[1]) Vgl. Tabak-Trafik Kap. 25.

[2]) Zitiert nach dem mir freundlichst überlassenen Bruchstück einer Bibliographie von Prof. Dr. Herman Ullrich, Gotha.

Digitized by Google

die euphemistische Bezeichnung *anjeroocht,* wie die Pfeife, der man es ansieht, daß viel Tabak in und an ihr verqualmt ist.

Für das Niederländische bleibt noch festzustellen, wann *rauchen* zuerst aufkommt. In der ersten Hälfte des 18. Jh.'s war es jedenfalls eingebürgert, da eine Etiquette von Jan Betman [1]) aus dieser Zeit die Aufschrift trägt *Deeze en andere Soorten van Rook en Snuif Tabak.*

Wien. Elise Richter.

Ahd. *leffil.*

Daß ahd. *leffil* gleich lat. *cochlear* und *laffan* gleich *lambere* ist, wissen wir aus den Glossen (Graff II 205); daß Nomen und Verbum zusammengehören und etymologisch mit dem letztgenannten lat. Worte zu verbinden sind, lehrt der Augenschein. Die beste Illustration aber für diese Zusammengehörigkeit liefert Columba's Regula coenobialis c. 1 (Zs. f. Kirchengeschichte XVII, 1897, 220 Z. 16): *qui non signaverit coclear quo* [2]) *lambit, sex percussionibus.* Man muß sich die entscheidenden Worte nur ins Ahd. umgesetzt denken: *den leffil mit demo er leffit.*

W. S.

Ἰσμηνός.

Die Neuausgabe der Plutarch'schen Vitae hat gezeigt, daß Demetr. 45 der Euripidesvers Bacch. 5 in folgender Gestalt überliefert ist:

πάρεστι Δίρκης νάμαϑ' Ἰσμηνοῦ ϑ' ὕδωρ.

νάμαϑ' haben RKL, *νάμαι'* P, aber *τ* in ras. (also offenbar für ursprüngliches *ϑ*); G fehlt. Der Herausgeber hat aus der Euripidesvulgata (s. auch Herc. fur. 572) *νάμαι'* in den Plutarchtext übernommen. Schwerlich mit Recht. Der Boeoter Plutarch wird in Übereinstimmung mit den alten Inschriften und Münzen seines Landes den Namen aspiriert haben. Schwyzer Dial. gr. ex. epigr. 464. Head h. n.^{2} 351. Auch für Korinth und Athen ist die Aspiration in alter Zeit bezeugt. Kretschmer Vaseninschr. 31. 228. Wie Euripides den Namen ausgesprochen hat, lasse ich dahingestellt.

W. S.

[1]) A. Börner, Kölner Tabakshandel und Tabaksgewerbe, 1628—1910. Essen-Ruhr 1912. S. 28 Abb. Nr. 11.

[2]) In jüngerer Überlieferung *cocleare quod.* Vgl. dazu Mon. Germ. Scr. Merov. IV 125$_{14}$ *cocleam quam lamberent,* $_{27}$ *coclea qua* (v. l. *quam*) *christianus lambit:* gewiß ist an beiden Stellen *qua* zu lesen.

Digitized by Google

Replik zur Frage der Impersonalia.

Die Ausführungen J. E. Heydes im ersten Doppelheft des LIV. Bandes dieser Zeitschrift (S. 149ff.) zu meiner Arbeit „Das Subjekt der sogen. unpersönlichen Verben" (im 1. Heft des LIII. Bandes) veranlassen mich zu folgenden ergänzenden Erläuterungen:

1. Heyde vermißt, infolge der Vielsinnigkeit des Verbums *„sich beziehen"*, eindeutige Klarheit in meiner Erklärung, das *es* der sog. unpersönlichen Verben „beziehe sich" auf die gegebene Situation, indem er sich fragt, ob das heißen solle: das *es* „bedeute", resp. „bezeichne" die augenblickliche Sachlage, bezw. die Wetterlage, oder etwa bloß, daß dem ganzen Satz eine Situation zu Grunde liege, auf den er sich beziehe (wie es Hermann Paul aufgefaßt hat, der in seiner Syntax (III 26) meint, auch das für sich stehende Impersonale verlange das Hinzudenken einer bestimmten Situation, auf die es bezogen wird, wie etwa der Ruf *Feuer!*, weiterhin aber betont, daß das „rein formelle Subjekt" *es* mit jenem psychologischen (der Situation) nichts zu schaffen habe. Vgl. meine Anmerkung, o. LIII 35f.). Selbstverständlich kommt diese letztere Auslegung für mich nicht in Betracht; nicht daß dem Satz *es regnet* im konkreten Fall eine Situation zu Grunde liegt, wie jedem anderen, der im Zusammenhang mit einer Situation ausgesprochen wird, sondern daß unser *es* sich auf diese gegebene Situation beziehe, daß mit ihm die Vorstellung der gegebenen Situation verknüpft sei, habe ich behauptet. Das geht wohl mit unzweideutiger Klarheit aus der von mir durchgeführten Parallele der mit *das* gebildeten Sätze *(es regnet — das regnet!)* hervor, nebst der ausdrücklichen Feststellung (S. 8): „*Es* liegt die gleiche Vorstellung [nämlich die der gegebenen Situation] zu Grunde wie *das*, nur weist *das* ursprünglich außendeiktisch darauf hin, *es* hingegen nimmt darauf Bezug." (Daß Heyde diese *das*-Sätze ganz übergeht, ist merkwürdig genug!) Ich habe vermieden zu sagen: es *verweist* oder *zielt* auf die gegebene Situation, weil *es* kein hinweisendes Pronomen ist, *bezeichnet* und *bedeutet* habe ich verworfen, weil es nicht wie z. B. *Veilchen* ein mit einer Sache fest verbundenes sprachliches Zeichen ist, weil es an sich keine „Bedeutung" hat, so wenig wie jedes andere persönliche Pronomen. Diese Auffassung aber, meint Heyde, könne doch nicht bezweckt sein.

Digitized by Google

„Würde man ja dann doch zu der Ungereimtheit genötigt sein, zu sagen: *die Sachlage donnert* oder *das Wetter donnert* (und weiterhin kommt Heyde zu allem Überfluß noch zu dem Satz: *die Situation knallt*). Man ist aber nicht genötigt, solche Ungereimtheiten zu sagen! Denn es sind wirkliche Ungereimtheiten; sie gehören zu den vielen falschen Surrogaten, die in der Geschichte des *es* eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Wenn man statt ‚*es läutet*' sagt: *die Situation läutet*, so hat man an Stelle der Umwelts-Vorstellung, für die das Wort „Situation" ja nur ein Hilfsmittel der Bezeichnung ist, einen abstrakten Begriff gesetzt, an Stelle des Verbs, das eine reine akustische Erscheinung, abgelöst von jeder Ursache, bedeutet, ein Verb, das eine Tätigkeit oder einen Vorgang bezeichnet. Läuten hat je nach der Art des Subjektes einen verschiedenen Sinn: 1) *Der Glöckner läutet* (= zieht die Glocke), 2) *Die Glocke läutet* (= gibt Glockenklänge von sich). 3) *Es läutet*: die genaue Umschreibung dieses Satzes müßte etwa heißen: An der gegebenen Situation wird die akustische Erscheinung der Glockenklänge wahrnehmbar. Indem die falsche Umschreibung *die Situation läutet* gebraucht wird, tritt an Stelle des Sinnes 3 der Sinn 1 oder 2 (indem der Sinn 3 mit der „unpersönlichen" Verwendung unlösbar verknüpft ist), d. h. es wird der gleiche Lapsus begangen, wie bei der berühmten Frage *was regnet*? (vgl. S. 28 meiner Arbeit), mit welcher Erklärungsversuche, die auf dem richtigen Wege waren, ad absurdum geführt wurden. Es muß durchaus festgehalten werden, was Heyde übersieht, wenn er jene „Ungereimtheiten" bildet: mit dem „unpersönlichen" Gebrauch der Verben ist eine Bedeutungsänderung verknüpft. In Verbindung mit einem bestimmten, konkreten Subjekt bezeichnen sie Tätigkeiten oder Vorgänge, in Verbindung mit dem „unpersönlichen" *es* meteorologische, visuelle, akustische usw. Erscheinungen. Im ersten Falle ist das Verhältnis von Subjekt zu Prädikat das von Ursache und Wirkung, Urheber und Vorgang, welches kausale Verhältnis im zweiten Falle gänzlich dahinfällt; es besteht nur noch das ganz alogische, impressionistische einer Umwelts-Vorstellung zu der an ihr auftretenden Erscheinung. (Vgl. *die Blume duftet: es duftet; der Eintretende klopft* an die Türe: *es klopft* (nicht: *etwas klopft!*), *deus pluit* (erzeugt Regen, läßt Regen fallen): *es regnet* (am Wahrnehmungsbild der äußeren Umwelt tritt die Erscheinung des Regnens auf). Bei der von mir gegebenen Erklärung ist die m. W. von mir zuerst gemachte

Digitized by Google

Feststellung dieser Bedeutungsänderung des Verbs bei unpersönlichem Gebrauch ebenso entscheidend wie die Deutung der Funktion des *es* als einer Bezugnahme auf die gegebene Situation.

Ist nun der Begriff *gegebene Situation* noch genauer zu fassen? Es dürfte schwer sein, da er in jedem Einzelfall eine andere Wahrnehmungs- bezw. Vorstellungsmasse umfaßt. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Übergänge vom unbestimmten *es* zum Situations-*es* (S. 12f., S. 26) schwankend und fließend sind: jenes bezieht sich auf ein durch die Situation gegebenes Einzelnes, Individuelles, das wir wohl nennen könnten, das aber zu nennen überflüssig oder zu umständlich wäre (*es überzieht sich* = der Himmel überzieht sich); tritt nun an Stelle eines Einzelnen ein Zusammengesetztes, eine Vielheit, welche die Situation in irgend einem Sinne beherrscht, ihr den Charakter gibt, so bildet sich eben eine „Situation in meteorologischem, akustischem, visuellem, moralischem Sinne", auf welche nun *es* zielt (um „sich bezieht" zu vermeiden). *Es herbstelt:* die Situation wird gekennzeichnet durch die gegebenen Tatsachen des rauhen Windes, des Entfärbens der Bäume; des Raschelns der Blätter usw. usw., das Verb bezieht sich aber nicht auf die einzelne Sache: nicht der Wind herbstelt, nicht die Blätter, am wenigsten die Situation, sondern an der durch jene Tatsachen charakterisierten Situation wird das Phänomen des Herbstelns wahrnehmbar.

2. Dieser Sachverhalt ist nun, wie ich in meiner Arbeit verschiedentlich betont habe, von mehreren geahnt, von einigen teilweise erkannt worden, wenn auch ihre Formulierungen sich nicht durchzusetzen vermochten (S. 13; S. 17). Wenn die Logiker unter dem *es* verstanden haben wollten *die unbestimmt vorgestellte Totalität des Seienden oder einen Teil derselben* (Überweg), *den allumfassenden Gedanken der Wirklichkeit* (Lotze), die *unbestimmte Allgemeinheit der Wahrnehmungswelt* (Prantl), die *konkrete Wirklichkeit* (Schuppe), so waren das ungeschickte abstrakte Begriffsbildungen für eine konkrete und in jedem Fall andere Vorstellungsmasse; und es war ebenso leicht wie töricht, sie, wie es geschehen ist, ad absurdum zu führen durch Bildungen wie: der „allumfassende Gedanke der Wirklichkeit klopft", die „unbestimmt vorgestellte Totalität des Seienden klopft" usw. Daß bei diesen philosophischen Formeln aber der psychologische Vorstellungsinhalt, den ich mit „gegebener Situation" bezeichnet habe, vorschwebte, wird wahrscheinlich, wenn Lotze z. B. *es blitzt* umschreibt mit „*das Sein ist (jetzt) blitzend*", was unserer Erklärung

Digitized by Google

(an der gegebenen [visuellen] Situation ist das Phänomen des Blitzens wahrnehmbar) nahekommt, oder wenn Schuppe, wie angeführt (S. 13), *konkrete Wirklichkeit* auch auf innere Regungen, auf die „*Wirklichkeit der inneren Welt*" beziehen will.

Auf eine bedeutungsvolle Arbeit, die der meinen streckenweise parallel geht, und, wenn sie auch nicht deren spezielle Resultate (des „es" als Situations-*es* und der Bedeutungsänderung des Verbs bei „unpersönlichem" Gebrauch usw.) vorausnimmt, sie doch in einen weiteren Zusammenhang einreiht und die darin zutage tretende Tendenz als eine auch weiterhin bemerkbare Grundhaltung der Sprache erkennt, macht mich deren Verfasser, der Genfer Sprachforscher Charles Bally persönlich aufmerksam [1]). Bally erkennt zwei psychologische Einstellungen gegenüber den Erscheinungen der Außenwelt: eine „impressionistisch-phänomenistische" und eine „kausale oder transitive". Er charakterisiert die erstere folgendermaßen: „Tantôt l'esprit reste attaché de préférence à l'impression initiale et s'y absorbe; tout ce qui se passe dans le monde extérieur et chez le sujet pensant se présente sous la forme de faits purs et simples, même lorsque la cause peut en être atteinte spontanément; et si cette cause est aperçue, elle reste indéterminée" usw. Die zweite: „Tantot au contraire la pensée se porte d'instinct vers la recherche de la cause et de l'effet; le phénomène évoque l'idée d'un *agent* produisant *une action transitive*, propre à affecter un objet, un *agi*" usw. Beide Einstellungen will Bally nun u. a. bei den unpersönlichen Verben beobachten und zwar am gleichen Beispiel: von *il tonne* schreibt er: „Dans le cas particulier, *il* peut désigner soit *l'état* général du ciel, caracterisé ensuite par le sens particulier du verbe (il pleut = „le temps est pluvieux"), c.-à.-d. l'affirmation de *l'existence* d'un phénomène special (il pleut = „il y a de la pluie"), soit un *agent* inconnu et indéterminé, que la conscience pose devant elle comme un point d'interrogation (il pleut = „cela produit de la pluie, il fait de la pluie"); malgré l'indétermination du sujet, le verbe exprime alors une *activité*, et même une *action* susceptible de devenir transitive."

Es erhellt ohne weiteres, daß jener erstere Passus über die impressionistisch-phänomenistische Tendenz genau die Charakteristik der Einstellung enthält, die unserer Auffassung und Er-

[1]) Charles Bally, Impressionisme et Grammaire in „Mélanges d'histoire littéraire et de philologie offerts à M. Bernard Bouvier" (pag. 261—79), Genève. Sonor, 1920.

Digitized by Google

klärung der sog. unpersönlichen Verben zu Grunde liegt: jedes Agens fehlt, jedes kausale Verhältnis fällt dahin, die Erscheinung wird lediglich konstatiert an der gegebenen Situation. Ebenso ist einleuchtend, daß die erste Auslegung von *il tonne* der unsern sehr nahe kommt; *l'état général du ciel* nennt Bally, was ich mit *gegebener (meteorologischer) Situation* bezeichne; das erinnert auch an jene andern Formulierungen der Logiker, z. B. an Prantls „*unbestimmte Allgemeinheit der Wahrnehmungswelt*"; sie ist wohl zu eng (da der Himmel bei der Vorstellung ‚*es regnet*' ganz außer Betracht fallen kann), was jene zu weit sind. Leider hat dann Bally den Gedanken nicht zu Ende gedacht und durchgeführt; er irrt, wenn er weiterhin meint (S. 7 des Sonderabzuges), in *es läutet* bezeichne *es* „un objet inconnu qui pourrait être identifié par la reflexion" (*es* bezeichnet so wenig ein Agens, als das Verb eine Handlung oder einen Vorgang; um diese Vorstellungen auszudrücken, würde man nicht sagen *es läutet*, sondern *etwas läutet*).

Auffallend ist es, daß Bally dem gleichen Ausdruck *il tonne* eine zweite Bedeutung zulegen will, indem das *es* dann ein „unbekanntes und unbestimmtes Agens" bezeichnen soll. Weiterhin (S. 4) gibt er dann aber zu, daß *il fait du vent, il fait froid* heute bedeuten *il y a du vent* und *la température est froide*, meint aber, das Verb *faire* habe früher („anciennement") die Erzeugung des Windes durch ein „unbestimmtes Agens" bezeichnen müssen. Dazu ist zu bemerken, daß für den heutigen Sprachgebrauch eine Doppelbedeutung von *es donnert* ausgeschlossen ist; in dem *es* ist nicht eine Spur eines Agens enthalten, der Ausdruck ist absolut eindeutig. Aber in „*il fait du vent?*" Ich habe selber auch aus dem Deutschen etliche solche Ausdrücke genannt, deren Subjekt dem Sinn des Verbs nach ein Agens sein muß (oder sein mußte!) *Es will donnern! Es macht am Regnen ume! Lueg, wie's tuet! Es tuet leid! Es leert abe!* (S. 26) und habe dazu bemerkt, „es wird der Situation, hier also der Wetterlage, ein Wollen, Mögen, Drohen untergeschoben", d. h. die meteorologische Situation ist selbst das Agens, das Regen androht, am Regnen herummacht, oder es liegt dann unbestimmtes *es* vor, wie vielleicht in *es lat si i* (zum Regnen), *es chunnt schwarz unenuf, es tuet wüest* usw. Das *es* bezeichnet in diesen Fällen allerdings ein durch die Situation gegebenes Agens (das Wetter, das Gewitter, den Himmel usw.), niemals aber ein Agens, das Urheber ist, das Wind macht, Regen erzeugt, niemals ein „notwendig voraus-

Digitized by Google

gesetztes, aber nicht deutlich erkanntes Wesen oder eine geheimnisvolle, unsichtbar wirkende Macht" (Wilmanns), zu welcher Kategorie auch das von Heyde dem *es* zu Grunde gelegte Agens gehört, dieses „Verursachende", das nur seinem Dasein, nicht aber seinem Sosein nach bezeichnet sein soll.

Die Frage, ob der Bildung ursprünglich die Vorstellung einer solchen Macht, eines Dämons oder einer Gottheit zu Grunde lag, habe ich offen gelassen. (Wie Heyde dieses „ursprünglich", das ausdrücklich als weit hinter Homer zurückliegend bezeichnet ist (S. 29), mit „weit später innerhalb der uns bekannten Sprachgeschichte" wiedergeben kann [S. 150 s. A.], ist rätselhaft!) Es ist, wie Bally (S. 3) sagt: *tonat* bedeutet *es donnert* und nicht *er (sie) donnert.* Und soweit wir in der Geschichte der deutschen Sprache zurückzusehen vermögen (und auf diese habe ich mich im Wesentlichen von Anfang an beschränkt, die in der folgenden Nachschrift berührten Bildungen zu erklären, muß ich andern überlassen), heißt es nie *etwas donnert* (was einem vorausgesetzten aber nicht näher erkannten Wesen) und nie (außer bei direkter Beziehung auf Gott) *er donnert* oder *sie donnert* (was einem vorauszusetzenden, bekannten Dämon oder einer Macht entspräche, falls nicht etwa *er* und *sie* wie z. B. das französische *il* einfach die Funktion des *es,* die Bezugnahme auf die Situation oder etwas durch die Situation Gegebenes, übernommen hätten). Es müßte jener Zustand weit vor der Zeit der frühesten erhaltenen Sprachdenkmäler zurückliegen und Bestimmteres ließe sich, wenn überhaupt, wohl nur auf dem Wege über die Völkerpsychologie erschließen.

Zürich. Hans Corrodi.

Nachschrift.

Aus rationalistischer Erstarrung beginnt sich die Frage der sog. Impersonalia wieder zu lösen und in lebendigen Fluß zu geraten. Wer als Grammatiker in der menschlichen Sprache Größeres und Tieferes erlebt als die platte Nützlichkeit eines praktischen Verständigungsinstruments, wird die Bemühungen von Bally und L. Spitzer (Idealistische Neuphilologie, Festschrift für K. Voßler, 1922), von Corrodi und Heyde mit Freude und Dank begrüßen: spürt er doch in ihnen allen, trotz der Verschiedenheit des Weges und des Ergebnisses, das gemeinsame Streben, die in die sprachliche Form eingegangenen und dadurch

Digitized by Google

verdunkelten Anschauungen und Empfindungen des Sprechenden, des schöpferischen oder des reproduzierenden, durch Deutung wieder lebendig zu machen. Wer aber wie ich das grammatische Genie Philipp Buttmanns bewundert und verehrt, wird nicht ohne Genugtuung feststellen, daß gerade die modernste Sprachforschung eigentlich Grund hätte des alten Zunftgenossen mit Anerkennung zu gedenken. In seiner Griechischen Grammatik steht § 116,9 — ich zitiere nach der 4. Aufl. v. J. 1808 — der Satz: „wo wir 'es' sagen und eine Wirkung der Natur oder der Umstände meinen." Es wäre nicht schwer aus der jüngsten grammatischen Literatur die Parallelen beizuschreiben. Am stärksten wirkt übrigens in diesem Satze auf mich die Weisheit des Wörtchens „oder" als einer Warnung vor der Gefahr generalisierender Einseitigkeit.

Aber noch eine Bemerkung vermag ich hier nicht zu unterdrücken, wobei ich an die Schlußworte des voraufgegangenen Aufsatzes anknüpfe: In Island und Norwegen sagt man heute „Er regnet", in Litauen „Sie regnet", wie das femininische Partizip *lìjusi* beweist[1]). Auch Miklosich hat das lit. *lìjusi* notiert, aber in seiner prinzipiellen Erörterung einfach unterschlagen, wie denn die durch einen großen Namen gedeckte Unzulänglichkeit seiner berühmten Abhandlung mehr Verwirrung als Nutzen gestiftet hat.

Wilhelm Schulze.

Arisch-Ugrisches[2]).

Über die Beziehungen der Arier, besonders der Iranier, zu den Finnougriern, besonders den ob-ugrischen Stämmen, besitzen wir nun das förderliche Buch Jacobsohn's (s. OLZ. XXV 492—96), das uns in verstärktem Maße das Recht und die Pflicht gibt, neue arisch-ugrische Gleichungen zu suchen und zu finden.

1. Der Unterweltsfürst in der wogulischen Mythologie heißt nach Munkácsi, Vogul népköltési gyüjtemény I CCCXCVIII *kul-ᾱtėr*

[1]) An die kymrischen Parallelen mit *hī* (3. Pers. Fem.) hat mich schon vor vielen Jahren Paul Diels erinnert. Anwyl Welsh gramm. for schools[3] 90.

[2]) Vgl. Ung. Jahrbücher VI 90–93. Munkácsi teilte mir mit, daß auch er manches von dem, was von mir gefunden worden ist, bereits längst weiß. Es ist selbstverständlich, daß dieser große Etymolog diese großenteils auf der Hand liegenden Dinge auch gesehen hat. Z. T. hat er sie aber noch garnicht veröffentlicht, z. T. an nicht auffindbaren Orten. Auch sein großes Werk ÁKE. (Áriai és kaukázusi elemek . . . I) entbehrt ja des Registers,

Digitized by Google

oder *Jol-najər* (ebd. II 232 Z. 5), den Karjalainen, Jugralaisten uskonto 346 *kul'-nājər, Jal-najər, lui-χum Xul'-ātər* nennt. Wohl mit Recht hat man arisches *asura-* in wogul. *ātər* gefunden (s. Jacobsohn S. 183). Für *nājər* möchte ich nun auf awest. *nairya-* „mannhaft" (Bartholomae 1054) verweisen. Falls sich diese Zusammenstellung bewährt, würden wir an ihr ein Beispiel für wohl recht alte Epenthese haben (vgl. npers. *nīrō* „Kraft, Macht" Horn nr. 1064). Bemerkenswert ist vielleicht Reguly's *kull't naer* Vog. népkölt. gyüjt. I 100 Z. 3, das Munkácsi *χul'-ą̄tėr* umschreibt.

2. Erwägen wir die bekannte evidente Deutung des finn. *vasara* „Hammer" (: mordw. *vizir, uźir* „Axt") aus arischem *vajra-* (s. Jacobsohn 115) oder ungar. *kalapács* „Hammer" (aus dem Slavischen s. Simonyi-Balassa, Tüzetes magyar nyelvtan 172), so werden wir, da, wie schon öfters betont worden ist, die Worte für dieselben Begriffe in den verschiedenen finnisch-ugrischen Sprachen vielfach durch Lehnworte aus den verschiedenen Nachbargebieten gedeckt sind, auch für wogul. *śāk* „Hammer, Kolben" (Munkácsi, a. a. O. II 0550), nord-ostjak. *śāk* „Hammer" (Ahlqvist, Sprache der Nord-Ostjaken 129), irtisch-ostjak. *t'ak* dass. (Patkanov 178) eine arische Quelle suchen. Sie liegt vielleicht in awest. *cakuš-*, npers. *čekuś* „Hammer" (Horn nr. 443) vor.

3. Den einst von Reguly aufgezeichneten wogulischen Satz: *aimant*[1]) *kinžem ą̊llsem ą̊s voą̊nenti joamentäsem* umschreibt Munkácsi so: *aṅ̊-mōnt kinsim ą̊lsėm, ą̊s vōrnė ti jąmontäsėm* (Előbb vadászatból éltem, most hát ismét az erdőbe mentem „früher jagend [von der Jagd] lebte ich, wieder in den Wald jetzt bin ich gegangen") Vog. népkölt. gyüjt. IV 243a6, b5. Während sich also die meisten Worte decken, ist ersetzt durch ein anderes bekanntes Wort[2]) für Wald *voą̊nenti* (l. also *voą̊nen ti*), das Munkácsi selbst I 247 als *vāṅ̊* anführt und mit *gornyj lěsъ, lěsomъ pokrytyj uvalъ* (Abhang) erklärt: *vāṅ̊nė kwāli vъ lěsъ idetъ* in der Anmerkung zu I 107 Z. 73, 75, die Reguly's *[kuą̊len] vuane, [kuą̊ling] vuane* I 106 Z. 64, 66 wiedergeben; Reguly selbst erklärt *vuane* durch *dalni mesta* ebd. S. 241 nr. 49, was ja keine ganz genaue Übersetzung sein muß. Das Wort, das etwas veraltet oder poetisch zu sein scheint, ist auch durch Ahlqvist, Wogulisches Wörterverzeichnis 64b: *vani* „Wald; Halbinsel" völlig gesichert.

[1]) Nur im Vorübergehen möchte ich das merkwürdige Anklingen von *aimant, aṅ̊mōnt, aimą̊ntä* „früher, eben" an das ungar. *iment* bemerken, ohne diesem sirenenhaften Gleichklang nachgehen zu können.

[2]) = mordw. *vi̯ṅ̊* „Wald" usw.

Digitized by Google

Das in der Ahlqvistschen Bedeutungsangabe vorliegende Bedeutungsverhältnis erinnert an lit. *salà* „Insel, Werder“ > finn. *salo* „waldige Insel; Waldgegend, großer und unbewohnter Wald“ (: jurak-samoj. *sała, sałea* „Landzunge“ Castrén, Wörterverzeichnisse . . . 29b) Thomsen, Beröringer 214; čerem. *oto* „Wäldchen, Gebüsch, Insel, Staude, Busch“ < čuw. *odĕ* „Insel; Hain“ Räsänen, Die tschuwassischen Lehnwörter . . . 173 (vgl. auch meine Tscherem. Gram. S. 77 Anm. 2). Erwägen wir diese letzte zweifellose Zusammenstellung und etwa noch finn. *metsä* „Wald“ < lit. *médis* „Baum“, lett. *meschs* „Wald, Gehölz“ Thomsen, Beröringer 200, die zeigen, daß auch scheinbar so nötige Begriffe wie „Wald“ entlehnt sein können, so werden wir das wogul. *vānî* „Bergwald“ auf arisch. *vana-*: aind. *vána-* „Baum, Wald“, awest. *vanā-* „Baum“ (Horn nr. 228) getrost zurückführen dürfen.

4. Im Wogul. finden wir *śirkip* „Hüfte“, *(āwi-)śirkip* „Türangel“; im irtisch-ostjak. *seràk* „Wand, Mauer“ Patkanov, Irt.-osztj. szój. 133, das aber richtig als „*sarka*“ d. h. „Türangel“ aufzufassen und nord-ostj. *sēri, sīri* „Türangel“ gleichzusetzen ist, Munkácsi, Nyelvtud. közlem. 28. 15 Anm. 88. Das entsprechende ungar. Wort *sarok, sark* bedeutet „Ferse“, „Tür-Angel“ und auch „Winkel, Ecke“. In den permischen Sprachen tritt ein lautlich sehr nahestehendes Wort auf: wotj. *sereg* „Ecke“ (Inessiv in einigen Dialekten *serg-įn* nach Wichmann Wotj. Chrestom. nr. 800), syrjän. *serög* „(innerer) Winkel“. Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen veranlaßte Budenz, Magy.-ugor. . . . szótár 330—31 zwei verschiedene Worte anzunehmen; doch scheint mir diese Annahme nicht notwendig, wohl aber die einer fremden Quelle: aind. *srákva* „Mundwinkel“ nach Geldner, Glossar 206 „der seitliche (?) Mund, Kinnlade (auch nach Hillebrandt Lieder des Ṛgveda 123: „Kiefern“), Mundwinkel, Maul überhaupt“; *sṛ́kvan* „Mundwinkel“. Auf eine etwas weitere Bedeutung weisen die finn.-ugr. Worte; möglicher Weise auch die vielleicht verwandten aind. *srakti* „Spitze, Spitzzahn“, awest. *θraxtay-, sraxtay-* „Ecke, Seite“ Bartholomae 1637. Wegen des Bedeutungsgebietes der Entlehnung vgl. etwa ung. *szeg* „Nagel“, „Ecke, Winkel“ < aind. *śaṅkú* „Pflock “(Weiteres bei Munkácsi ÁKE. 565—6).

5. Im Wogul. tritt *mant-supä* „kleine Schaufel“ auf (Munkácsi Vog. Népk. Gy. III 380), wo *supä*, wie ähnlich in *erî-sup* „kleines Lied“ z. B., die Bezeichnung der Kleinheit ist, das Wort *sup* „Stück“ Possessivsuffix (ebd. I 255). *mant* ist offenbar aind. *mánthās* „Rührstock, Butterstößel“, Geldner, Glossar 130a. Be-

Digitized by Google

merkenswert ist, daß das nahverwandte lit. *mentė* „Schulterblatt, Rührschaufel“ Leskien Bild. d. Nom. 266 ins Finn. als *mäntä* „Butterstößel, Quirl“ entlehnt ist (Thomsen, Beröringer 201). Für den Bedeutungskreis möchte ich an syrj. *dar* „Kochlöffel“ < aind. *darvi* Jacobsohn 209 und besonders an finn. *lusikka* < slav. *lъžьka* Mikkola Berührungen 137 erinnern.

Berlin. Ernst Lewy.

Beim Verlage oder der Redaktion eingegangene Bücher:

Herm. Amman, Die menschliche Rede. I. Teil: Die Idee der Sprache und das Wesen der Wortdeutung. Lahr i. B., Moritz Schauenburg. 1925. VII, 134 S. gr. 8. 4,50 M., geb. 5,50 M.

K. Brugmann, Die Syntax des einfachen Satzes im Indogermanischen. Berlin-Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1925. VII, 229 S. gr. 8. 12 M.

H. Ed. Sehrt, Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächs. Genesis. (Hesperia 14.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1925. VIII, 741 S. gr. 8. 1925. 21 M., geb. 24 M.

O. Jespersen, Mankind, Nation and Individual from a linguistic point of view. Oslo, H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard). 1925. 224.

A. Meillet, La méthode comparative en linguistique historique. Oslo, H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard). 1925. VIII, 120.

Tauta ir Žodis (Epe Lituana sumptibus Ordinis Philologorum Universitatis Lituanae edita). II und III. Kaunas (Kowno). 1924. 1925.

Gustav Haloun, Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt. I. Teil. Leipzig, Verlag der Asia maior. 1926. VII, 208 S. gr. 8. 25 M.

Roland G. Kent, The Textual Criticism of Inscriptions (Language Monographs, published by The Linguistic Society of America 1926, Heft 2). 76 S. gr. 8.

Ferdinand Liewehr, Die Ortsnamen des Kuhländchens (Veröffentlichungen der slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der deutschen Universität in Prag. 1. Reihe: Untersuchungen, Heft 1). Reichenberg, Gebr. Stiepel 1926. 90 S. gr. 8. 3,20 M.

Georg Morgenstierne, Report on a Linguistic Mission to Afghanistan (Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning, Serie C 1—2). Oslo, H. Aschehoug & Co. 1926. 97 S. gr. 8 u. 4 Karten.

Fr. Muller Jzn., Altitalisches Wörterbuch. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1926. VII, 583 S. gr. 8. 25 M., in Leinen geb. 27,50 M.

Eugen Rippl, Zum Wortschatz des tschechischen Rotwelsch. Versuch einer lexikographischen Darstellung auf Grund einer Sammlung rotwelscher Ausdrücke und Redewendungen, von den ältesten Belegen angefangen bis in unsere Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der Prager Hantýrka. (Veröffentl. der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag. 1. Reihe Untersuchungen, Heft 2.) Reichenberg, Gebr. Stiepel. 1926. 64 S. gr. 8. 2,20 M.

Digitized by Google

Stolz-Schmalz, Lateinische Grammatik. 5. Aufl. völlig neubearbeitet von M. Leumann und J. B. Hoffmann. I. Lief. (Einführung, Laut- und Formenlehre.) München, C. H. Beck. 1926. X, 344 S. 4. 16 M.

Transkription und Transliteration, phonetische. Nach den Verhandlungen der Kopenhagener Konferenz im April 1925. Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh. 1926. 36 S. 8. 2 M.

Aus Indiens Kultur. Festgabe für Richard von Garbe zu seinem 70. Geburtstag. Mit 4 Abb. (Veröffentlichungen des Idg. Seminars der Universität Erlangen, Band III). Erlangen, Palm & Enke. 1927. IV, 184 S. gr. 8. 12 M., in Leinen gbd. 14 M.

J. Fraser, The British Academy. The Sir John Rhŷs Memorial Lecture. Linguistic Evidence and Archaeological and Ethnological Facts. London, Humphrey Milford. 1927. 18 S. gr. 8.

Paul Hankamer, Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrh. Ein Beitrag zur Frage der literarhistorischen Gliederung des Zeitraums. Bonn, Friedr. Cohen. 1927. XVI, 208 S. gr. 8. 9 M., gbd. 11 M.

Hermann Hirt, Indogermanische Grammatik. Teil I, Einleitung: I. Etymologie; II. Konsonantismus. (Idg. Bibliothek. I. B. I, 13.) Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh. 1927. XXXII, 350 S. 8. 15 M., gbd. 17 M.

— — Indogermanische Grammatik. Teil III: Das Nomen. (Idg. Bibliothek. I. B. I, 13 B.) Heidelberg, Carl Winters Univ.-Buchh. 1927. XII, 360 S. 8. 14,50 M., gbd. 16,50 M.

Ferdinand Liewehr, Zur Chronologie des serbokroatischen Akzentes. Prag, Taussig & Taussig. 1927. 48 S. gr. 8. 3 M.

Karl H. Meyer u. A. Stojićević, Serbokroatisches Lesebuch. Akzentuierte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1927. VIII, 216 S. 8. 6,60 M.; in Leinen geb. 8 M.

August Musić, Beiträge zur griech. Satzlehre (Bedingungs-, Relativ-, Fragesätze). Agram, St. Kugli. 1927. 76 S. gr. 8.

John Ries, Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch. 2., um einen Anhang vermehrte Ausgabe. Prag, Taussig & T. 1927. VI, 191 S. gr. 8. 8 M.

Josef Schatz, Althochdeutsche Grammatik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1927. VIII, 352 S. gr. 8. 12 M., in Ganzlwdbd. 14 M.

Stephan Smal-Stockyj, Ukrainisches Lesebuch mit Glossar (Sammlung Göschen Bd. 955). Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1927. 133 S. kl. 8. Lwd. 1,50 M.

Ad. Stender-Petersen, Slavisch-Germanische Lehnwortkunde. Göteborg 1927. XXIV, 574.

†Wilhelm Streitberg und Viktor Michels, Geschichte der idg. Sprachwissenschaft seit ihrer Begründung durch Franz Bopp. (Grundriß der idg. Sprach- und Altertumskunde.) II. Teil, 2. Band: Germanisch. 1. Lieferung. Berlin, Walter de Gruyter & Co. 1927. VIII, 185 S. gr. 8. 10 M.

Digitized by Google

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen

BEGRÜNDET VON A. KUHN

NEUE FOLGE / VEREINIGT MIT DEN

Beiträgen zur Kunde der Indogermanischen Sprachen

BEGRÜNDET VON A. BEZZENBERGER

HERAUSGEGEBEN VON
WILHELM SCHULZE UND HANNS ŒRTEL

55. BAND
3./4. HEFT

1928
Göttingen / Vandenhoeck & Ruprecht

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
F. Specht, Zu den altpreußischen Verbalformen auf *-ai, -ei, -sai, -sei*	161
Derselbe, Zur griechischen Enklise	184
M. Friedwagner, Densusianu, Ovid, Lat. *palor, Palatium, Pales*	197
R. Loewe, Der Nominativ für den Vokativ im Indogermanischen	199
A. Nehring, Zur Begriffsbestimmung des Satzes	238
H. Oertel, Zu LIV, S. 227, Z. 3—4	279
E. Koschmieder, Studien zum slavischen Verbalaspekt	280
H. Jacobsohn, Zwei arische Lehnwörter im Ostjakischen	304
W. Krause, Zu den lautlichen Typen got. *fugls, akrs*	312
W. Schulze, Kyren. *ἐμλαν*	313
F. Specht, Berichtigung	313
W. Krause, Register	314

Preis des Doppelheftes in der Reihe 6, einzeln 8 RM. 41.—55. Bd. je 12 RM.

Die Herausgabe hat für den 56. Band W. Schulze übernommen.

Beiträge, die allgemein sprachwissenschaftl. Fragen behandeln, oder die sich auf die asiatischen Indogermanen beziehen, wolle man an Prof. Dr. Hanns Oertel, München 27, Pienzenauerstr. 36, solche, die den indogermanischen Sprachen Europas gewidmet sind, an Prof. Dr. W. Schulze, Berlin W. 10, Kaiserin Augusta-Straße 72, senden.

Zu den Niederschriften wolle man im allgemeinen lose Quartblätter verwenden.

Besprechungen können nur solchen Werken zugesichert werden, welche ein Herausgeber erbittet.

Josef Schatz:

Althochdeutsche Grammatik

VIII, 352 S. gr. 8°. 1927. 12 RM., in Leinen geb. 14 RM.

Aus einem Brief von Herrn Prof. Dr. Wilhelm Schulze in Berlin: „Die althochdeutsche Grammatik von Schatz wird sich, hoffe ich, bald als ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle germanist. Arbeit erweisen. Ich habe mich bei Stichproben überzeugt, daß man stets prompt und vortrefflich bedient wird, höre dasselbe auch von einem Schüler von mir, der bei seiner Dissertation öfters Anlaß hatte, Schatz mit unseren bisherigen Hilfsmitteln zu vergleichen."

◆

Wolfgang Krause:

Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichten

IX, 247 S. gr. 8. 1926. 16 RM.

„Eine überaus glückliche Verbindung von Kulturgeschichte und Sprachforschung, hergestellt von einem Gelehrten, der nicht nur im Altnordischen, sondern auf dem weiteren indogermanischen Gebiete wohl zu Hause ist." (Hermann-Torgau, in Lit. Wochenschr. 1926, 45.)

◆

Hesperia

Schriften zur germanischen Philologie, herausgegeben von H. Collitz.

Ergänzungsreihe: Schriften zur englischen Philologie.

In der Hauptreihe erschienen zuletzt: 14. Sehrt: Vollständiges Wörterbuch zum Heliand u. zur altsächs. Genesis. VIII, 741 S. 1925. 21 RM., geb. 24 RM. / 15. French: Mediaeval Civilization as Illustrated by the Fastnachtspiele of Hans Sachs. II, 88 S. 1925. 3,60 RM., geb. 5,60 RM. / 16. Liptzin: The Weavers in German Literature. 180 S. mit 2 Bildtfln. 1926. 4,20 RM., geb. 6,50 RM. / Ergänzungsreihe 10. Small: Shaksperean Character Interpretation: The Merchant of Venice. VIII, 126 S. 5 RM., geb. 7 RM.

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Digitized by Google

Zu den altpreußischen Verbalformen auf *-ai, -ei, -sai, -sei.*

In den Darstellungen des altpreußischen Verbums durch Bezzenberger, oben XLI 84ff. und Trautmann, Die altpreußischen Sprachdenkmäler 272ff., ist der Versuch gemacht worden, die vorhandenen Formen des altpr. Verbums möglichst an das idg. Verbalsystem anzuknüpfen. So wünschenswert das bei einer gut überlieferten idg. Sprache auch sein mag, für das Altpreußische, dessen Flexionssystem schon völlig zerrüttet ist, stößt das auf Schwierigkeiten. Infolge der verlorenen Fähigkeit, Modi, Personen und Tempora immer reinlich zu scheiden, hat die apreuß. Sprache im weitesten Sinne ausgeglichen, und dadurch werden in der Darstellung bei Bezzenberger und Trautmann bisweilen notgedrungen Erscheinungen, die zusammengehören, auseinandergerissen. Es ist van Wijks Verdienst, in seinen altpreußischen Studien 127ff. nachdrücklich auf diese Dinge hingewiesen zu haben. Er betont mit Recht, daß die Art, wie Berneker, Die preußische Sprache 211ff. das Verbum behandelt, den Vorzug verdient. Wer sich einmal unabhängig von den landläufigen Darstellungen die Reste des altpreuß. Verbums zusammenstellt, spürt das am allerbesten, er verhehlt sich aber auch nicht, wie wenig hier eine absolute Sicherheit in der Deutung der Formen zu erlangen ist. Wenn ich hier trotzdem den Versuch mache, einige apreuß. Verbalformen von neuem einer Besprechung zu unterziehen, so bin ich mir gleich Endzelin, Arch. f. slav. Phil. XXXII 282 der Unsicherheit der Beurteilung wohl bewußt. Durch Heranziehung neuen Materials denke ich aber eine bessre Deutung der apreuß. Verbalformen auf *-ai, -ei, -sai, -sei* wieder anzubahnen.

Bekanntlich steht die 3. Person im Mittelpunkt des apreuß. Verbums. Sie gibt nicht nur die Grundlage von Neubildungen ab[1]), wie *druwēse* (2. Sg.), *druwēmai* (1. Pl.) nach *druwē* „er glaubt" u. a., sondern sie vertritt auch vielfach die 1. und 2. Sg., z. B. *quoi* (1. 2. 3. Sg.) „ich, du, er will" (oben XLI 84) oder *druwē* „ich, du, er glaubt", *segge* (1. 3. Sg.) „ich, er tut", *tu gīwu* „du lebst", wie *lāiku* „er hält", *as podrūktinai* „ich bestätige", *tu tūlninai* „du mehrst", *pogaunai* „er empfängt", *as schlusilai* „ich

[1]) Für ähnliche Erscheinungen im Litauischen vgl. Lit. Mund. II 373, Jaunius-Būga, Lit. Gram. 209 und mit zweifelhaften Fällen Bezzenberger, BB. XXVI 177.

Digitized by Google

diene" (Konj.), *pereīlai* „es komme", *as imma* „ich nehme", *senrīnka* „er sammelt", *etwerpe* „ich vergebe", *etwēre* „du öffnest", *powaidinne* „es bedeutet", *turri* „ich, du, er hat".

Ebenso ist das Gefühl für die Vergangenheit, falls sie nicht, wie es meist geschieht, umschrieben wird, fast verloren gegangen. Vgl. auch van Wijk a. a. O. 20. So ist z. B. *billā, billē,* das einem lit. Präs. *bylo, *byle* entspricht[1]), in der Funktion völlig zusammengefallen, und vertritt unterschiedslos sowohl Präsens wie Präteritum. Oder man vergleiche *imma* „ich nehme" mit *imma, imma-ts* „er nahm", *lasinna* „er legte", *as laipinna*[2]) „ich gebot" oder *turri* „er hat" und *ymmi-ts* (I) „er nahm". Ferner läßt sich aus *dīnkaumai* „wir danken" eine 3. Sg. *dinkau* erschließen, zu der wieder *dīnkauts* „er dankte" stimmt. Auch *pīdai*[3]) „er trägt" gegenüber *perpīdai* „sie brachten" gehört hierher. Manchmal wie bei *quoitē, quoitā* „er will" wird nur zufällig durch die spärliche Überlieferung das gleichlautende Präteritum nicht geboten. Hier haben sich dann die Doppelformen des Singulars auch auf den Plural ausgedehnt, wie *quoitāmai* nach *quoitā, quoitēti* nach *quoitē* zeigen. Van Wijk a. a. O. 13ff. bes. 19f., der bei *billā, billē* usw. den funktionellen Zusammenfall zwischen Präsens und Präteritum erwägt, bietet auch noch andre Erklärungen, die meines Erachtens der Altertümlichkeit des apr. Verbalsystems zuviel Ehre antun.

Weiter sind die Verbalklassen der *-ă-, -jă-, -i*-Flexion ganz durcheinander gekommen. Besonders häufig ist der Austausch zwischen *-ă-* und *-jă-*Stämmen in dem imperativisch gebrauchten Optativ, so *wedais* (I), aber *weddeis* (Ench.), *wedeys* (II) „führe", *idaiti* (Ench.), aber *īdeiti* (Ench.), *ydieyti* (II), *edeitte* (I) „eßt", *mukinaiti* (Ench.), *mukinaity* (I), aber *mukineyti* (II) „lehrt", ferner *buwinaiti* „wohnt", *tūlninaiti* „mehrt", *erpilninaiti* „erfüllt", *tickinnaiti* „macht", *klumstinaitai* „klopfet an", aber *poauginneiti* „ziehet auf", *powaidinneiti* „beweiset". Dann ist aber auch in der 3. Person *-ai* neben *-ei* nicht anders aufzufassen, wobei ich von der etymologischen Herkunft des *-ai* zunächst absehe, z. B. *engaunai* „er empfange", *niswintinai* „sie heiligen nicht" u. a., aber *engaunei, powaidinnei* „er unterweist", *sātuinei* „du sättigst", *perlānkei,* „es gehört". Ferner gehört hierher *driāudai* „sie fuhren an", aber *draudieiti* „wehret", *immais* „nimm" u. a., aber *ymmeits, ymmeyts* (II) „er nahm", das ein Präteritum *immei* voraussetzt. Von hier

[1]) Ganz anders Bezzenberger oben XLI 100.

[2]) Anders van Wijk a. a. O. 147.

[3]) Anders Bezzenberger oben XLI 104f.

Digitized by Google

aus verlieren dann auch *taukinne* „ich gelobe", *powaidinne*[1]) „es bedeutet", *enlaipinne* „er befehle" nach Verben wie *etwerpe* „ich vergebe", *etwēre* „du öffnest" alles Befremdliche.

Ebenso zu beurteilen ist das *-e* in Bildungen, wie *rikawie, rickawie* „du, er regiert", *pogerdawie* „sie predigen", deren Auslaut *-wie* weiter an schon fertige Verbalformen, wie *paskulē* „ich ermahne" gefügt wurde, so daß das gleichbedeutende *poskulēwie* (3. Sg.) entstand. Ebenso ist *popeckuwi* „er behütet" neben **popeckū* zu beurteilen (Trautmann 276). Zweifelhaft bleibt mir, wie sich zu diesen Bildungen auf *-ie* die Endung *-i* in *preigerdawi* „er verheißt", *gerdawi* „ich sage", *wūkawi* „er fordert", *wēraui* „er währt", *popeckuwi* „er behütet", *persurgaui* „er versorgt" verhält. An einen Abfall von auslautendem *-e*, wie es Trautmann 276 im Anschluß an Bezzenberger oben XLI 86 will, vermag ich nicht zu glauben. Möglich, daß *i* nur eine geschlossene Aussprache von *ie* $<$ *'a* darstellt. Aber *i* könnte auch übertragen sein entweder aus Bildungen wie *turri* „er hat" oder wie *billi* aus *billē*. Erschwert wird die Deutung dadurch, daß auch sonst, wie in *gēide, giēidi*[2]) „warten", *sengijdi* „er erlange" *-e* neben *-i* steht und außerdem sich *-i* in *erlāngi* „er erhöhe", *pokūnti* „er behütet", *perlānki* „gebührt", *pogauni* „empfängt" findet, wo der Auslaut sicher nicht einheitlich zu beurteilen ist.

Vermischung verschiedener Flexionen sehe ich auch in *imma* „ich nehme", *ebimmai* „begreift", *immimai* „wir nehmen", *immati* „ihr nehmet", *posinna* „ich bekenne", *ersinnimai* „wir erkennen", *ersinnati* „ihr erkennet" und allen den andern Bildungen, die Bezzenberger, oben XLI 93 und 96 zusammengestellt hat. Man vergleiche auch *dinkauimai* „wir danken" neben *dīnkaumai*. Auch *waidimai* „wir wissen", in dessen *i* Bezzenberger oben XLI 102 zweifelnd und Trautmann 275 die Vertretung von Schwa indogermanicum sehen wollten, gehört hierher.

Zwei verschiedene Konjugationsklassen liegen auch vor in *kīrdeiti — kirdijti* „hört", *segeitty* (I), *segeyti* (II) — *seggītei, seggīta* „tut", *dereis — endirīs* „sieh", *crixteiti — crixtity* (I) „tauft", außerdem *engraudīs* „erbarme dich", *mijlis, milijti* „lieb, liebt", *laukijti* „sucht", *billītei* „sprecht", und unsicher *turriti* „habet", *madliti* „bittet". Während *ei* entweder auf Übertragung des *ei* des Optativs der *-jă*-Flexion beruht oder auf *-ē* + *ī* zurückgeht,

[1]) Anders Bezzenberger oben XLI 98 und Trautmann 282.

[2]) Bezzenberger oben XL1 93 sieht auch in *giēidi* neben *gēide* denselben Abfall des thematischen Vokals wie in *gerdawi* neben *pogerdawie*.

Digitized by Google

ist die Beurteilung der Bildungen auf *-īs* umstritten. Bezzenberger oben XLI 113, Trautmann 283, van Wijk a. a. O. 127, 129 sehen darin vom Infinitivstamm gebildete Injunktivformen, während Nieminen, Uridg. Ausgang *-ai* des Nom. Akk. Pl. Ntr. im Baltischen 107 in dem *-ī* die Tiefstufe des alten Optativsuffixes sucht und damit ostlit. *tū́rytės* (Wolter, Lit. Chrest. 381$_{18}$), *palūkỹte* (ebd. 378$_{38}$) und Permissivformen, wie *sākai, sākaime* < *sakā* + *īme* vergleicht. Für die zuletzt genannten Formen halte ich Nieminens Ansicht für sicher zumal im Hinblick auf die im Ostlit. üblichen Bildungen, wie *tegulỹ, tedirbỹ, tevežỹ, teeinỹ*[1]) (Jablonski, Lit. Gram.[2] 84 und Lit. Synt. 20), *tebūny* (Jušk. Wört. 521b), *tegiedỹ*[2]), *telaužỹ, tepiaunỹ, tešnekỹ* (ebd. 717b), *tebėgỹ* (Būga, Aist. Stud. 56 Anm., Lex. 36b), *teduodỹ* (Būga, Lex. 36b), *vežy, miny* (Jablonski, Synt. 25) und die wirr durcheinandergehenden Permissivendungen *-i (-y), -ie, -ai* selbst bei demselben Wortstamm im Altlit. (s. Lit. Mund. II 93f.). Wie weit aber *tū́rytės, palūkỹte* dahin gehören, wage ich bei dem unzureichenden Material, das mir zur Verfügung steht, nicht zu beurteilen. Der Zirkumflex in *palūkỹte* weist aber wohl, wie Nieminen hervorgehoben hat, auf Kontraktion, also **lūkejīte*[3]). Andere Erklärungsversuche bei Sommer, Kritische Erläuterungen 139, der das Verdienst hat, zum ersten Mal auf diese Formen hingewiesen zu haben, und Endzelin, Lett. Gr. 547f.

Dagegen müssen die apreuß. Formen von ihnen getrennt und mit Bezzenberger als Ableitungen zu den Infinitivstämmen in *kirdīt, seggīt, endyrītwei, *engraudīt* (nach *engraudīsnas* „Barmherzigkeit"), *milijt, laukīt, billīt, turīt* gestellt werden, wo überall *-ī* aus *-ē* entstanden ist. Darauf deuten die Parallelbildungen des Preußischen, die gar keine andre Erklärung dulden, wie *engerdaus* „erzähle", *gerdaus* „sage" zu *gerdaut, dīnkauti* „dankt" zu *dīnkaut, laikutei* „haltet" zu *laikūt, powierptei* „lasset" zu *powierpt.* Ich glaube, man tut der apr. Grammatik keinen Zwang an, wenn man *teīks* „stelle" zu lit. *teīkti* ebenso erklärt. Apreuß. ist sonst in etwas abweichender Bedeutung „schaffen" die Ableitung *teickut, teikū* belegt, die sich durch ihren Wurzelvokal als Neubildung erweist. Ob man diese Bildungen mit Bezzenberger Injunktiv oder mit Nieminen Optativ nennt, ist im Grunde ganz gleich-

[1]) Jušk. Wört. 514a heißt es mit andrer Betonung *teateīny.*

[2]) Jušk. Wört. 510b ist *tegíedy* betont.

[3]) Da Nieminen an die Existenz von idg. *ī*/*i̯ō*-Verben glaubt, setzt er demgemäß **lūkī̆* + *īte* an.

Digitized by Google

gültig. Diesen apr. Imperativen des Plurals gehen parallel ostlit. Bildungen aus Tverečius, auf die gleichfalls Sommer a. a. O. bereits verwiesen hat, Wolter, Lit. Chr. 377$_{23}$ *prijímte,* $_{32}$ *atnèš'te, sukúrte,* 378$_{3}$ *priruōš'te,* 381$_{4}$ *kabíntēs.* Sie sind aber nicht zum Infinitiv, sondern, wie 376$_{34}$ *pasniēdāj*[1]) (Imperativ Sg.) gegenüber Plur. 378$_{14}$ *padabáite* zeigt, nach der verkürzten 2. Sg. Imperativi, wie 380$_{27}$ *atk'ìmš'* aus *atkìmši* neu gebildet. Siehe Leskien bei Sommer a. a. O.

Weiterhin haben selbst Vermischungen zwischen Endungen primärer und sekundärer Verben im apr. Verbalsystem stattgefunden, wie in *polīnka* neben *polijnku* < **polinkō* „bleibt", *spartina* neben *spartinno* „stärke". In der Regel hat man sich über diesen Gegensatz schnell hinweg gesetzt, indem man in den widersprechenden Formen Verschreibungen sah, z. B. Bezzenberger oben XLI 116. Die Beispiele stützen sich aber gegenseitig, und man braucht daher auch in *islāika* „er erhält" neben *islāiku* „du erhältst" keinen Druckfehler mehr zu sehen. Auch *gīwu* „du lebst" braucht man nicht mehr von *giwa* zu trennen und zu lit. *gývoti* zu stellen, und wer in *giwe*[2]) zu *giwa* dasselbe Verhältnis sieht, wie zwischen *powaidinne* „bedeutet" (s. S. 162f.) und *waidinna* „zeigt", ist kaum zu widerlegen. Selbst bei *billa* neben *billā* könnte man schwanken, ob das Längezeichen nur vergessen ist, oder ob wirkliche Kürze, d. h. Übertragung in die *ă*-Flexion vorliegt. Dann könnte aber auch *billi* wie *turri* beurteilt werden.

Ebenso ist der Indikativ und Konjunktiv in abhängigen Sätzen nicht mehr geschieden[3]). Dafür tritt fast ausschließlich der Indikativ ein. Bezzenberger und Trautmann trennen mit Unrecht, wie bereits van Wijk a. a. O. 127ff. hervorgehoben hat, öfter den Konjunktiv, den sie als einen Injunktiv ansehen, vom Indikativ. Die modale Färbung haben rein erhalten nur die sogenannten Optative auf *-lai,* wie *pereīlai* „es komme", *boūlai* „es sei", die Bildungen auf *-sai, -sei, -se, -si,* wie *bousai, boūsei, boūse, ebsignāsi* „er segne" und die alten Optative auf *-ais, -eis* usw. in imperativischer Funktion.

Auf ehemaligen optativischen Gebrauch scheinen auch für

---

[1]) Das Wort ist Entlehnung von poln. *śniadać* „frühstücken".

[2]) Ganz anders Bezzenberger oben XLI 89 und Anm. 1 und 4.

[3]) In der 3. Person findet sich Indikativ in imperativischem Sinne in *spartina, spartinno* „stärke", *wartinna sin* „wende sich", *enwaitia* „rede an", *etlāikusin* „enthalte sich", *segē* „sage", *billē, billi* „spreche", *pokūnti* „behüte", *erlāngi* „erhebe", *wīrst* „werde", *perēit* „komme".

Digitized by Google

gewisse Fälle die Verbalbildungen auf *-ai, -ei,* wie *pogāunai* „man erlange", *engaunei*[1]) „er empfange" hinzudeuten. Wer allerdings mit Berneker 212f. darin eine Partikel *-ai* sieht und sich zum Überfluß auf Būga, Aist. Stud. 79 žem. *pagáunai* beruft, kann nicht so einfach widerlegt werden. Es kann, wie sich unten ergeben wird, gar kein Zweifel bestehen, daß mit einer solchen Partikel gerechnet werden muß. Für eine 2. Quelle dieser Endung *-ai, -ei* halte ich den Optativ, s. auch Joh. Schmidt, Kritik 147. Zwar will *poswāigstinai* „erleuchte" in imperativischem Sinne nichts weiter besagen. Aber es ist doch sehr auffällig, daß im abhängigen konjunktivischen Gebrauch *postānai, postanai* stets (8mal) durch das deutsche „werde" wiedergegeben wird, während für den Indikativ „wird" stets *wīrst, wirst* (31mal) gilt, einmal ist außerdem *wīrst* imperativisch gebraucht und nur 2mal (59_{11} 77_{17}) steht es in abhängigen Sätzen für „werde". Man vergleiche dazu auch die andern nicht seltnen Bildungen auf *-ai* in abhängigen Sätzen, wie 51_{21} *podingai* „gefalle", 51_{24} 53_{6} *aūpallai* „finde", 81_{15} *engaunai,* 73_{28} *engaunei,* 43_{19} *pogāunai* „empfange", *perpīdai* „man soll bringen" gegenüber indikativischem *aupallai* (3mal) „findet", *pogaunai* „empfängt", *ni pīdai* „trägt nicht", *etwiērpei* „erläßt", *perlānkei*[2]) „gehört", *ebimmai* „begreift" und die Bildungen auf *-inai,* wie *klumstinai* „klopft an", *powaidinnei* „bedeutet" u. a.

Nun hat aber Bezzenberger oben XLI 93ff. eine ganz andre Erklärung vorgetragen und Trautmann 280ff. und van Wijk a. a. O. 133ff. haben, der letzte mit geringen Einschränkungen sich ihm angeschlossen[3]). Da neben der 3. Sg. auf *-ai* eine 1. Pl. auf *-imai* steht, wie *postānai, postānimai, dīlinai* „tut", *preistattinnimai* „wir stellen vor" usw., so sieht Bezzenberger darin den alten Ablaut *āi* — *ī,* den Bartholomae, Studien zur idg. Sprachgeschichte II 63ff. und Joh. Schmidt, Festgruß an Roth 179ff. in der altindischen 9. Klasse wiedergefunden haben[4]), und dem entsprechend nimmt er für die Bildungen auf *-ei,* wie *powaidinnei* einen Ablaut *ēi* — *ī*

[1]) Bezzenberger oben XLI 119 sieht darin wieder einen Druckfehler.

[2]) Da *-ei* im Auslaut auch zu *-e, -i* werden kann, so könnten die imperativisch gebrauchten *pokūnti* (auch indik.), *erlāngi, pogauni* (indik.) auch hierhin gerechnet werden.

[3]) Auch Endzelin, Arch. f. slav. Phil. XXXII 289 scheint an einen Ablaut *āi* — *ī* zu denken.

[4]) *etwiērpei* und *perlānkei,* die zu der Klasse nicht stimmen wollen, werden entweder korrigiert oder als zweifelhaft angesehen, vgl. Bezzenberger oben XLI 93, Trautmann 279f., van Wijk 17f.

Digitized by Google

an. Dazu ist zunächst vom apreuß. Standpunkt aus zu bemerken, daß der Gegensatz *-ai, -imai* rein zufällig ist und auf der weiten analogischen Verbreitung von *-imai* beruht. Außerdem findet sich auch *imma,* mit dem sich Bezzenberger a. a. O. 95f. in scharfsinniger Weise vergeblich abgemüht hat, und durch *ymmits* (I), *jmmitz* (I) „nahm" wird auch eine 3. Sg. *immi* gefordert. Die 2. Plur. endigt außerdem bei diesen Verben auf *-ati,* wie in *immati, ersinnati* zu *posinna*[1]), aber 1. Plur. *ersinnimai.* Ferner ist die Disharmonie zwischen Singular und Plural bei andern Verbalklassen für eine gerechte Beurteilung von *-ai* zu *-imai* nicht ohne Bedeutung. Es heißt auch *turīlai — turrīlimai, enwackē* „sie rufen an", *preiwackē* „er beruft" aber *perweckammai* „wir verachten" (conj.) neben *enwackēmai* (indik.), *enwackēimai* (conj.) „wir rufen an". Die letzte Form *enwackēimai*[2]) ist trotz van Wijk 134f. entweder wie *dīnkaumai* neben *dinkauimai* aufzufassen, d. h. die Endung *-imai* hat sich auch auf Verben mit vokalischem Stammauslaut ausgedehnt, oder sie setzt, was mir wahrscheinlicher dünkt, wie bei *waidleimai* (conj.) „wir zaubern" eine 3. Sg. *enwackei, waidlei* voraus, die wie *engaunei* zu beurteilen wäre. Man vergleiche ferner den Gegensatz zwischen *klantemmai, perklantemmai* „wir (ver)fluchen" einerseits und *klantīwuns, perklantīt, klantīsnan* „das Fluchen" andrerseits, d. h. abermals Mischung zwischen *-ă-(-jă-)* und *i*-Flexion, oder *giwammai, giwemmai* „wir leben", *giwe* „er lebt" zu *giwīt.* Auch *paikemmai* „daß wir trügen" neben *aupaickēmai*[3]) „abdringen", *popaikā* (= *popaikū*) „er betrüge" darf nicht übergangen werden. Verliert somit der Gegensatz zwischen *-ai, -imai* bei dem jammervollen Zustand der apr. Sprache alles Befremdliche, so sprechen ganz abgesehen davon, daß man in einer Sprache, wo in Syntax und Flexion alles wirr durcheinander geht, große Altertümlichkeiten in so reiner Form nicht mehr erwarten kann, auch andre Dinge dagegen.

Bekanntlich trägt im Altindischen die 9. Verbalklasse den Ton im Sg. auf dem Suffix *-nå(i),* im Plural auf der Endung, also *gṛbhṇáti, gṛbhṇīmáḥ.* Demnach hat die Wurzel im Altind., wie es sich gebührt, stets Tiefstufe. Die scheinbar widersprechenden *ramṇáti, śamnīté* können daher in dem wurzelhaften *am* nur Vertretung von *m̥* vor Sonant haben, s. Joh. Schmidt, Kritik 184,

---

[1]) Anders Bezzenberger oben XLI 97.

[2]) Anders Bezzenberger a. a. O. 121.

[3]) Anders Bezzenberger a. a. O. 118 Anm. 1.

Digitized by Google

wo auch *jānâti* auf **źannāti*[1]) zurückgeführt ist. Auch im Griech. hat die entsprechende Verbalklasse bis auf hom. *πέρνημι* stets Tiefstufe. Aber Hesychs *πορνάμεν· πωλεῖν, πορνάμεναι· πωλούμεναι,* die mit *ορ* für *αρ* aus einer äolischen Mundart stammen müssen, zeigen die Tiefstufe. Daher kann *πέρνημι* seine Hochstufe nur aus dem Aorist *περάσσαι* erhalten haben. Auch die germ. Vertreter dieser Klasse, die Joh. Schmidt, Festgr. an Roth 184f. anführt, wie *kunnan, mornên, lirnên, hlinên, ginên, stornên, warnên* zeigen bis auf *warnên* alle die schwächste Wurzelgestalt. Nun ist aber *warnên* nur aus Otfrid IV 7, 69 bekannt, wo es die Wiener Handschrift hat, während das Wort im Palatinus an dieser Stelle und sonst überall *warnôn* lautet; *warnôn* und *warnên* können aber nur nach dem stamm- und bedeutungsverwandten *biwarôn* ihren Vokalismus erhalten haben. Jedenfalls zeigt das der Etymologie und Bildung nach entsprechende ai. *ávṛṇīdhvam* (A. V.) „ihr wehrtet von euch ab" die geforderte Tiefstufe (Joh. Schmidt a. a. O. 185). Abseits allein steht das umbrische *persnihimu,* das Schmidt gleichfalls zu dieser Klasse rechnet. Wegen des verwandten balt.-slav. *prašýti, prositi* mit *ī* in der Ableitungssilbe wird Schmidt wohl im Rechte sein. Aber wie ihm gleichfalls nicht entgangen ist, stimmt das umbr. *-s-* nicht zu den Bildungen der verwandten Sprachen. Schmidts Versuche das *-s-* durch Verschränkung zweier Bildungen zu deuten, lassen die Tiefstufe unerklärt. Bei dem geringen Umfang des umbr. Sprachmaterials lassen sich die Vorbilder nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Eine Neubildung liegt auf jeden Fall vor[2]).

Jedenfalls kann umbr. *persnihimu* die Regel nicht umstoßen. Die Hochstufe in apr. *pogaunai, postānai* läßt sich dagegen nicht erklären, denn das Baltische hat sonst eine Reihe tiefstufiger Verben mit *-ŭ-* in der Wurzelsilbe (s. z. B. Jaunius-Būga, Lit. Gr. 169), und gelegentlich wie in *griáuti, griúti* stehen sich Hoch- und Tiefstufe gegenüber. Man sieht also gar nicht ein, warum hier das Baltische auf Kosten der Hochstufe hätte ausgleichen sollen, während es doch im allgemeinen im Verbum Ablauterscheinungen gut bewahrt. Bezzenbergers weitre Annahme auf Grund des ganz unzulänglichen Preußischen neben *-nāi-, -nī-*

[1]) W. Schulze in seinen Vorlesungen (W. S. 1911/12) führt als schlagende Parallele für **źannāti* > *jānāti* ved. *uttānā-* < **udtannā-* an.

[2]) Brugmanns Annahme Gr. II² 3, 299 *persnihimu* sei Denominativum von einem Substantiv **persni-* wird schon dadurch zweifelhaft, daß sich Verbalabstrakta auf *-sni* sonst italisch nicht nachweisen lassen.

Digitized by Google

einen Ablaut *-nēi-, -nī-* zu erschließen, ist durch nichts begründet, wenn auch got. *kunnais* ē-Vokalismus des Langdiphthongs vorauszusetzen scheint.

In der apr. Endung *-ai* ist aber noch eine dritte Quelle verborgen. Das lehren apr. *kelsāi* „sie lauten", *peisāi* „sie schreiben", *ettrāi* „sie antworten" und die Präterita *driāudai* „fuhren an", *perpīdai* „brachten", *widdai* „sah", *signai* „segnete", *dai, daits* (I, II), *daitz* (I), *dayts* (II) „gab", *postai, postāi* „ward", *be, bei, bēi* „war", *ymmeyts, ymmeits* (II) „nahm", *billai* „ich sprach". Um diese Präterita richtig beurteilen zu können, ist es von Wert, das weit reichere Material des Litauischen heranzuziehen. Im Litauischen sind nach Bezzenberger oben XLI 104 derartige Bildungen bekannt aus der Wolfenbüttler Postille (Lit. Mitt. V 28), wo die Formen *nenarei* (= *nenorėjo*), *turei* und *negalei* angeführt werden und aus Garlava. Vgl. Leskien-Brugmann 292, der außer *pradė, norė* auch *užė, atė, išgėlbė, atjói, pasikavói, mìsly, važiáu* kennt und ausdrücklich bemerkt, daß einsilbiges *dė, spė* nur in den Liedern vorkommt, während in der Prosa *dė* nur in Zusammensetzungen erscheint. Ferner sind die scheinbar gekürzten Präterita üblich in dem ganzen südlichen Grenzgebiet gegen Polen hin, d. h. im Dzūkischen. Das lehren die reichhaltigen Liedersammlungen des westlichen Dzūkischen in Tauta ir Žodis Bd. I und II, die Dialektproben aus Marcinkonys bei Doritsch, die Erzählungen, die Wolter aus Slonim (Lit. Mitt. IV 166ff.) und Lit. Chrest. 376ff. aus dem östlichen Dzūkischen gesammelt hat. Ich selbst habe diese Bildungen an den verschiedensten Stellen der Suvalkija gehört. Allerdings scheint ein Unterschied zwischen dem östlichen und westlichen Teile zu bestehen. So hörte ich in der Umgebung von Naumiestis (Šakių apskr.) nur Formen wie *išjó, išė, pradė,* während im südlichen Teile auch Präterita, wie *važiáu* üblich sind. Auffällig ist noch ein andrer Gegensatz. Ich habe in der Suvalkija nur Bildungen ohne *-j* gehört, wie *pradė.* Dazu stimmt im allgemeinen die Schreibung bei Brugmann und Wolter, Lit. Chrest., wie 377$_4$ *pradė,* 377$_{10}$ *pasdabà,* $_{38}$ *išė* u. v. a., während in den Liedern aus Tauta ir Žodis in Übereinstimmung mit der Wolfenbüttler Postille nur Formen mit *-j,* wie *lydėj, waikščioj* stehen. In Wolters Prosasammlungen sind einsilbige Formen unmöglich. Es heißt Lit. Chrest. 377$_{26}$ *êjā,* aber 377$_{27}$ *príė,* $_{34}$ *iné,* $_{38}$ *išė,* 376$_{19}$ *nuvė,* 377$_{15}$ *insdė,* 377$_4$ *pradė,* 378$_7$ *atà* (= *atājo*), 379$_8$ *atjà.* In den Dzūkischen Liedern finden sich wie in den Liedern aus Garlava bei Brugmann auch einsilbige Formen, wie II 306 (Nr. 85)

Digitized by Google

kloj, II 369 (Nr. 220) *šlau,* I 262 (Nr. 134) *dáu* (= *dãvo*). In Slonim gibt es *dau* auch in Prosa (Lit. Mitt. IV 170f.). Der Vollständigkeit halber will ich noch hinzufügen, daß überall neben den scheinbar verkürzten Präteriten auch die vollen Formen stehen[1]).

Nun wird in der Suvalkija, in deren südlichem Teil Dzūken wohnen, auslautender kurzer Vokal streng bewahrt. Eine Ausnahme bildet nur die 1. und 2. Pluralis wie *sùkam(e), sùkat(e)* oder der Lok. Sg. wie *galvõj,* wo durch Abfall des *-e* die sonst dreisilbigen Formen den übrigen zweisilbigen Formen des Paradigmas auch in der Silbenzahl angeglichen werden, gelegentlich die 3. Sg. auf *-i* wie *gãli,* wo die Synkope von den schwächer betonten Hülfszeitwörtern *gãli, tùri, nóri* ausgegangen sein mag, und manchmal auch der Vokativ. Aus den dzūkischen Liedern in der Tauta ir Žodis kenne ich erwähnenswerten Vokalabfall nur in I 152 (Nr. 21) *sveikin,* II 341 (Nr. 160) *kecin,* II 364 (Nr. 209) *kalbin,* die insofern sich gleich sind, als es sich überall um Ableitungen auf *-inti* handelt, und ganz vereinzelt in Marcinkonys und Perloja in der 3. Sg. des Optativs, wie I 215 (Nr. 36) *nuveit* u. a. Vielleicht haben hier, wo es sich um Poesie handelt, rhythmische Gesetze mitgespielt. Von diesen Einzelheiten abgesehen

---

[1]) Diese sogenannten synkopierten Praeterita reichen bis in das preußisch-litauische Grenzgebiet hinüber. So hörte ich Ostern 1927 in Matzutkehmen am Wysztyten-See *negáu, išė, išjó, važiaváu* usw. neben den Praesentien *išjóje, išvažiúoje.* Nachträglich sehe ich, daß auch Doritsch a.a.O. XLI aus demselben Ort *pradè* und *práde* notiert, wo ich die Betonung für sehr zweifelhaft halte. Auch Cappeller, IF. XXXI 433 und ib. 437 kennt aus einer etwas nördlicheren Gegend (Dozuhnen und Jucknischken) ganz vereinzeltes *turė* und *mìsly.* Vgl. auch IF. XXXV 116. Aber die Verbreitung auf preuß.-lit. Gebiet ist mir ganz unklar. In Matzutkehmen sind m. E. diese Formen gewöhnlicher als die volleren *negãvo išẽjo* usw. Meinem Gewährsmann aus Kisseln, dem 71jährigen Instmann Adomat, der aus Gr. Sodehnen bei Pillupönen stammte, also zwischen Matzutkehmen und Dozuhnen beheimatet ist, waren die kürzeren Formen völlig unbekannt. Auch *kàp* und *tèp,* die für *kaĩp* und *teĩp* in der Umgangssprache in Matzutkehmen fast allein üblich sind und auch bei Cappeller sich finden, waren ihm fremd. Da das Litauische südlich Stallupönen heute fast so gut wie ausgestorben ist, wird sich die ehemalige Verbreitung kaum noch bestimmen lassen. Doritsch a.a.O. LXXX führt weiter aus Serbenten, das unmittelbar dem nördlichen Teil der Suvalkija benachbart ist, ein *važ'ó* und *įkapó* an. *važ'ó* kann an der betreffenden Stelle (40_{35}) kaum etwas andres als Praeteritum sein, und es wäre verlockend, es dem unten zu behandelnden ostlit. *-važjà* gleichzustellen. Aber ich wage bei der Isoliertheit der Form keine Entscheidung. Dagegen ist das angebliche Praeteritum *įkapó* eine Erfindung von Doritsch. Es heißt 38_{23} an der betreffenden Stelle *o brólis rãdo įkapó tuós medžùs,* was sicherlich nur ein Mißverständnis für *įkapótus medžiùs* sein kann. K. N.

Digitized by Google

ist Apokope auslautender kurzer Vokale in der Suvalkija und im ostdzūkischen Sprachgebiet unmöglich. Demgemäß kann in einer Form wie *galĕ* kein altes Imperfektum **galĕjat,* wie es Bezzenberger oben XLI 103f. möchte, vorliegen. Allerdings ist ihm a. a. O. 104 Anm. 1 nicht entgangen, daß auslautendes kurzes *-ă* in der Mundart von Garlava nicht abgefallen sein kann. Er sucht daher die Apokope auf *-ĕ* zu beschränken und setzt für *galĕ* älteres **galĕjet* voraus. Wir haben aber, abgesehen von den unsicheren Vermutungen Endzelins, Lett. Gr. 548, nirgendswo im Baltischen einen Anhalt, daß in der 3. Person der *ĕ*-Vokalismus noch erhalten gewesen ist, und die Übereinstimmung zwischen Preußisch, Litauisch und Lettisch in dieser Hinsicht lehrt, daß die Übertragung des *ă*-Vokals auf die 3. Person schon der urbaltischen Sprachperiode angehört. Aber auch kurzes *-ĕ* wäre in der Suvalkija in zweisilbigen Wörtern erhalten geblieben, wie außer dem Vokativ auf *-ĕ šùnes,* oben LIII 149 lehrt. Lokative wie *galvõj* aus *galvojè* darf man nicht heranziehen, da der Vokalschwund lediglich auf dem Prinzip der Silbengleichheit beruht, während *galĕ* aus **galĕjet* in seiner Silbenzahl aus dem übrigen Paradigma herausfällt. Aber noch eine weitre Erwägung macht Bezzenbergers Annahme unmöglich. Von einem Verbum wie *kapóti* lautet das Präsens *kapója,* das Präteritum *kapó.* Da das Baltische auch im Präsens der thematischen Verben die sekundären Personalendungen verwendet, so müßte nach Bezzenbergers Annahme *kapója* auf **kapójăt, kapó* auf **kapójĕt* zurückgehen. Es ist dann aber ganz unverständlich, warum im Präsens in der 3. Person der *ă*-Vokal zur Herrschaft gekommen wäre, in der ganz gleichgebildeten 3. Präteriti sich aber der *ĕ*-Vokal erhalten hätte.

Somit fallen alle Versuche in diesen Präterita alte Imperfekta zu sehen. Ich finde daher keine andre Möglichkeit als diese Präterita auf alte Wurzelaoriste zurückzuführen. Wie ich aus Endzelins Lett. Gr. 682 erfahre, hat das bereits Ul'janov in einer mir nicht zugänglichen Schrift getan. Die Ausgangspunkte wären dann **dēt, *dōt, *stót, (*būt),* aus denen *dė, *dō, stō, (bū)* hätte werden müssen. Davon sind *dė, stó* z. T. nur in der Komposition vielfach belegt, *bu* findet sich Tauta ir Žodis I 179 (Nr. 68). Über *dō* s. u. Von diesen 4 Wurzelaoristen werden zunächst einsilbige Stämme, wie *móti, klóti, jóti, žióti, sėti, spėti* analogisch beeinflußt sein. Von hier aus wurde dann die Bildung auch auf mehrsilbige Stämme, wie *galė* zu *galėti, kapó* zu *kapóti* übertragen. Mitge-

Digitized by Google

wirkt hat bei dieser Übertragung auf zweisilbige Stämme wohl auch der Umstand, daß die Wurzelaoriste im Präsens ursprünglich athematisch flektieren. Nun gibt es aber im Lit. athematische Flexion, die zwar bisweilen nicht alt sein wird, bei mehreren Verben, die außerhalb des Präsens einen zweisilbigen Stamm haben, wie *ráudmi — raudójau, giedmi — giedójau, miẽgmi — miegójau, stóvmi — stovẽjau* u. v. a. Vgl. das Material bei Kurschat, Lit. Gr. 303ff. Es läßt sich zwar nicht nachweisen, aber es ist immerhin sehr wahrscheinlich, daß diese Gruppe der zweisilbigen Stämme die Präteritalbildung *raudó, giedó, miegó, stovẽ* usw. zuerst angenommen hat. Selbst Bildungen, die von vornherein ganz abseits standen, sind der Ausgleichung verfallen, wie die oben aus Wolters Lit. Chrest. angeführten *atà, išẽ, pr̀iẽ* gegenüber *ẽjā*. Hier ist der auffällige Akut auf Vorbilder wie *pradẽ, turẽ* zurückzuführen.

Zu diesen eben besprochenen Präteritalbildungen will nun gar nicht stimmen aus Tverečius Wolter, Lit. Chr. 377_{16} 379_{11} das Präteritum *nuvažjà, išvažjà*[1]), wo *-ā* der Mundart gemäß hochlit. *ō* entspricht, gegenüber dem Präsens 377_5 *atvažjúoja*. Der Gegensatz *-úoja — -ā (-ō)* ist so isoliert, daß man von vornherein etwas Altes darunter suchen muß. Die etwaige Annahme *nuvažjà* sei aus *nuvažjáu* entstanden mit Wandel von *áu* > *á* bei gestoßenem Ton, scheitert erstens an der Länge des *ā*, das auf *ō* zurückgeht, zweitens gilt dieses Gesetz, soweit ich sehe, nur für preußisch-litauische Mundarten. Das Rätsel wird sofort gelöst, wenn wir wieder von den Wurzelaoristen ausgehen. Dann kann als Vorbild für *važjúoja — važjà* < *važjó* nur *dúomi — dō* < **dōt* in Frage kommen, das auch durch apr. *dāi* gefordert wird. Der Gegensatz zwischen *-uo-* im Präsens und *ō* im Präteritum ist der gleiche, wie etwa zwischen 1. Sg. *-uo(si)* und Gen. Sg. der *ă*-Stämme auf *-ō* < *-ōd* oder *-ōt*, d. h. wie Wiedemann, Lit. Präteritum 46f. längst gesehen hat, ohne daß er überall Gehör gefunden hat, ist auslautendes idg. *ō* nur zu *uo* geworden, wenn kein Konsonant mehr folgte, sonst blieb es als *ō* erhalten, vgl. auch Lit. Mund. II 146 und IF. XLII 279. Lit. *dáu* (ob. S. 170) kann daher nur Neubildung sein, s. u. In Slonim (Lit. Mitt. IV 169) hat sich umgekehrt *dúoti* im Präsens ganz nach *važiúoti* gerichtet, sodaß man flektiert *dúoju, dúoji, dúoja*. In Tverečius

[1]) Andre verkürzte Präteritalformen von Verben auf *-uoti* bieten leider die Texte nicht.

Digitized by Google

hat man wahrscheinlich *dúomu* (Wolter, Lit. Chr. 379$_{24}$), *dúomi dúoma* gesagt.

Man wird meinen Ausführungen entgegen halten wollen, daß eine so weit verbreitete Bildungsweise von so wenigen Mustern, wie *bů, dó, dě, stó* ausgegangen sein soll. Ich verweise dazu auf die bereits von Brugmann, Morph. Unt. I 83 angeführte Parallele aus dem Slovenischen und Serbischen, wo heute die 1. Sg. des Präsens von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen (s. Leskien, Serb. Gr. 504) auf *-m* lautet. Hier kann man an der Hand einer reichen historischen Entwicklung zeigen, wie dieses *-m* von *věmь, damь, jamь* herrührt, dann zunächst einsilbige Stämme wie *znam* erfaßt, von hier aus auf zweisilbige wie *pîtâm* übergreift, bis es schließlich die Endung *-u* ganz verdrängt hat. Ferner weise ich auf die hellenistische Endung für die 2. Sg. Präs. Medii auf *-(ε)σαι* hin, die vom Perfektum und wenigen präsentischen Mustern, wie *κεῖσαι* nach Wackernagels schlagenden Ausführungen, Theol. Lit. Zeit. 1908, 639 zunächst auf *πίεσαι* übertragen wurde, weil das alte *πίῃ*, das inzwischen zu *πῖ* werden mußte, jedes Charakteristikum verlor. Von *πίεσαι* wurde dann zunächst das verwandte *φάγεσαι* ergriffen, und von diesen Vorbildern dehnte sich die Endung immer weiter aus. Vgl. auch Blaß-Debrunner, Neutestam. Gr.^{5} § 87.

Geht man, wie es Bezzenberger tut, von einem alten Imperfektum auf *-ĕt* aus, so bleibt ferner unklar, warum sich das alte Imperfektum allein bei Verben, deren Präteritum nur auf *-jo* oder *-vo* auslautete, erhalten hat. Zwar könnte man zur Begründung anführen, daß bei dem größten Teil dieser Verben Präsens- und Präteritalstamm verschieden und somit Zusammenfall dieser beiden Tempora ausgeschlossen war. Aber in zahlreichen Fällen ist auch sonst Präsens- und Präteritalstamm im Lit. wenigstens durch Ablaut geschieden, ohne daß sich hier die betreffenden endungslosen Präterita finden. Bei Verben auf *-yju,* wo der vorbildliche Wurzelaorist nicht vorhanden war und sich außerdem Präsens- und Präteritalstamm kaum unterscheiden ließ, sind Bildungen wie *mìsly* (Brugmann a. a. O. 292) ganz vereinzelt. Dagegen wird die Beschränkung auf Präterita auf *-jo* und *-vo* bei Zurückführung auf Wurzelaoriste wohl begreiflich. Nur ganz selten sind nach diesen Mustern andre scheinbar endungslose Präterita gebildet worden, wie *šẽr* Tauta ir Žodis I 179 (Nr. 68) „er fütterte" und öfter in Kaltanėnai, vgl. Wolter, Lit. Chrest. 386$_{24}$ 387$_{30}$ 388$_{25}$ *atsĩgul,* 387$_{35}$ *apĩdink,* 388$_{16}$ *apĩkas* und Wolters Bemerkungen

Digitized by Google

ebd. 384f., die in der historischen Beurteilung nicht das Richtige treffen[1]). Man wird umgekehrt sagen können, die endungslosen Präterita haben sich nur in solchen Mundarten gehalten, wo kurzer auslautender Vokal nicht abfiel, so daß sie stets vom Präsens unterschieden blieben.

Aber gegen Zurückführung auf Aoriste wie **dēt, *dōt* usw. sprechen scheinbar die Formen mit *-j* oder *-v*, wie in *pradëj, važiáu,* die sich in der Wolfenbüttler Postille und im westlichen Teile des Dzūkischen finden. Im östlichen Teile des Dzūkischen, das nach den immerhin nur spärlich bekannten Texten zu urteilen, Formen auf *-j* und *-v* nicht kennt, verwendet man noch heute Imperative, die den aus altlit. Texten bekannten *dodi, atleid, neved* entsprechen, d. h. es sind wohl alte Optative mit dem aus dem Plural in den Singular übertragenen schwachen Optativsuffix, vgl. oben S. 164. So sagt man in Tverečius Wolter, Lit. Chrest. 379_{26} *dabáj* „gib Acht", 376_{34} *pasniẽdāj* „frühstücke", 382_{8} *nẽ̀j* „geh nicht", 380_{25} *tu suzvãńy* „klappere". In diesen Formen ist dreimal *-j* erhalten, nur einmal hinter *y* ist es geschwunden. Dieser Schwund hinter *y* hat nun bei der engen phonetischen Verwandtschaft zwischen *j* und *y* nichts Auffälliges, wie man aus ähnlichen ostlit. Parallelen *viẽtoj,* aber *vidurỹ* (Lit. Mund. II 44) ersehen kann. Jedenfalls bleibt in Tverečius außer nach *y -j,* dem *i* folgte, erhalten. Nun vergleiche man den Gegensatz zwischen *ńẽ̀j* und *iné, pradé* usw. Würde *pradë* auf **pradëjet* oder **pradëjat* zurückgehen, so würde man, abgesehen von den andern Unmöglichkeiten, den Gegensatz zu *ńẽ̀j* aus *nêji* gar nicht verstehen, zumal nach dem, was andre lit. Mundarten lehren, der Schwund von auslautendem *-i* dem von *-a* zeitlich vorausliegt. Dazu kommt, daß die 3. Person des Präteritums in Tverečius Grundlage zu einer Neubildung geworden ist. Wolter, Lit. Chrest. 382_{7} heißt die 1. Sg. Prät. von *negalẽti negalẽù.* Auch hier ist man von *galë,* nicht von *galëj* ausgegangen, das sicher für die Neubildung bequemer gewesen wäre. Auch das von Doritsch § 258 aus Marcinkonys (Westdzūk.) angeführte *suvedéu* „ich sah" scheint wie *galẽù* beurteilt werden zu müssen. Endlich zeigt das als Neuerung über jeden Verdacht erhabene *nuvažjà,* daß Formen, wie *pradëj, kavój, važiáu, kukáu, dáu* ihr *-j* oder *-u* nur den daneben stehenden Bildungen, wie *pradëjo, kavójo, va-*

[1]) Wenn in den zuletzt genannten Fällen scheinbar *-ẽ* abgefallen ist, so beruht das auf dem Gegensatz von *dõ, dáu — dãvė* (Tverečius *pãdevė*).

Digitized by Google

žiāvo[1]), *kukāvo, dāvo,* verdanken. Ein etwaiges **buv* nach *bùvo* zu *bū* hätte wohl *bu* werden müssen.

Über entsprechende lettische Formen, die teilweise wohl wie die besprochenen lit. Bildungen aufzufassen sind, vgl. Endzelin, Lett. Gr. 682.

Die eindeutigen lit. verkürzten Präterita zeigen nunmehr auch den Weg zur Beurteilung der apr. Formen. Da *perpīdai* außer als Präteritum auch als Präsens erscheint, so braucht man *perpīdai* von *kelsāi, peisāi, ettrāi* nicht zu trennen und könnte es auf die Präsensform **perpīdājat* zurückführen[2]). Dann hätten wir die im Apreuß. auch sonst übliche Verwendung von Präsensformen für die Vergangenheit. Ebenso könnte man *billai, viddai* und *driāudai* beurteilen. Unmöglich ist das bei *dai* und *postai,* da ganz anders gebildete Präsensformen daneben liegen. Man wird daher diese Bildungen ohne weiteres lit. Präterita wie *pradėj, dabój* gleichsetzen können. Da Präteritalformen im Apreuß. sehr spärlich überliefert sind, so mag es Zufall sein, daß die Bildungsweise, wie sie im lit. *bylójo* vorliegt, preußisch nicht vorhanden ist. Teilweise ist sie allerdings durch *billē* verdrängt. Durch *postai, dai* wird sie, denke ich, vorausgesetzt, so daß auch apreuß. *i* = *j* auf Kosten von Nebenformen wie **postājat, *dājat* kommt. Wer will, kann die alte *j*-lose Form in *be* „war", wie sicher 59$_{15}$ zu korrigieren ist, wiederfinden neben sonstigem *bēi.* Der Gegensatz zwischen *billā* und *billai,* falls es nicht präterital verwandtes Präsens ist, würde sich am einfachsten so deuten lassen, daß *billā* auf **billāt* zurückgeht und in *billai* Kompromißform von **billāt* nach **stāt* und **bilājāt* anzunehmen ist, während *kelsāi* einem **kelsājāt, kaltzā* einem **kaltzāt* entspricht. Vgl. auch van Wijk a. a. O. 16.

Eine besondre Untersuchung verdienen die sogenannten Optativbildungen auf *-sai, -sei, -se, -si,* wie *bousai, baūsei, boūsei, bousei, boūse, bouse, seisei* „sei", *dāsai, dase* „gebe", *audasei, audasseisin* (I), *audaseysin* (II) „geschehe", *galbsai, galbse* „helfe", *pareysey* (II) „komme", *wirse* „werde", *tussīse* „schweige"[3]), *ebsignāsi* „segne", *pokūnsi* „behüte". Berneker 226f. hat im Anschluß an Brugmann, Gr. II[1] 1187, 1351 einen Injunktiv mit einer

[1]) Wo das Präteritum *važėvo* lautet, heißt die verkürzte Form *važeu* (Lit. Mitt. IV 172).

[2]) Ähnlich auch van Wijk 148f.

[3]) Trautmann hat im Lexikon 452 *tussīse* im Gegensatz zu 286 versehentlich als Konjunktiv gedeutet.

Digitized by Google

Partikel *ai* gesehen. Dagegen hat sich mit aller Entschiedenheit Bezzenberger, oben XLI 123ff. gewandt und hat unter Zustimmung Trautmanns 286 die alte Ansicht Bopps, der in *dāsai* einen alten Optativ des *s*-Aoristes zu erkennen glaubte, wieder zu Ehren zu bringen gesucht. Ihnen hat sich nicht nur Solmsen, oben XLIV 172ff. angeschlossen, sondern auch Brugmann ist in der 2. Aufl. des Grundrisses II 3, 423 sehr geneigt, ihnen zuzustimmen. Ebenfalls Anhänger der Optativtheorie scheinen Nieminen a. a. O. 111f. und Endzelin zu sein.

Bezzenbergers Hauptstütze ist die, daß die Formen Dowkonts, wie *sugausai, turiesai,* die Brugmann durch Geitler, Lit. Studien 60 und Schleicher, Lit. Gram. 227f. kannte, durchaus nichts Optativisches an sich haben, sondern reine Futura sind und nur aus rhythmischen Gründen mit den gewöhnlichen Futurbildungen abwechseln. Eine Partikel *-ai* schwebe im Altpreuß. völlig in der Luft. Trautmann und nach ihm Solmsen haben dann den weiteren Schritt getan, indem sie Bildungen, wie *bousei* an die griech. Optative wie *λύσειε* anschlossen und so eine neue Stütze für Wackernagels Beurteilung der sogenannten äolischen Optative (Verm. Beitr. 42ff.) fanden.

Geht man zunächst von der syntaktischen Verwendung aus, so stehen die betreffenden Formen erstens in unabhängigen Sätzen für die 3. Sg. des Imperativs, also im voluntativen Sinne, wie 47_{16} *audasei* „geschehe", *bousei* „es soll sein". Einmal 35_6 steht *galbse* „hilf" auch für die 2. Sg. des Imperativs, wie umgekehrt sich 7_5 *pergeis* (I) für die 3. des Imperativs findet. Nach dem, was oben S. 161f. darüber ausgeführt wurde, ist solche Vermischung für das Apreuß. nicht weiter auffällig. Nun hat zwar Bezzenberger, oben XLI 124 *galbse* als 3. Sg. zu erweisen gesucht, weil an der betreffenden Stelle 35_6 *„sta galbse mans mijls Taws endangon" taws* im Nom. und nicht im Vok. steht gegenüber 35_8 *essestan pokuntieis mans Dengnennis Tawa,* wo *tawa* im Vok. steht, also müßte man an der ersten Stelle übersetzen: „das helfe uns der liebe Vater im Himmel". Bezzenbergers Ansicht wäre nur dann richtig, wenn das Apr. den Vokativ vom Nominativ noch scharf schiede. Das ist aber nicht der Fall, wie z. B. 53_{18} *taws* (Vok.) u. a. deutlich zeigen. Oft streift die imperativische Bedeutung hart an die optativische des Wunsches, wie 81_{18}ff. *ebsignāsi bhe pokūnsi* „segne und behüte", *boūse* „sei" und 81_{21} *erlāngi bhe dāsai* „erhebe und gebe", wo *erlāngi (poswāigstinai)* mit *dāsai* syntaktisch auf gleicher Stufe stehen. Seltner finden sich die be-

Digitized by Google

treffenden Bildungen in abhängigen Sätzen, wie 57_{35} 63_{20} *boūsei*, 65_{7} *bousei*, wo sie dem deutschen Konjunktiv „sei, seien" nachgebildet sind. Auf deutschem Einfluß „es sei — oder" beruht dann auch der Gebrauch 59_{1} *bousei — adder*, 61_{4} *bousai — adder*.

Eine richtige Entscheidung, ob Futurum + Partikel *ai* oder Optativ eines *s*-Aoristes gibt die Syntax nicht, da bekanntlich das Futurum im Baltischen in seiner voluntativen Bedeutung der des Optativs sehr nahe kommt. Siehe die Literatur darüber bei Endzelin, Lett. Gr. 746. Wenn aber Kurschat, Lit. Gr. 370 den voluntativen Gebrauch des Futurs nur auf die 1. und 2. Person beschränkt, so stimmt das nur insofern, als das Litauische für die 3. Person in der Regel den Permissiv verwendet. Auch für die 3. Person läßt sich der voluntative Gebrauch noch nachweisen, z. B. Lit. Mitt. IV 184 in einer mundartlichen Wiedergabe der Schöpfungsgeschichte: *Ir pasake Dzievas: bus šviesu* „es werde Licht" *ir stojosi šviesù*. Außerdem kann man oft in der Bibelübersetzung beobachten, daß ein Ausdruck, den Luther mit „soll" wiedergibt, im Litauischen in der 3. Futuri steht. Im Lettischen wird *bûs* mit Infinitiv in der Bedeutung „sollen" gebraucht. Selbst das Apreuß. hat trotz der trostlosen und spärlichen Überlieferung ein einwandfreies Beispiel in dem Gegensatz 35_{23} *audāsin* „geschehe", aber 7_{5} *audasseisin* (I), 13_{4} *audaseysin* (II), 47_{16} *audasei*[1]).

Muß also von der syntaktischen Seite aus die Frage unentschieden bleiben, so bringt vielleicht die formale Seite eine Klärung. Es ist immerhin auffällig, daß der *s*-Aorist, der sonst im Baltischen abgesehen von Injunktivformen wie *eismà* keine Rolle mehr spielt, ausgesucht in dem seltnen Optativ des *s*-Aorists bewahrt sein soll. Ferner läßt sich durch nichts begründen, daß die betreffende Bildung bereits aus idg. Zeit stammt. Es ist sehr

[1]) Das enge syntaktische Verhältnis zwischen Futurum und Imperativ hat auch im Lit. zu einer gemeinsamen Neubildung geführt. In den dzūkischen Liedern aus Merkinė, Tauta ir Žodis II und z. T. auch aus Perloja ebd. I lautet die 1. Plur. des Futurums auf *-sium(e)* aus, in Perloja steht daneben auch *-sim*. Die Endung kann nur nach der Proportion *aīsi* : *aīsit* = *aīsiu* : *x* = *aīsium* entstanden sein. Daß das Präsens der *ă*-Flexion von dieser Analogiebildung unberührt geblieben ist, liegt offenbar daran, daß *-iu* in vielen Teilen des lit. Sprachgebietes, namentlich wenn unbetont, fast wie *i* klingt, ein *-sim* also einem *-sium* viel näher liegt, als ein *-am* einem **-um*. Wenn die *i*-Klasse gleichfalls kein **-ium* kennt, so ist das wahrscheinlich Zufall der Überlieferung. Prof. Krėvė-Mickevičius, der verdiente Herausgeber der Lieder, erklärte mir, daß auch *gālium* für *gālim* u. a. gelegentlich vorkämen. Wohl aber hat überall, wo die 1. Plur. *-sium* lautet, auch die 1. Plur. des Imperativs die Gestalt *-kium* für *-kim* angenommen.

Digitized by Google

wohl möglich, daß sowohl das Altindische, das den Optativ des Aoristes nie systematisch ausgebildet hat, wie das Griechische, das in den Optativen auf *-σαι-* sicher eine Neubildung besitzt, unabhängig von einander einen Optativ des *s*-Aorists gebildet haben. Aber selbst der *-σει-*Optativ ist von Günther IF. XXXIII 407 ff. als alt angezweifelt und aus dem *-σαι-*Optativ erst abgeleitet worden. Gleichgültig, ob die Zurückführung von *λύσειαν* auf **λυσαιαν* richtig ist, sicherlich hat Günther mit Recht hervorgehoben, daß die ai. Optative des *s*-Aoristes wie *taruṣema* für die Färbung des Vokals hinter dem *s* nichts ausgeben.

Ist so das Alter des Optativs des *s*-Aoristes zum mindesten sehr umstritten, so kommt noch etwas zweites erschwerend hinzu. Wurzeln wie *búti* und *dúoti,* die den Kern der angeblichen apreuß. Optative auf *-s* ausmachen, bildeten im Indogermanischen nicht den *s*-Aorist, sondern den Wurzelaorist, wie die Übereinstimmung zwischen Griechisch und Indisch zeigt, die allein in dieser Frage entscheiden können. Auch das Litauische kennt die betreffenden Wurzelaoriste *bū́* und **dọ́* noch, wie oben S. 171 ff. nachgewiesen wurde. Der *s*-Aorist der Wurzel **bhevə* im Italischen und Slavischen will nichts besagen, da in diesen Sprachen der Wurzelaorist nicht mehr lebenskräftig ist. Wer *bousai, boūsei* erklären will, muß meines Erachtens zunächst versuchen, es an verwandte Formen der übrigen baltischen Sprachen anzuknüpfen. Lettisches *iesiem,* das zuerst Bielenstein mit den apr. Formen in Zusammenhang brachte, hat Endzelin, Arch. f. slav. Phil. XXXII 295 wohl mit Recht als Neubildung nach *iêsiẽt* erklärt, aber Lett. Gr. 689 zieht er auch Verwandtschaft mit der Bildung in *boūsei* in Erwägung.

Wenn Bezzenberger die Partikel *-ai* im Preußischen sonst nicht findet, so bedeutet das bei den spärlichen apr. Sprachresten gar nichts. Ebenso gut hätte er auf Grund Kurschats Lit. Grammatik, die doch ein ungleich größeres und zuverlässigeres Material verarbeitet, getrost behaupten können, daß das Litauische eine Partikel *-ai* in der Verbalflexion nicht kenne. Ebenso wenig stimmt Bezzenbergers zweite Behauptung, daß im Apr. das 1. Glied in *boūsei, dāsai,* nämlich **bous, *dās* nicht vorhanden sei. Das Futurum ist im Apr. fast stets umschrieben, s. Trautmann 291, wie 63_{29} *wīrst boūuns* = lit. *bùs*. Die apr. Futurformen, die Bezzenberger oben XLI 123 und Trautmann 290 anführen, können syntaktisch und formell beinahe alle auch Präsentien sein (vgl. auch Endzelin, Lett. Gr. 546 Anm. 2). Nur bei *postāsei* „wirst,

Digitized by Google

werdest" wird man wegen *postānai* an ein Futurum denken müssen. Es war demnach kaum Gelegenheit zu einer Futurbildung wie lit. *bùs* gegeben. Trotzdem liegt die von Bezzenberger vermißte Form in *audāsin* in der Tat vor, man darf sie nur nicht, wie es geschehen ist, ohne jeden Grund als Druckfehler verdächtigen[1]). Trautmann 284 im Anschluß an Bezzenberger oben XLI 110 sieht in *audāsin* einen Injunktiv **audāt* + *sin,* in dem er das postulierte **dāt* dem ved. *dāt* gleich setzt. Wer die 3. Bitte in den 3 Katechismen 7_5 *audasseisin* (I), 13_4 *audaseysin* (II), 35_{23} *audāsin* (Ench.) gegenüberstellt, kann in der Auffassung von *audāsin* gar nicht zweifelhaft sein. Wie in *audaseysin* ist nach langem Vokal *s* nur einmal geschrieben. Es zerlegt sich also in *audās* + *sin,* während die entsprechende Form in I und II um die Partikel *-ai (-ei)* vermehrt ist. Das 35_{27} im abhängigen Satze gebrauchte *sien audāst* „geschehe" ist, wie oft im Preußischen, der Indikativ.

Durch die richtige Analyse von *audāsin* gegenüber *audaseysin* wird also für das Preußische eine Partikel *-ai (-ei)* erwiesen. Gibt es nun in gleicher Funktion dieselbe Partikel in dem verwandten und benachbarten Litauischen? Schlägt man allerdings das große Lexikon von Būga auf, so findet man darüber nicht genügende Auskunft. Er führt aus der Verbalflexion 20a nur an: „žem. *sākai* < *sāka* + *ai* = *sāko*"[2]). Schon oben S. 176 war auf das Material aus Dowkonts Schriften hingewiesen worden, das durch Geitler und Schleicher bekannt wurde. Der erste hat die betreffenden Dowkontschen Verbalformen auch richtig beurteilt. Dowkonts žemaitische Mundart trägt nun kein einheitliches Gepräge. Was er irgendwo an sprachlichen Merkwürdigkeiten hörte, hat er in seinen Schriften auch verwandt. Wie weit Bezzenberger im Recht ist, wenn er *bùs* und *búsai* bei Dowkont als gleichbedeutend hinstellt, kann ich nicht nachprüfen. In den Teilen des žemaitischen Sprachgebietes, wo *-ai* heute noch gebräuchlich ist, läßt sich ein deutlicher Unterschied zwischen *bùs* und *búsai* wahrnehmen.

Ich bin auf diese Formen wieder aufmerksam geworden, als ich bei einem Aufenthalt in Polangen fortgesetzt Bildungen, wie *ỹrai, búsai, k'àpsai, dòūsai, pradìēsai* zu hören bekam. Herr Pfarrer Sragys aus Plungė (vgl. Lit. Mund. I 396ff.), der heute als der beste Kenner der žemaitischen Mundarten gilt, teilte mir mit,

[1]) So Berneker 227.

[2]) Nieminens Ausführungen über die lit. Partikel *-ai* a. a. O. 40 und Anm. 2 stehen ganz im Banne der Tradition.

Digitized by Google

daß diese Bildungen nur in der Umgebung von Polangen und Darbėnai gebräuchlich sind, also auf einem ganz engen Sprachgebiet. In seiner Heimat Salantai, die nur 20 Kilometer von Darbėnai entfernt liegt, seien sie fast unbekannt. Man kann nun jedes beliebige Verbum in der 3. Person Präsentis und Futuri mit dieser Partikel *-ai* versehen, also z. B. *prãdedai, pradẽsai, dìrbai, dìrbsai, sãkai, sakýsai, tùrei, turẽsai, nórei — norẽsai.* Die Partikel *-ai* hebt die Handlung des Verbs nachdrücklich hervor, z. B. *„òns nùōrẹi mẹĩgo“* „er will wirklich Schlaf“ oder *„brùōlis ỹrai swẽìks“* „der Bruder ist wirklich gesund“. Daher eignet sie sich auch sehr bei Imperativen und Permissivbildungen [1]) (s. u.). Da *bùs* auch voluntative Bedeutung haben kann (s. ob. S. 177), so kann unter Umständen auch *búsai* sich mit dem apr. *boūsei* nicht nur formell, sondern auch syntaktisch völlig decken. Wer will, mag die Übereinstimmung zwischen apr. *boūsei*, žem. *búsai* in Polangen und Darbėnai auf alte nachbarliche Berührung zurückführen. Durch die Forschungen Būgas, Aisčių praeitis vietų vardų šviesoje Kaunas 1924 [2]) und Karges, Die Litauerfragen in Altpreußen in geschichtlicher Beleuchtung, Königsberg 1925, wissen wir heute, daß die Preußen ursprünglich bis zur Memel, vielleicht sogar darüber hinaus gewohnt haben. Das Memelland war im Mittelalter fast unbesiedelt. An den Nordwestzipfel des Memellandes grenzt unmittelbar der Landstrich Polangen an. Ich halte daher eine sprachliche Berührung, vielleicht durch Vermittlung des ausgestorbenen Kurischen nicht für unmöglich.

Über die sonstige Verbreitung der Partikel *-ai* kann ich nur ganz unsichre Angaben machen. Sicherlich stammen Dowkonts Bildungen: *nušausai, turėsai, sugausai, džustai, nelausai, vystai, plaukiai, krimtai, pavystai, telystai, tejėdai,* die durch Schleicher und Geitler zum ständigen Inventar der lit., ja selbst der vergleichenden Grammatik geworden sind, aus Polangen oder Darbėnai. Auch, was Wolter, Lit. Chrest. 384_{28} ohne Dialektangabe anführt: *búsai, dúosai, nuskẽstai, atsitiñkai* kann demselben Sprachgebiet angehören. Die Verbreitung des seltsamen *rẽgiteis* „videtur“, das Jaunius-Būga, Lit. Gr. 163 als žem. anführen und als

[1]) Das durch Jušk. Wört. 524b, 718a überlieferte *ìmai*, (*imaĩ*?) (Endzelin. Lett. Gr. 688 Anm. 1) „er möge nehmen“ neben *mà* könnte vielleicht für *teìmai* stehen, und würde dann ebenfalls hierher gehören. Aber ich weiß nicht bestimmt zu sagen, wo das Wort üblich ist.

[2]) Die deutsche Übersetzung ist abgedruckt in der Festschrift für Streitberg S. 22ff.

Digitized by Google

* *regiti* + *ai* + *si*(?) erklären, kann ich innerhalb der žem. Mundarten nicht genauer angeben. Ein Präsens „*truktai*" „es mangelt" will ferner Geitler in Šiaulen gehört haben. Dazu würde stimmen Lit. Mitt. I 360 (Schauler Mundart) *bet ką če prisidėsai gaigoti* „aber was kann ihr das Klagen helfen!" Nach Nieminen a. a. O. 111f. hat Endzelin in einer mir nicht zugänglichen Arbeit in *telystai* eine Optativform sehen wollen. Das ist nach dem, was ich über den Gebrauch der Partikel *-ai* ausgeführt habe, ganz unmöglich. Dagegen muß man bei ostlit. Beispielen aus Jablonskis Syntax 25, 37 *nėra kas valgai* (= *nėra valgytojo*), *nėr kas rāšai, atsiras kas darai* wegen der daneben stehenden *nėr kas dirby, vežy, miny (dirbie, vežie, minie)* und der Betonung in *rāšai* mit einem Optativ rechnen, vgl. auch Nieminen a. a. O. Formell ganz unklar sind mir ostlit. *t'asijįlsai, t'anŷktai,* die ich Lit. Mund. II 115 fälschlich für Optative gehalten habe. Ich neige heute eher zur Annahme einer Partikel, aber dann würde ich *t'asijilsei* und *t'anŷkstai* erwarten.

Während also *-ai* für die 3. Person des Präsens und Futurums fast nur für ein begrenztes Dialektgebiet des Žemaitischen zu gelten scheint, wird die Partikel *-ai* an den Imperativ besonders in ostlit. Mundarten angefügt. Vgl. Wolter, Lit. Chrest. 490$_5$ *pagižjūrêkai,* 490$_3$ *pagikinkŷkai,* 364$_{6.7}$ *paláukai,* 366$_{21}$ *pasakýkai,* Būga, Aist. Stud. 57 Anm. *sakýkai.* Bildungen besondrer Art sind aus Jušk. Wört. ohne genaue Dialektangabe 393a *ėdaĩ,* 718a *kertaĩ kentaĩ*[1]). Hier liegt ein Imperativ, wie *ved* < *vedi* zu Grunde, also *ėd(i), kert(i), kent(i),* an den dann die Partikel *-ai* getreten ist[2]). Gleichfalls aus ostlit. Sprachgebiete (Disna) führt Būga, Aist. Stud. 79 ein *duõ maĩ* „gib mir" an, das auch neben *dārai, sākai, rāšai, láidz* in Švenčionys gesprochen wird, wie mir ein Litauer, der mehrere Jahre dort Lehrer war, mitteilte. Vgl. dazu auch Jaunius-Būga, Lit. Gr. 167; Jablonski, Lit. Gr.^{2} 84f. und Bezzenberger oben XLIV 25, ferner aus Wolter, Lit. Chrest. 384$_{18}$ 386$_{33}$ *padārai,* 384$_{18}$ *pasākai* oder aus dem Wilnaer Sprachgebiet (Lit. Mitt. IV 177) *ne sudei*[3]) „salze nicht", *ažkinkei, rašei,* Jablonski, Synt. 20 *sáugais* (refl.), *klausai.* Es ist sehr wohl möglich, daß sich *duõ maĩ* wegen der ganz anders entstandenen *rāšâi, dārai,* usw., zu denen es in der Endung scheinbar stimmte, überhaupt nur

[1]) Einen weiteren Beleg für *kertaĩ* „hau ein", *kentaĩ* „halt aus" kenne ich aus einer Sprichwörtersammlung bei Jurkšat 122$_{6.7}$.

[2]) Falsch darüber, Lit. Mund. II 204.

[3]) Der Diphthong *ai* scheint in diesem Sprachgebiet zu *ei* geworden zu sein.

Digitized by Google

erhalten hat. I. A. XLII 50 habe ich *duõ maĩ* aus *duõ* + *m(i)* + *ai* erklärt, wozu ich das entsprechende *duokimgi* aus *dúoki* + *m(i)* + *gi* (Jablonski, Synt. 62, wohl = kniga nobažnistes 45) hätte mit anführen können.

Eine kurze Besprechung erfordert noch der Imperativ *duõ*. Wer aus Tverečius neben einander hält, Wolter, Lit. Chrest. 376$_{31.38}$ *duõ mán,* 377$_{2}$ *citeì duõ,* 377$_{10.18}$ *perduõ* und 377$_{28}$ *aĩk, pavãk,* muß über den scheinbaren Abfall von *-k* stutzig werden. Denn daß *duõ* ein Imperativ ist, der mit besonderem Nachdruck gebraucht ist, läßt sich nicht wahrscheinlich machen[1]). Nun gibt es aber in diesen Gegenden noch andre abweichende Imperative, wie in Tverečius 379$_{12}$ *k'ẽp,* 380$_{27}$ *atkìmš',* 382$_{8}$ *ńẽj,* 377$_{2}$ *aĩ',* 379$_{16}$ 380$_{1.16}$ *sẽć*[2]), in Kaltanėnai 385$_{36}$ 386$_{33}$ *pajiñ,* 387$_{45}$ 388$_{1.6}$ *atsikeĩ',* 388$_{19}$ *nekljùd'* oder dem Wilnaer Gebiet 389$_{21.22}$ *nèš',* 398$_{30}$ *paduõ,* 400$_{32}$ *vèd'ź,* 400$_{36}$ *pakūkúoj', pavairúoj'.* Nimmt man schließlich aus dem südlichsten Wilnaer Sprachgebiet (Lit. Mitt. IV 177. 179) hinzu: *veidzi, atdar, atspir, iškin', ne sugurin, ne razdauž, gin', giedzi, atlaidz', nezgir, ažriš* und findet neben diesen altertümlicheren Bildungen auch ein *duo,* aber ein *padẽk Dziev tau,* so kann die Erklärung von *duõ* nicht mehr zweifelhaft sein. Lit. Mund. II 218 habe ich zu zeigen versucht, daß *padẽk Diẽvas* in Juškievič Liedern wegen seines besondern Gebrauchs fast regelmäßig zu *padẽ Dievs* geworden ist. Wenn nun hier *-k* erhalten bleibt, so kann es in *duõ,* das nicht wie *padẽk Dziev* eine Sonderstellung einnimmt, nicht abgefallen sein. Also kann *duõ* nur auf altes imperativisches **dõ* zurückgeführt werden, das wohl auch in lat. *cĕdō* vorliegt. Vgl. auch Endzelin, Lett. Gr. 686 und Anm. 2.

Die Untersuchung über die Partikel *-ai* in der Verbalflexion hat also ergeben, daß sie vornehmlich im Ostlitauischen als Verstärkung des Imperativs verwandt wird und außerdem in einem eng begrenzten žemaitischen Sprachgebiet an die 3. Person des Präsens und Futurums tritt, wodurch den betreffenden Bildungen ein stark affirmativer Sinn verliehen wird. Da das Altpreußische das Futurum in der Regel umschreibt, so ist es begreiflich, daß

[1]) Ganz anders steht das bei *dãkšė'* (Lit. Mund. II 218), wo der Nachdruck ganz auf dem *-šė'* liegt und der erste Bestandteil dadurch fast bedeutungslos geworden ist. Man würde es daher am besten mit dem stark emphatischen „her!" wiedergeben können.

[2]) *sẽć* „setz dich" für *sėd'ź,* wie *daũk* für *daũg.* Da für *sẽstis* besonders im Imperativ (Wackernagel, Sprachl. Unters. zu Homer 63 Anm. 1), aber auch sonst *sẽsti* eintreten kann, so muß der Schleifton in *sẽć* aus *sẽstis* stammen. Vgl. W. Schulze, oben XLIV 131.

Digitized by Google

sich die Reste der alten Futurformen fast nur in Bildungen, wie *dāsai, boūsei* erhalten haben, weil sie infolge ihrer andern syntaktischen Verwendung in ihrer Bedeutung vom reinen Futurum abgerückt waren. Der Umstand, daß die Endung *-sai, -sei* den imperativisch gebrauchten Optativen auf *-ais, -eis* sehr nahe stand, mag ferner zur Erhaltung dieser Futurformen mit beigetragen haben. Für die Präsensbildungen auf *-ai* ist im Litauischen außer in den Permissivbildungen mit *te* wie *telystai* voluntative Bedeutung ganz unmöglich. Infolge davon müssen etwaige apreuß. Präsentien mit der Partikel *-ai* auch syntaktisch wie im Litauischen zu den gewöhnlichen Präsentien stimmen. Ein solches um eine Partikel *-ai* verstärktes Präsens liegt nun meiner Meinung nach sicher in apr. *turei* (Berneker 213) vor, das genau žem. *tùrẹi* entspricht. Bezzenberger, oben XLI 92, der den Gegensatz von *turri* mit *rr* gegenüber 15maligem *turei*[1]) (2. und 3. Sg.) scharf hervorgehoben hat, kann der Erklärung nicht anders Herr werden, als daß er Lesefehler des Setzers für *turri* annimmt. Das wäre dann bei dem recht geringen Umfang der apr. Sprachdenkmäler reichlich oft geschehen. Auch in *pogaunai* = žem. *pagáunai* (oben S. 166) wird man die Partikel *-ai* suchen müssen. Wie weit andre Präsentien auf *-ai, -ei* wie *turei* zu beurteilen sind, halte ich bei dem vereinzelten Vorkommen solcher Bildungen für ganz unsicher.

Es bleibt nur noch der Gegensatz zwischen *bousai, boūsei, bouse, ebsignāsi* zu besprechen. Da altpr. auslautendes *-ai,* wo es analogischen Einflüssen nicht ausgesetzt war, immer rein erhalten blieb und nur *-ei* zu *-e, -i* werden konnte (Nieminen a. a. O. 66f. mit Literatur), so müssen die drei zuletzt genannten Formen zusammengenommen werden, und es bleibt demnach nur *-ai* und *-ei* als Endung übrig. Dieser Gegensatz läßt sich verschieden deuten. Berneker 226f. sieht in der 3. Person *bùs* Zusammenfall von alter Injunktivform und Futurum auf ursprünglich *-si.* Ich bin Lit. Mund. II 31f. von andern Erwägungen aus zu einem ähnlichen Resultat gekommen. Daher halte ich die Bernekersche Ansicht *-si* + *ai* > *sei*[2]), *s* + *ai* > *sai,* die Bezzenberger, oben XLI

[1]) Nur 65_{80} ist *turrei* geschrieben.

[2]) Futurformen der 3. Person auf *-si* finden sich auch abgesehen von dem von Bezzenberger ob. XLI 126 Anm. 1 mitgeteilten Material vereinzelt noch in der Wilnaer Postille von 1600, z. B. 51b *kursay turi paduksi bagotistose savo, nupuls, o teysus visad kaip žalias lapas pražisi* oder 58a *kaip medis sutriuneięs, kursay ney pats žinosi, kada bus nuog veio išverstas.*

Digitized by Google

126 verwirft, für wohl erwägenswert. Wie aber im Präsens apr. *turei, pogaunai* žem *tùrėi, pagaúnai* neben einander stehen, so kann diese Doppelheit des Präsens, wo sie wohl begründet ist, auch für das Futurum maßgebend geworden sein. Zu erwägen ist endlich auch, daß *-ais* neben *-eis* in den imperativisch gebrauchten Optativen auch auf das syntaktisch gleich gebrauchte Futurum auf *-sai* gewirkt haben mag. Jedenfalls läßt sich die Doppelheit *-sai, -sei* sehr wohl aus dem Apreuß. heraus erklären, und es ist überflüssig darin schon eine in der idg. Ursprache ausgeprägte Erscheinung sehen zu wollen.

Halle a. S. F. Specht.

Zur griechischen Enklise.

Seit Wackernagels bahnbrechendem Aufsatz, ob. XXIII 457ff. steht es fest, daß der griechische Verbalakzent im wesentlichen mit dem altindischen übereinstimmt und die indische Verbalbetonung zusammen mit der griechischen darauf hinweist, daß das idg. Verbum im Hauptsatz ursprünglich enklitisch gewesen ist[1]). Diese Lehre Wackernagels ist fast allgemein angenommen worden und hat nur den Widerspruch Bezzenbergers erfahren, BB. XXX 167ff., ob. XLII 62ff. Was gegen Bezzenberger spricht, hat Wackernagel IA. XLIII 54 selbst hervorgehoben. Trotzdem besteht ein scharfer Unterschied in der Art, wie das Altindische und Griechische das dem Enklitikon vorausgehende Wort betonen.

Im Altindischen hat das vor dem Enklitikon stehende Wort, falls es nicht selbst enklitisch ist, den Ton und zwar auf derselben Stelle, auf der er auch sonst stünde, falls kein Enklitikon folgt. Ich gebe für diese bekannte Erscheinung ein paar Beispiele: Ṛgv. 1, 123$_1$ *dákṣiṇāyā ayoji* zu *dákṣiṇa-* oder ebd. *amṛ́tāso asthuḥ* zu *amṛ́ta-*, oder ebd. $_6$ *śuśucānáso asthuḥ* zu *śuśucāná-*, ebd. $_8$ *pári yanti* zu *pári* ebd. $_2$ *oṣá agan* zu *uṣás-*, ebd. $_1$ *úd asthād* zu *úd*, oder wenn dem enklitischen Verbum ein andres Enklitikon vorhergeht 1, 152$_7$ *á vām mitrāvaruṇā . . . . ávasā vavṛtyām*, 1, 153$_4$ *ápaśca pīpayanta*, 5, 71$_1$ *á no gaṅtaṁ*. Ganz anders betont nun das Griechische die dem ursprünglichen Enklitikon vorhergehenden Wörter. Bereits Hirt, Griech. Gr.^{2} § 272, Anm. 6 und nach ihm im Anschluß an Bloomfield vor allem Post-

[1]) Widerspruch gegen eine derartige Verteilung der Enklise hat Zimmer, Festgruß f. Roth 173ff. erhoben. Vgl. unten S. 196.

Digitized by Google

gate, On ancient Greek accentuation (London 1925) haben wiederholt darauf hingewiesen, daß bei Akzentzurückziehung im Griechischen der Ton nur um eine More zurückgeht. Aber das Material, das sie geben, ist oft ganz unsicher. Merkwürdigerweise haben sie die Enklitika, an denen sich die Regel am besten zeigen läßt, ganz beiseite gelassen [1]).

Ich habe schon bei der Besprechung des Postgateschen Buches im Gnomon II 689ff. auf verschiedene Fälle hingewiesen, die zeigen, daß Enklitika ihren Ton auf die letzte More des dem Enklitikon vorangehenden Wortes werfen und verweise im einzelnen auf die dortigen Ausführungen. Hier stelle ich die Tatsachen, soweit sie von Wichtigkeit sind, noch einmal zusammen. Bekanntlich wird ein griech. Perispomenon, wenn ein zweisilbiges Enklitikon folgt, oxytoniert, also *ἀγαθοῦ*, aber *ἀγαθού τινος*. Da ein Zirkumflex nicht auf der drittletzten Silbe stehen darf, *ἀγαθοῦ τινος* aber als ein Wortganzes aufgefaßt werden kann, so ist man auf diese Weise mit dem Intonationswechsel fertig geworden. Vgl. Kühner-Blaß, Griech. Gr. I 1, 341 § 89 Anm. 1. Dann müßte man aber mit gleichem Rechte auch *ἄλλως πως* als einheitliches Gebilde fassen und dementsprechend eine Betonung **ἀλλώς πως* erwarten. Ferner spricht dagegen *ἦτοι* für zu erwartendes *ἤτοι*, wo nur ein einsilbiges Enklitikon folgt, und das von Grenfell und Hunt festgestellte Gesetz, daß sich in Papyri auslautender Zirkumflex bei folgendem Enklitikon in den Akut verwandle, z. B. *ψ* 234 *ὥντε = ὧν τε. πολλών τε, τών κε* (Reil, Byzant. Zeitschr. XIX 479f., Jacobsohn oben IL 201). Wackernagel, der Beitr. z. Lehre v. griech. Akz. 19ff. alle diese Fälle besprochen hat, bringt den Intonationswechsel mit dem sogenannten stark geschnittenen Akzent in Zusammenhang und stellt dahin auch die aus der altlat. Prosodie bekannte Kürzung von *si, tu, me* usw. bei folgendem *quidem* [2]). Aber für *ἦτοι* „fürwahr" muß er Beeinflussung im Akzent von *ἤτοι* „entweder" annehmen, obwohl ein *ἦ* in gleicher Bedeutung „fürwahr" daneben stand. Das macht die Deutung nicht gerade wahrscheinlich.

Man kann hingegen alle diese Fälle einheitlich erklären, wenn man Akzentzurückziehung um nur eine More annimmt. Zerlegt man nämlich die griech. Länge in zwei Moren, so bleibt

[1]) Ganz anders urteilt Meillet, Mém. XIII 248 über die Betonungen mit folgendem Enklitikon.

[2]) Ganz anders urteilt über *ἀγαθού τινος* und *ἦτοι* Laum, Über unsre Homerbetonung 31 (Braunsberger Progr. S.-S. 1926).

Digitized by Google

bei dem Zirkumflex der Nachdruck auf der ersten More, beim Akut auf der zweiten More, d. h. der Zirkumflex ist fallend, der Akut steigend betont. Da dem entsprechend, falls ein Enklitikon folgt, bei Akzentzurückziehung um nur eine More der Ton auf die letzte More des vor dem Enklitikon stehenden Wortes fällt, so muß sich eine derartige Akzentzurückziehung in einem Wechsel der Intonation äußern.

Weiterhin unterscheidet sich das Griechische dadurch grundsätzlich vom Altindischen, daß bei der Aufeinanderfolge mehrerer Enklitika alle außer dem letzten den Ton tragen, d. h. jedes Enklitikon zieht wieder den Ton nur um eine More zurück, der dadurch immer auf das vorangehende Enklitikon fallen muß [1]). Von diesem Standpunkte aus erklären sich ganz ungezwungen Betonungen, wie *ἀνά τε, ἀπό τινος, ἐπί οἱ, περί τι, ὑπό τι* gegenüber *ἄνα, γαίης ἄπο, δώρῳ ἔπι, ἦν πέρι, κυνῶν ὕπο* und ved. *ápa naḥ, úpa tvā, pári ṣīm,* auf die Bezzenberger ob. XLII 62 so viel Gewicht legt.

Nur eine weitere Folgerung aus der Regel, die *ἀγαθού τινος, ἦτοι* lehrt, ist es, wenn ein Enklitikon, das sonst als selbständiges Wort den Zirkumflex hat, bei folgendem Enklitikon den Akut erhält (Lehrs, Qu. ep. 127ff.). Man betont also zwar als Fragewort *ποῦ, πῶς, πῇ* [2]), aber als Enklitikon *πού τινα, οὐδέ τί πώ μοι, πώποτε, πήποκα* [3]). Von diesem Intonationswechsel *ποῦ*, aber *πού*

[1]) Zweifel gegen diese Lehre der alten Grammatiker hat erhoben Goettling: Allgemeine Lehre vom Akz. der griech. Sprache 404f. und damit nicht nur gelegentlich auch bei Neueren Beifall gefunden, sondern auch die Handschriften sprechen mitunter für ihn (vgl. Reil a. a. O. 525).

[2]) Über diese Betonungen vgl. Gnomon a. a. O. 690f., 699.

[3]) Die Aeoler, die ja auch sonst zur Barytonese neigen, haben auch in diesem Falle den Ton noch weiter zurückgezogen, wenn auf das ganz vereinzelte *οὐδάμαπῶσλον* Oxyr. X 72 = Diehl, Alk. Fragm. 42$_5$ Verlaß ist (vgl. auch v. Wilamowitz, N. Jahrb. f. d. kl. Alt. XXXIII 241). Die Beurteilung ist deshalb so schwierig, weil sonst daneben Betonungen, wie Sappho 65$_{24}$ *τοῦτο καί μοι*, 68$_7$ *καίτοι*, 68$_{10}$ *καί σ' ἐνν Ἀχερ-*, Alk. 114$_6$ *εἶπέ μ'*, 117$_8$ *αἴ τι δύναι*, 109$_{11}$ *οὐ]δ̣αμά πω* u. a. stehen und man annehmen müßte, daß in allen diesen Fällen die sonst in der *κοινή* übliche Betonung die äolische Barytonese verdrängt hat. *οὐδάμαπῶσλον* ist sonst in der Akzentbezeichnung so einheitlich, daß man dafür fast eine Gewähr für die richtige Überlieferung finden möchte. Man wird unter dieser Voraussetzung für das Äolische vielleicht den Schluß ziehen dürfen, daß man zwar aus Oxytona mit kurzer Ultima Proparoxytona machte, wie *ἐνιαυτόν* zu *ἐνίαυτον* (Oxyr. X 54 = Diehl Alk. 74$_{12}$), aber bei folgendem Enklitikon den Akzent nur um eine More weiter zurückzog, also *οὔδαμα*, aber *οὐδάμα πω*. Dafür spricht auch *πῶ*, dessen Zirkumflex zwar schwerlich historisch richtig ist. Denn ein schon aeol. *πω ἔσλον* hat wohl nur *πώ' σλον* ergeben können. Wahr-

Digitized by Google

τινα (*N* 272) läßt sich nun nicht trennen die Betonung von zweisilbigen Enklitika, die bei Orthotonese den Ton auf der ersten Silbe, bei Enklise auf der zweiten Silbe tragen, also τίνες, aber πολλοί τινές εἰσι. Ebenso behandelt wird die Genetivform ἕθεν. Herodian zu *Γ* 128 berichtet οὗς ἕθεν: ἐγκλιτικῶς ἀνεγνώσθη διὰ τὸ μεταλαμβανόμενον, ἐπεὶ εἰς ἁπλῆν ἡ μετάληψις, οὗς αὐτῆς. τοῦτο δὲ ἐπὶ τῆς ἕθεν φασίν, ὅτι εἰ μὲν εἰς ἁπλῆν μεταλαμβάνοιτο, ἐγκλιτικῶς ἀναγιγνώσκειν δεῖ, εἰ δὲ εἰς σύνθετον, ὀρθοτονητέον. ἕθεν ist also enklitisch, wenn es für das einfache anaphorische Pronomen steht, vertritt es jedoch die Stelle des zusammengesetzten reflexiven ἑαυτοῦ, ἑαυτῆς, so hat es den Akzent. Als Beispiele mögen dienen *A* 114 ἐπεὶ οὔ ἑθέν ἐστι χερείων und *Z* 62 ἀπὸ ἕθεν ὤσατο χειρί[1]). Die zuletzt besprochenen Fälle τίνες — τινές, ἕθεν — ἑθέν stehen im engsten Zusammenhang mit πῶς — πώς, ποῦ — πού und bestätigen so einerseits die Richtigkeit der Erklärung von ἦ — ἦτοι, ἀγαθοῦ — ἀγαθού τινος, anderseits weisen sie auch den Weg zu einer richtigen Würdigung der Betonung von ἀπόδος.

Hatte ich bisher nur Enklitika besprochen, die als solche in der griech. Sprache noch lebendig sind, so ist weiter die Frage erlaubt, ob sich nicht auch Spuren im Verbum finden, das ehemals im Griechischen enklitisch war. Man könnte demnach Überbleibsel der gleichen Betonung im zusammengesetzten Verbum erwarten, nur sind durch das griech. Dreisilbengesetz die Reste auf ein Minimum beschränkt. Denn da der Akzent auf der drittletzten Silbe und bei langer Ultima auf der vorletzten Silbe über alte Betonung nichts Sicheres mehr aussagen kann, so sind in Wirklichkeit Spuren ehemaliger enklitischer Betonung nur dort zu erwarten, wo die Verbalform aus einem einsilbigen Wort mit kurzem Vokal bestanden hat. Derartige Bildungen finden sich nur in den Imperativen δός, θές, ἕς und dem ihnen nachgebildeten σχές u. a., die nach Herodian I 431 komponiert lauten ἀπόδος, κατάθες, ἐπίσχες, ἐπίσπες, (συμ)πρόες, ἐπίφρες. Also überall ist der Ton nur wieder um eine More zurückgezogen. Da Verbalformen wie δός nur in urgriech. Zeit enklitisch gewesen sind, aber genau so behandelt werden wie die sonstigen

---

scheinlich hat πῶ den Akzent erhalten, der ihm bei folgendem Enklitikon zustand, indem ein οὐδαμά πώ ἐστι zu aeol. οὐδάμα πῶ ἐστι wurde, wie aus Ζεύς aeol. Ζεῦς.

[1]) Wegen der widersprechenden Stellen vgl. La Roche, Die homerische Textkritik im Altertum 236f.

Digitized by Google

griech. Enklitika, so muß die Akzentzurückziehung um nur eine More zum mindesten aus urgriech. Zeit stammen.

Indem ich *ἀπόδος* als Wirkung der Enklise auffasse, berühre ich mich mit Meillet, IF. XXI 339f. Nur sieht er in dem Gegensatz der Betonung von *περίθες*, aber ved. *pári dhehi* (2, 30$_9$) eine schon idg. Differenz. Außerdem trennt er *ἀπόδος* von den übrigen Enklitika, wie seine Ausführungen Mém. XIII 248 deutlich zeigen. Wackernagels Bedenken IA. XLIII 55, auf die Erklärung der Betonung von *ἀπόδος* zu verzichten, bis die Imperativform *δός* sicher erklärt ist, teile ich also nicht.

Sicherlich wird man annehmen müssen, daß ursprünglich im Griechischen, falls *ἀπο* und *δος* von einander getrennt waren, d. h. in Tmesis standen, *ἄπο — ⩔ δος* betont war, natürlich mit Ausnahme des Falles, wo ein Enklitikon auf die Präposition folgte, wie Herodot II 181 *κατά με ἐφάρμαξας*. Aber merkwürdigerweise behandeln die meisten griech. Grammatiker die Präposition als ein Proklitikon und beschränken „Anastrophe" der Präposition auf Stellung in der Pause, wie *ἔπτυσε πουλὺ κάτα*, das von Herodian zu *E* 283 aus einem unbekannten Dichter angeführt wird, oder auf Fälle, wie *πάρα γὰρ θεοί εἰσι καὶ ἡμῖν* (vgl. Herodian zu *Γ* 440), wo die Präposition zur Kopula gehört gegenüber *κατὰ ταῦρον ἐδηδώς* mit törichter Begründung. Wer aber einmal alle die Zeugnisse mustert, die Lehrs, Qu. ep. 68ff. über die Anastrophe zusammengestellt und geprüft hat, kommt bei den vielen Unstimmigkeiten unweigerlich zu dem Schluß, daß hier eine grammatische Erscheinung vorliegt, die den Alten in der lebendigen Rede ihrer Zeit ganz ungeläufig war, so daß bei der Festsetzung der Betonungsregel die Theorien stark mitspielten. Dahin rechne ich die Lehre Herodians, daß bei der Stellung der Präposition hinter dem Verbum Tonlosigkeit eintritt, falls noch ein Wort dazwischen steht, wie *K* 95 *τρομέει δ' ὑπὸ* gegenüber *H* 425 *νίζοντες ἄπο* oder bei unmittelbarer Aufeinanderfolge, falls die Präposition die Stelle einer andern vertritt, wie *E* 824 *μάχην ἀνὰ*, wo *ἀνὰ* angeblich für *κατὰ* stehen soll. Gegen die meisten dieser Vorschriften hat sich schon G. Hermann, De em. rat. 101ff. ausgesprochen. In neuster Zeit hat Laum a. a. O. 21 gleichfalls dagegen Stellung genommen. Oft sind die alten Grammatiker selbst uneins, und die Nebenüberlieferung zeigt die Anastrophe, wie bei dem angeführten *K* 95, wo Athenäus XV 688a *τρομέει δ' ὕπο* schreibt [1]).

[1]) Ich erinnere auch an die Betonung Oxyr. XV 66 fr. 12$_7$ *-οισί τ' ὕπο*

Digitized by Google

Der Grund, in Tmesis bei Nachstellung die Präposition zu anastrophieren, läßt sich, wie ich glaube, noch erkennen. Denn während, wie uns der Dialog bei Aristophanes und den Tragikern zeigt, Tmesis in Attika in Resten noch gebräuchlich war[1]), findet sich die Stellung der „Präposition" hinter dem Verbum nie bei Herodot und den Attikern. Vgl. K. W. Krüger a. a. O. § 68, 48, 5. Da man aber sonst „Anastrophe" hinter einem Substantiv sehr wohl kannte und vor allem *πέρι* lange im Gebrauch war, so betonte man auch hinter dem Verbum die Präposition genau wie hinter dem Substantivum. Warum man aber *χηλοῦ δ' ἀπὸ* (*Π* 221), wie *τρομέει δ' ὑπὸ* proklitisch faßt, ist mir unverständlich. Gelegentlich erkennt man auch, wie die Grammatiker ihre Regeln ganz auf Äußerlichkeiten aufbauen. So bemerkt Herodian zu *Σ* 191 *στεῦτο γὰρ Ἡφαίστοιο πὰρ' οἰσέμεν ἔντεα καλά. Ἀρίσταρχος ἀναστρέφει τὴν πρόθεσιν πρὸς τὸ μὴ ἀμφιβάλλεσθαι τὸν λόγον, καίτοι τῶν συναλειφομένων μὴ ἀναστρεφομένων, ὡς καὶ Ἀπολλώνιός φησιν.* Im Grunde soll also *πὰρ'* statt *παρ'* nur Lesezeichen sein, damit niemand fälschlich das Wort mit *οἰσέμεν* verbindet. Daß der Sänger, um Zweideutigkeiten zu vermeiden, wie Lehrs, Qu. ep. 77 meint, „artificiosa quadam vocis modulatione et pausa" vorgetragen hat, mag man trotzdem nicht bezweifeln, obwohl der Vers beim Zusammenlesen des Zusammengehörigen durch die Diärese nach dem 3. Fuß in 2 Hälften auseinanderfällt.

Kaum zu begründen ist auch die Barytonese der Präposition in der Art von Tmesis, die Wackernagel, Synt. II 173, 176f. besprochen hat. Vgl. auch K. W. Krüger a. a. O. § 68, 47, 3; 68, 50, 9 und 10. Es handelt sich dabei um Fälle wie *A* 611 *ἔνθα καθεῦδ' ἀναβάς, παρὰ δὲ χρυσόθρονος Ἥρη* oder Herod. III 126 *κατὰ μὲν ἔκτεινε Μιτροβάτεα, ... κατὰ δὲ τοῦ Μιτροβάτεω τὸν παῖδα Κρανάσπην*[2]). Im Grunde ist hier die Präposition genau so selbständig,

(= Diehl Alk. frg. 122$_7$), wo der Papyrus den besten Grammatikern zum Trotz die Präposition anastrophiert.

[1]) Vgl. K. W. Krüger, Gr. Dial. § 68, 48 und Wackernagel, Vorles. z. Synt. II 173.

[2]) Hierbei möchte ich auf eine ganz ähnliche Tmesiserscheinung des Litauischen aufmerksam machen, über die ich bisher nichts geschrieben gefunden habe. Bei den Žemaiten ist es ganz gewöhnlich, auf eine Frage, die in einem Kompositum an einen gerichtet ist, mit der bloßen Präposition = „ja" zu antworten, z. B. *ar̃ nuẽjo?* Antwort *nù. ar̃ pérėjo?* Antw. *pér. ar̃ išẽjo?* Antw. *iš*, selbst bei solchen Komposita, wo die Präposition für sich allein nicht mehr stehen kann, so *ar̃ padārė?* Antw. *pà*. Wie weit diese Spracherscheinung außerhalb des Žemaitischen üblich ist, weiß ich nicht zu sagen. Ein Litauer

Digitized by Google

wie in *πάρα, ἔπι, μέτα, ὕπο*, die Wackernagel, Synt. II 165 f. behandelt hat. Bemerkenswert ist auch, daß das Altindische, das die gleiche Art Tmesis kennt, in einem Fall, wie Ṛgv. I 24$_{15}$ *úd uttamáṁ varuṇa pāśam asmád ávādhamáṁ ví madhyamáṁ śrathāya* „Varuna, löse ab von uns von oben her den obersten Strick, von unten her den untersten, weg den mittleren" die drei Präpositionen *úd-, áva-, ví śrathāya* gleichmäßig betont. Gleich unverständlich ist es, wenn man in gleicher Funktion zwar *ἔνι*, aber *ἐν* statt *ἔν* schreibt, z. B. Herodot I 181 *ἄγαλμα δὲ οὐκ ἔνι οὐδὲν αὐτόθι ἐνιδρυμένον*, aber ebd. I 184 *ἐν δὲ δὴ καὶ γυναῖκες δύο*. Vgl. auch Laum a. a. O. 23.

Allerdings einige Bemerkungen sind zu der Betonung *ἀπόδος* noch zu machen. Herodian zu *Ω* 388 betont den augmentlosen Aorist *ἔνισπες* und lehrt für den Imperativ die Betonung *ἐνίσπες*, wie *ἐπίσχες*, aber *ἔνισπε* (*δ* 642). Wie weit diese Angaben sich auf Tatsachen stützen oder erfunden sind, läßt sich nicht ganz sicher entscheiden. Man möchte bei der Betonung der 2. Sg. Aoristi *ἔνισπες* an das letzte denken, weil die Grammatiker das Wort aus einem angeblichen *ἤνισπες* herleiten, das sie natürlich als Proparoxytonon betonen müssen. Dann lag es aber nahe, *ἔνισπες* statt *ἐνίσπες* dem erschlossenen *ἤνισπες* in seiner Betonung anzupassen. Anderseits fand die Akzentstelle in *ἔνισπες* Anschluß an Bildungen der 3. Sg. Aor., wie *κάθιζ(ε), ἔφιζε, πάριζε* u. a. (s. La Roche a. a. O. 403 ff.). Die Imperativbetonung *ἐνίσπες* ist trotz Buttmanns (Ausf. griech. Sprachl.^{2} II 168) Bedenken ganz regelmäßig und stimmt zu *ἀπόδος*. Dagegen ist *ἔνισπε* statt *ἐνίσπε* durch die formal gleich gebildeten *ἄπειπε, ἀπόλαβε, ἔξευρε, ἀπόβαλε* usw. im Akzent beeinflußt worden. Anders darüber urteilt Jacobsohn ob. IL 205 Anm. 2.

Es gibt nun noch eine weitere Gruppe, die zeigt, daß Enklitika ihren Akzent stets nur eine More zurückziehen. Das sind Zusammensetzungen, deren zweiter Bestandteil aus einem Enklitikon besteht. Der alte Akzent unmittelbar vor dem Enklitikon ist stets geblieben, wenn die Zusammensetzung schon früh zu einem einheitlichen Worte erstarrt ist. War dagegen das En-

---

aus der Umgegend von Naumiestis, Šakių apskr., den ich einmal darnach fragte, erklärte mir, daß sein Großvater, der ebendort beheimatet war und sich nirgends anderswo aufgehalten habe, stets so zu antworten pflegte. Beim Vater habe er es nur noch selten gehört. Übrigens findet diese Tmesis, wie mir Herr Kollege Senn mitteilte, jetzt auch in der Kownoer Schrift- und Umgangssprache, namentlich bei Komposita mit *pa-* Eingang.

Digitized by Google

klitikon als solches noch lebendig, so konnte der Akzent leicht nach den Regeln, die für eine spätre Zeit galten, umgewandelt werden, z. B. bei *δσοςπερ* für ursprüngliches **δσόςπερ*. Mitunter haben die griech. Grammatiker selbst geschwankt. So betont Herodian im Anschluß an Aristarch zu *Ξ* 396 *τόσσοςγε* und tadelt Tyrannion, der *τοσσόςγε* gelesen wissen wollte, aber seine Begründung: „*εἰ δέ τις λέγοι ἐπέκτασιν εἶναι, μὴ σύνδεσμον, ἴστω, ὅτι τὸ ἐναντίον χωρήσει. ἡ γὰρ διὰ τοῦ γε ἐπέκτασις τρίτην ἀπὸ τέλους ἐποίει τὴν ὀξεῖαν ἔγωγε ἔμοιγε*“ ist historisch nicht berechtigt. Denn wie Vendryes, Mém. XIII 218ff. gezeigt hat, geht *ἔγωγε, ἔμοιγε* erst nach einem rein attischen Betonungsgesetz auf *ἐγώγε, ἐμοίγε* zurück. Ein derartiges Schwanken wie zwischen *τόσσοςγε* und *τοσσόςγε* herrscht auch sonst bei ähnlichen Bildungen. Die Stellen finden sich gesammelt bei Lehrs, Qu. ep. 133 und La Roche a. a. O. 362ff. Es sind zumeist Zusammensetzungen von *τοιος, τοσσος* mit *δε*. Man sieht aus ihnen, daß überall da, wo ein Grammatiker glaubte, ein mit einem Enklitikon fest verwachsenes Wort noch in zwei einzelne Teile zerlegen zu können, nach der Lehre der griech. Grammatiker also *σύνδεσμος*, nicht *ἐπέκτασις (παρολκή, πλεονασμός)* vorlag, der erste Wortbestandteil so behandelt wurde, wie wenn sonst ein beliebiges Enklitikon folgte. Aristarch ist hierin besonders weit gegangen, ohne immer bei Herodian Anklang zu finden. Bei folgendem *γε*, das als Enklitikon lebendiger war als das deiktische *-δε*, ist eine Betonung, wie *τοσσόσγε* besonders beachtenswert. Sie ist altertümlicher als das nach *τόσσος* wiederhergestellte *τόσσος γε*. Vgl. auch Apoll. Dysk. de adv. $594_9 = 181_{29}$ *ἔστι γὰρ ἐγκλιτικὸς ὁ γέ, τὴν πρὸ αὐτοῦ ὀξύνων*, was sich nur auf Betonungen, wie *τοσσόςγε* beziehen kann.

Läßt sich also bei den mit *γε* zusammengesetzten Pronomina die alte Betonung nur noch in Resten nachweisen, so ist bei den Wörtern mit deiktischem *-δε*, das im Griech. früh seine selbständige Bedeutung und die Enklise verloren hat, das alte Betonungsverhältnis viel schöner bewahrt. Denn sie waren jeder Analogiebildung entzogen. Freilich für unsre Zwecke unbrauchbar ist dasjenige *-δε*, das zumeist mit dem Akkusativ eine Art Richtungskasus bildet. Nach der Lehre der besten Grammatiker, die wieder Lehrs, Qu. ep. 40ff. zusammengestellt hat, sagt man *οἶκον δὲ, ἀγρὸν δὲ* und dementsprechend auch *ἀγορὴν δὲ, βένθος δὲ* usw. Nur *φύγαδε* und *οἴκαδε* gilt als ein Wort, während man bei *ἄλαδε* schwankte. Der Grund dieser Ausnahmestellung ist wieder klar.

Digitized by Google

Ein selbständiger Akk. *φύγα, *οἶκα war den Grammatikern unbekannt. So wagte man hier nicht zu trennen. Man hätte sonst, wenn φύγαδε und οἴκαδε nicht gewesen wären, ἄλαδε so gut wie die andern ständig ἄλα δὲ geschrieben. Ich kann daher auch wenig Gewicht auf eine isolierte Form, wie ὀρθιάδε βαίνειν bei Xenoph. d. r. p. Lac. 2, 3 legen, das durch die besten Handschriften überliefert ist, obwohl die neuesten Herausgeber dem Stobaeus zuliebe ὄρθια βαίνειν schreiben. Aber der bloße Akkusativ ist für Xenophon unerträglich. Was Dindorf zu Cyneg. 4, 9 anführt, ist ganz anders geartet. So wird es schon bei ὀρθιάδε bleiben müssen, wo die Betonung auf Rechnung derjenigen Grammatiker kommt, die statt οἶκον δὲ, οἰκόνδε oder οἰκόνδε schreiben wollten, also -δε als Enklitikon faßten.

Auffällig bleibt die Betonung Ἄιδος δέ, wofür wieder andre Ἄιδός δε oder Ἀιδός δε schrieben. Es geht kaum an, von Ἄιδός δε als etwas Altem auszugehen, wozu dann nach den Gesetzen der griech. Enklise Ἄιδός δε neugebildet wäre. Vgl. unten S. 194. Denn abgesehen davon, daß auch sonst bei den Direktiven auf -δε stark normalisiert zu sein scheint, spricht auch die Betonung Ἄιδι dagegen. Nun kann man als alte Betonung nur Ἀΐδος, Ἀΐδι erwarten. Denn wie Wackernagel ob. XXVII 277 gesehen hat, gehören die Formen Ἄιδος, Ἄιδι zu einem N. Sg. Ἀΐς, der sich zu Ἀΐδης verhält, wie Οἰνῆς zu Οἰνεΐδης oder Δαναΐς zu Δαναΐδης (W. Schulze, Qu. ep. 150)[1]. Bei diesen Bildungen auf -ις gilt aber Endbetonung. Dann muß man die Akzentzurückziehung Ἄιδος wohl mit der äolischen Barytonese in Zusammenhang bringen. Vgl. Wackernagel, G. G. N. 1914, 111. Die Verbreitung von Ἄιδος, Ἄιδι spricht nur dafür.

Ganz normalisiert ist die Betonung der Direktiva auf -ζε. Sind sie Oxytona, so betonen sie die Silbe vor dem -ζε, sonst die drittletzte (Chandler, A practical introduction to Greek accentuation[2] § 848). Sie werden offenbar als selbständige Kasus empfunden und haben sich auch im Akzent dem übrigen Paradigma angepaßt. Es ist derselbe Vorgang wie im Ostlit., wo ähnliche Direktivbildungen lebendig sind, ob. LIII 90ff. ἔραζε kann nicht als isoliertes Wort gelten. Denn die alten Grammatiker kannten offenbar noch selbständiges ἔρα. Vgl. außer Hesychs ἔρας· γῆς z. B. Eustath. 830$_{18}$, der zur Deutung der Etymologie von ἔρση schreibt ἀπὸ τοῦ ἐν τῇ ἔρᾳ σεύεσθαι. Lehrreich ist das

[1]) Über das Geschlecht von Ἀΐδης, Ἀΐς vgl. Wackernagel, Verm. Beitr. 8.

Digitized by Google

temporale *μέταζε* (Hes. Op. 394), wo als Grundwort, wie man es erwartet *μέτα* nicht *μετὰ* gilt. Auch in *χαμᾶζε*[1]) darf man nichts Altes vermuten. Die Betonung richtet sich nach dem allein vorhandenen *χαμαί*.

Dagegen ist enklitisches *-δε* mit Pronomina und Adverbien schon früh zu einem einheitlichen Wort verschmolzen, wo dann gemäß der sonstigen Behandlung von griech. Enklitika der Ton unmittelbar vor der Partikel stehen mußte, wie in *ἐνθάδε, ἐνθένδε, τοιόσδε, τοσόσδε, τηλικόσδε, τημόσδε, τηνικάδε* gegenüber *ἔνθα, ἔνθεν, τοῖος, τόσος, τηλίκος, τῆμος, τηνίκα* (Apoll. Dysk. de adv. $617_{27} = 203_{21}$ff.). Selbst ein *διχάδε* neben *δίχα* kennt die Platonüberlieferung Symp. 215b. Ich kann also Wackernagel, Beitr. z. Lehr. v. griech. Akz. 25 Anm. 1 nicht zustimmen, der da glaubt, daß der gleiche Akzent der angeführten Bildungen von *τοιόσδε* ausgegangen wäre. Denn gerade hier mußte sich die alte Betonung gut erhalten, da das spätere Griechisch enklitisches *δε* nicht mehr kannte.

Weniger aufschlußreich ist eine letzte Gruppe. Das sind die Bildungen auf *-άκις*. Wackernagel, ob. XXV 286f. hat *-κις* in *πολλάκις* mit dem enklitischen ved. *cit* in *purū cit* verbunden. Nun gibt es neben *πολλάκις* noch zahlreiche andre Ableitungen auf *-άκις*, wie *πλειστάκις δσάκις* und vor allem die Fülle von Zahlwörtern, die mit *τετράκις* anfangen und alle den Ton vor dem ehemaligen enklitischen *-κις* tragen. Es läßt sich leider nicht mit Sicherheit sagen, ob *πολλάκις* allein für die ganze Fülle von Bildungen verantwortlich zu machen ist oder ob die Zahlwörter von *τετράκις* an unter Mitwirkung von *ἐνάκις, δεκάκις* zu *τέτρα-, ἐννέα, ἕνα-, δέκα* ausgegangen sind. Unglücklicherweise ist auch bei Hesych der Akzent von tarent. *ἁμάτις· ἅπαξ* und von kret. *ἁμάκις* zu *ἅμα* schlecht überliefert, sonst böte sich hier für Betonung bei Enklise ein neues Beispiel.

Trotzdem glaube ich, daß die Gesamtheit der Fälle, wie *ἀγαθού τινος, ἤτοι, καλών τε, οὐδέ τί πώ μου, πού τινα, ἐνθέν ἐστι, ἀνά τε, ἀπόδος, τοσσόγε, ἐνθάδε, τετράκις*, um noch einmal die wichtigsten Vertreter zu nennen, eine andre Erklärung nicht zulassen. Da in *ἀπόδος* das Verbum längst seine enklitische Geltung

[1]) Allerdings bleibt mir trotz Lagercrantz, Zur griech. Lautg. 135, dem sich Jacobsohn, Aoristtyp. *ἄλτο* (S.-A. 23f.) und, wie es scheint, auch Wackernagel G. G. N. 1914, 125 angeschlossen hat, die Länge in *χαμᾶζε* unklar. Denn einer Zurückführung der Endung auf *-γje* kann ich nicht beistimmen. Außerdem ist das sicher attische *θύραζε* doch nur spärlich mit Länge bezeugt.

Digitized by Google

verloren hat, so folgt weiter daraus, daß die Akzentzurückziehung bei folgendem Enklitikon um eine More in eine frühe Zeit hinaufreicht. Wurde aber dieses Gesetz ausnahmslos durchgeführt, so mußte bei allen nicht endbetonten Wörtern, sobald ein Enklitikon folgte, ein Kampf entstehen zwischen ursprünglicher Betonung des Wortes und Betonung vor Enklitikon, z. B. *οἶκος*, aber **οἰκός ἐστι*, *ἄνθρωπος*, aber **ἀνθρωπός ἐστι*, *ἄλλως* aber **ἀλλώς πως*, *ἄλλος*, aber **ἀλλός ποτε*. Diesen Zwiespalt hat das Griechische dahin gelöst, daß es bei vorhergehendem Properispomenon und Proparoxytonon zu dem durch die Enklise bedingten Akzent die alte Betonung noch dazu setzte, also aus *οἶκος* zu **οἰκός ἐστι*, *ἄνθρωπος* zu **ἀνθρωπός ἐστι* ein *οἰκός ἐστι*, *ἄνθρωπός ἐστι* machte. Die unter besonders guten Bedingungen in ihrer Isoliertheit erhaltenen *ἐνθάδε*, *ἀπόδος* lassen eine andre Erklärung gar nicht zu. Also ist *ἐνθάδε* nicht, wie Meillet, Mém. VIII 239 und im Anschluß daran Wackernagel, Beitr. z. Lehr. v. griech. Akz. 25 Anm. 1 meinen, aus **ἔνθάδε* entstanden, sondern *ἐνθάδε* ist das alte und **ἔνθάδε* ein Ausgleich zwischen *ἔνθα* und *ἐνθάδε*, ähnlich wie *ἀγαθοῦ τινος* zwischen *ἀγαθοῦ* und *ἀγαθού τινος* zu vermitteln sucht.

Es ist nur eine zwingende Schlußfolgerung, daß man auch *ἄλλως πως*, *ἄλλος ποτέ* auf **ἀλλώς πως*, *ἀλλός ποτε* durch die Zwischenstufe **ἄλλώς πως*, *ἄλλός ποτε* zurückführt. Nur konnte sich **ἄλλώς πως*, **ἄλλός ποτε* nicht halten, da in einem gewissen Zeitabschnitt der griech. Sprache die Aufeinanderfolge zweier Akute im allgemeinen nicht geduldet wurde. In dem mir völlig rätselhaften *ἵνά σφιν* u. ä. und den durch rein äußerliche Gründe veranlaßten Betonungen, wie *Z* 289 *ἔνθ' ἔσάν οἱ πέπλοι*, *H* 199 *γενέσθαί τε τραφέμεν*, *τ* 320 *λοέσσαί τε* liegt die erschlossene Zwischenstufe noch vor. Vgl. Wackernagel, Beitr. z. L. v. gr. Akz. 36f.; Laum a. a. O. 31f. In dem enklitischen *ἥμων*, *ὕμεων* (*O* 494) (Wackernagel ob. XXIII 458) mußte wegen der Viermorigkeit (s. Lehrs, Qu. ep. 123) **ἤκούσ' ἡμων* (Apoll. Dysk. Synt. $130_{24} = 182_5$) oder *ὃς δέ *κέν ὑμεων* (*O* 494) zu *ἤκουσ' ἥμων*, *ὃς δέ κεν ὕμεων* werden. Dagegen muß *ἥμας* statt ≍**ἡμᾶς*, *ἡμεας* und ebenso *ἥμιν ἦμιν* statt ≍'**ἡμιν* (vgl. Sommer, Glotta I 219ff.; Postgate a. a. O. 39f.) den viermorigen Formen nachgebildet sein. Das klassische Griechisch hat dann diese ungewöhnliche Enklise ganz aufgegeben.

Es fragt sich nun zum Schluß, wie verhält sich die griech. Betonung bei folgendem Enklitikon zu der altind. Da im Altind.

Digitized by Google

das dem Enklitikon vorangehende Wort genau den gleichen Ton trägt, wie wenn es isoliert stünde, so liegt es nahe anzunehmen, daß die Betonung vor Enklitika völlig zu Gunsten des isolierten Wortes ausgeglichen ist. Demnach stünde das Altind. auf der Stufe, die im griech. *ἄλλως πως*, *ἄλλος ποτέ* erreicht worden ist. Einen Rest des Alten bewahrt meiner Meinung nach das Altind. in der Betonung von Dikomposita. Nach Delbrück, Altind. Syntax 47f. ruht bei einer Zusammensetzung mit zwei Präpositionen der Ton in der Regel auf beiden, z. B. *úpa prá yāhi*[1]). Ist aber die eine Präposition *ā* (seltner *áva*), so steht diese betont unmittelbar vor dem Verbum, während die erste tonlos ist, also *upágahi*, *samākṛṇoṣi*, griech. *συμπρόες*[2]). Der Grund für die Sonderstellung der Präpositionen *á*, *áva* ist nun, wie Delbrück ausführt, ganz klar. Denn beide werden nie mit einem Kasus verbunden und verändern die Bedeutung des Verbums ganz unwesentlich, so daß sie aus der Reihe der Präpositionen herauszutreten scheinen. Daher scheint die alte Betonung geblieben zu sein, während in *úpa prá yāhi* wieder das Bestreben zum Ausdruck kommt, jedes einzelne Wort mit der ihm auch sonst zukommenden Betonung zu versehen.

Bestätigend hinzu kommt nun das Litauische. Zwar hat es die altererbten Enklitika bis auf verschwindene Reste, wie *-si-* heute aufgegeben und zum Teil neue geschaffen[3]). Aber in der Betonung des ehemals enklitischen Verbums läßt sich wieder bei doppelter Präposition der alte Zustand erkennen. Sobald das Verbum überhaupt fähig ist, den Ton auf die Präposition zu werfen, fällt er stets auf die dem Verbum unmittelbar vorausgehende Silbe, wobei ich die Negation *ne* oder das reflexive *-si-* einer Präposition gleichstelle, z. B. *ìšvedė* „er führte heraus", aber negiert *neìšvedė* oder *(ne)išsìvedė* „er führte (mich) mit sich heraus". Das letzte Beispiel ist auch deshalb beachtenswert, daß wie im griech. *οὔ πώ τινές εἰσι* der Ton auf das vorhergehende Enklitikon fällt. Bei einer zweisilbigen Präposition steht der Ton immer auf der dem Verbum unmittelbar vorhergehenden, also 2. Silbe. So sagt

[1]) Vgl. auch Oldenberg, Zeitschrift d. morg. Ges. LXI 803ff., 814ff.

[2]) Meillets Versuch Mém. XIII 248 die griech. und ai. Betonung von einander zu trennen, scheitert abgesehen davon, daß er das Litauische, das genau so betont, außer Acht läßt, auch daran, daß er die „Anastrophe" der griech. Präpositionen kaum richtig beurteilt.

[3]) Wie im Griech. *αὐτόν* als Ersatz von *μίν* und *ἕ* enklitisch gefaßt wird (Herodian zu *M* 204, Lehrs, Qu. ep. 124), so ist im Litauischen Akk. *manė* an die Stelle des enklitischen *mi* getreten.

Digitized by Google

man dialektisch für *(ne)àtdavė* „er gab (nicht) zurück“ *(ne)atìdavė* oder *(ne)atàdavė* oder für *(ne)ùžplaka* „er prügelt (nicht) zu Tode“ *(ne)ažùplaka*. Dieses Zusammentreffen in der Betonung von Dikompositen im Griech., Altind. und Lit. ist kaum zufällig, sondern ein Rest der alten Enklise des idg. Verbums, das den Ton unmittelbar auf die letzte More des vorhergehenden Wortes wirft.

Man wird in diesen Zusammenhang auch die Betonung des zusammengesetzten augmentierten Verbums bringen müssen, wie *μετεῖχε*, ai. *samáyan*[1]) (Rgv. 10, 31$_5$), wo wieder die unmittelbar vorhergehende Silbe den Ton trägt. Aber auffällig ist doch, daß im Altind. diese Betonung nur im Nebensatze gilt, wo man sie nicht erwarten sollte, während im Hauptsatz das augmentierte Verbum enklitisch ist, wie *apibat,* statt zu erwartendes **ápibat.* Da das Augment *a* im Altind. als selbständiges Wort nicht mehr vorkommt, so läßt sich die Unbetontheit des Augments im Hauptsatze nach den sonstigen Betonungsgrundsätzen des Altindischen verstehen. Wenn dagegen die Übereinstimmung von *μετεῖχε* und *samáyan* mehr als zufällig ist, so haben die Einwendungen Zimmers (oben S. 181 Anm. 1) doch eine gewisse Berechtigung.

Im Altir. hat die Betonung der zweiten Präposition eines Dikompositums mit der idg. Enklise des Verbums nichts zu tun. Das lehrt die sonstige Betonung. Vgl. Thurneysen, Air. Gr. 25f. und besonders Zimmer a. a. O. 176. Ebensowenig läßt sich aus den Betonungsverhältnissen des serbischen Verbalkompositums auf ehemalige Enklise schließen. Dagegen kann man mit einem gewissen Recht noch eine Betonungserscheinung aus dem Avest. und Lat. hierherstellen, die Meillet, Mém. XIII 248f. und XX 169 allerdings in anderm Sinne besprochen hat. Bartholomae hat Grundr. der iran. Phil. I 1 S. 168 und 171 im Anschluß an Ar. Forsch. II 35ff. darauf hingewiesen, daß man avest. zwar *kəhrpəm* = ai. *kṛ́pam,* aber *kərəpəmča* = **kṛpámca* sagt, und hat die verschiedene Behandlung von *r̥* mit einer Änderung in der Betonung zusammengebracht, die nur durch das enklitische *ča* veranlaßt sein kann. Dann liegt es aber nahe, auch die Betonung der vorletzten Silbe im Lateinischen bei folgendem Enklitikon, wie in *úter,* aber *utérque, utráque, limina,* aber *limináque* auf das gleiche Prinzip zurückzuführen[2]). Wir würden dann im Lat. und Avest.

[1]) Bei Tmesis des augmentierten Verbums hat die Präposition, wie zu erwarten, meistens den Ton.

[2]) Wenig zuversichtlich spricht sich Sommer, Handb. der lat. Spr.[2] 297 über diese Erklärung des Akzentes aus. Auch Stolz-Leumann, Lat. Gram.[5] 181 billigt sie nicht.

Digitized by Google

gleichfalls Spuren davon haben, daß ein Enklitikon die ihm unmittelbar vorhergehende Silbe betonte. Dann zwingt aber die Übereinstimmung des Griech. Ai. Lit. Av. und Lat., diese Art Betonung schon für die idg. Grundsprache anzunehmen, selbst wenn sich die genannten Sprachen oft nur in Einzelheiten decken und teilweise nur noch Reste des alten Prinzips durch die Jahrhunderte hindurch gerettet haben. Das ganz ähnliche Verhalten des Litauischen und Serbischen, auch innerhalb desselben Wortes den Ton nur um eine einzige More zu verschieben, kann auf den gleichen Vorbedingungen beruhen.

Halle (Saale). F. Specht.

Densusianu, Ovid, Lat. *palor, Palatium, Pales.*

In einem Vortrag auf dem I. rumänischen Philologenkongreß zu Bukarest (1925) sprach O. Densusianu, Professor der romanischen Philologie an der dortigen Universität, der seit Jahren verschiedene Erscheinungen und Ausdrücke des Hirtenlebens durch alle möglichen Sprachen Europas und des Orients mit großem Scharfsinn verfolgt, über die Stammesgleichheit obiger und dreier anderer lat. Wörter *(palam, Palilia, opilio)*, deren etymologische Erklärung bisher Schwierigkeiten zu bieten schien. Da die Verhandlungsschrift in der Sprache der Vorträge (rumänisch) abgefaßt und ohne Angabe eines Verlegers (Druck von Socec und Cie, Bucarest 1926) erschienen, auf alle Fälle wohl nicht vielen zugänglich, aber wissenschaftlich von Bedeutung ist, wird ein Auszug daraus den Lesern dieser Zeitschrift nicht unwillkommen sein. Das Verdienst gebührt D., nicht mir, dem Berichterstatter. Ich beschränke mich dabei auf das Wesentliche, auch bei der Angabe der Belegstellen der lat. und anderen Autoren.

Densusianu geht von der Annahme aus, daß die Anfänge Roms die Zustände eines Hirtenvolkes boten (vgl. auch L. Homo, L'Italie primitive, Paris 1925, S. 89ff.) und Spuren dieser Kulturstufe noch in der Bedeutung gewisser lat. Wörter selbst bei Schriftstellern der Höhezeit erkennbar sind. So wird das Verb *palor* „ich gehe hin und her usw." mit Beziehung auf die Schafe bei Plautus, Bacch. V 2,18—19; auf die Ochsen bei Livius XXII 17; *palitor* mit Bezug aufs Hirtenleben wieder bei Plautus, Bacch. V 2,5 gebraucht und noch Cyprian spricht von *oves palabundae.* Alle weiteren Bedeutungen lassen sich aus dieser ursprünglichen un-

Digitized by Google

schwer begreifen. Die Etymologie ergebe sich daraus wie von selbst unf führe (trotz Walde) zunächst zu *palam* „ausgebreitet, offen", altslavisch *polje* und deutsch „Feld", wobei russisch *polyj* „offen" noch die andere Bedeutung (vgl. Plinius, Panegyr. 30 *palans amnis*) des Austretens von Wasser, Überschwemmens darbiete, die der ursprünglichen von *palor* nahe stehe. Auch sloven. *planina* „Bergweide" mit gleicher Wurzel führe dahin, wenn es auch eine jüngere Entwicklung der Bedeutung darstellt. Eine ähnliche Bedeutungsgestaltung zeigt D. aus verschiedenen anderen Sprachen (albanesisch, aromunisch, piemontesisch, baskisch, finnisch u. a.), wo die Begriffe „offen", „ausgebreitet", „Ebene", „Feld" und „Weide" in einander übergehen konnten und deutliche Beziehung zum Hirtenleben haben. Die im Vortrag angeführten Beispiele zeigen besser noch die ganze Entwicklungsreihe, als es hier im Auszug geschehen kann. Gehören also *palor* und *palam* doch zusammen, so sei auch *Palatium* hierherzustellen, wo die Bedeutung „Weideplatz" noch bei Festus und Varro erkannt oder doch geahnt ist, wenngleich sie *balare* „blöken" (Festus aber: *vel palare id est errare*) darin sahen, und auch Tibull II 5, 25 scheint eine ferne Erinnerung daran fortzusetzen. Die Örtlichkeit *Palatium* bei Reate (Varro, De lingua lat. V 53) könnte wohl auch von Hirten so benannt worden sein. Ebenso hängt mit *palor* der Name der Hirtengöttin *Pales*, bei Ovid, Fast. IV 776 *pastorum domina* genannt, zusammen; vgl. Calpurnius, Ecloga V 16—25. Servius im Kommentar zu Virgil (Bucol. V 35; Georg. III 1, 294) nennt sie deutlicher noch *dea pabulorum* und eine Glosse erklärt ihren Namen: *a pabulando pecora dicta*, vgl. Corpus glossar. lat. V 230 (auch 128, 472, 509). Wenigstens konnte der Name dieser Göttin (ursprünglich vielleicht ein männlicher Gott, vgl. D. S. 93 A. 3) von Hirten damit in Zusammenhang gebracht worden sein. Im Gegensatz zu Walde, Etym. Wb., meint D., es könnte wohl auch der zweite Bestandteil von *opilio (-pilio)* zum selben Wortstamm gehören („einer, der die Schafe auf die Weide führt"). Schließlich werde *Palilia* (mit Dissimilation des ersten *l* zu *Parilia*, wie auch bei Walde steht), ein Hirtenfeiertag, der am Gründungstag Roms (21. April) begangen wurde, als sinngemäße Ableitung von *Pales* (nicht von *pario, partus*) verständlich.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Digitized by Google

Der Nominativ für den Vokativ im Indogermanischen.

II. Syntaktische Erscheinungen.

1. Der Nominativ für den Vokativ außerhalb kopulativer Verbindungen.

Wie Brugmann Grundr.[2] II 2 § 535 sagt, konnten indogermanisch attributive Zusätze zum Vokativ nicht bloß im Vokativ, sondern auch im Nominativ stehen, indem der Nominativ hier wahrscheinlich ursprünglich prädikativ als „der du das und das bist" gedacht wurde. Diese Erklärung trifft da wirklich zu, wo der Zusatz zum Vokativ ein Substantiv, also eigentlich kein Attribut, sondern eine Apposition war. Wenigstens gibt Brugmann aus dem Altindischen nur Belege dieser Art wie *tváṃ nō asyá vácasaś cikiddhi hótar yaviṣṭha sukratō dámūnāḥ* Rv. 4, 4, 11; hier haben nicht die auf *hótar* bezüglichen Adjektiva, wohl aber hat das darauf bezügliche Substantiv Nominativform angenommen.

Wo im Griechischen eine Apposition im Nominativ zu einem Vokativ trat, wurde zur Verdeutlichung des Hinweises der Artikel zum Nominativ gefügt. Wackernagel Anredeformen 9 verweist hierfür auf *οἶμοι ὦ ’ρχέδαμε ho Πυθέα Σελινόντιος* in der alten delphischen Inschrift 3044 Coll. und auf *μῆτερ ἡ διδάσκαλος* Babrios 109, 3. Die beiden anderen Belege Wackernagels sind mit den altindischen nicht vereinbar, da es sich bei ihnen um den Zusatz des Artikels zum Nominativ eines Adjektivs handelt; ich habe darauf weiter unten zurückzukommen.

Die Erscheinung erstreckte sich aber im Indogermanischen nicht bloß auf den Hinzutritt eines Substantivs im Nominativ zum Vokativ eines anderen Substantivs, sondern auch auf die Hinzufügung des Nominativs eines Appellativums zum Personalpronomen der zweiten Person („du" oder „ihr"), wie sich wiederum aus der Übereinstimmung des Altindischen und des Griechischen ergibt. Aus ersterem gehört hierhin Brugmanns Beleg a. O. *tváṃ dūtó ámartya á vahā dāívyaṃ jánam* Rv. 6, 16, 6; aus dem letzteren ist hierhin zu stellen *καὶ σὺ δὲ ὁ ἄρχων τῶν ἐπὶ τοῖς καμήλοις ἀνδρῶν . . . ἐκτάττου* Xen. Cyr. VI 3, 33 sowie *ὑμεῖς δὲ οἱ ἡγεμόνες τὴν ἑαυτοῦ ἕκαστος τάξιν εὐτρεπισάμενος . . . συμβάλλετε* a. O. VI 2, 41. Es handelt sich hier beim Nominativ überall um eine nähere Bestimmung, die erläutern soll, welche Stellung dem oder den Angeredeten zukommt.

Digitized by Google

Wo dagegen bei dem Personalpronomen „du“ ein Personenname als Anrede steht, wird sowohl altindisch wie griechisch die Vokativform gesetzt. So bei ai. *tvám* z. B. in *tvám ágne* Rv. I 1,6; *tvāṃ varuṇa* I 50,6; *tvám indra* I 52,15; *uṣas tvám* I 48,12. Nach gr. *σύ* in *σὺ δέ, Κλεαρίδα* Thuk. V 9,7; *σὺ δέ, ὦ Εὐφράτα* Xen. Cyr. VI 3,28; *σὺ δ', ὦ Δαοῦχε* a. O. VI 3,29; *σὺ δέ, ὦ Καρδοῦχε* a. O. VI 3,30; *σὺ δὲ ἄρχεις οὐδενός, ὦ Λύσι* Plato Lysis 209A. Dasselbe gilt auch da, wo anstatt des Personennamens eine ehrende Umschreibung mit „Sohn des und des“ oder „Tochter des und des“ steht wie in ai. *tváṃ sūno sahaso* Rv. IV 2,2; VI 50,9; *tváṃ . . . duhitar divaḥ* I 30,22 und in gr. *σὺ δέ, ὦ παῖ Γωβρύεω* Herodot VII 10*η*; *καὶ σύ, ὦ παῖ Σωφρονίσκου* Plato Laches 180D. Für das Griechische kommt noch der Fall hinzu, daß *βασιλεύς* den Personennamen vertritt: *σὺ δέ, ὦ βασιλεῦ* Herodot VII 10*α*; VII 38. Daß bei „du“ bereits indogermanisch solche Appositionen, die durch Personennamen oder deren direkte Stellvertretungen gebildet wurden, niemals im Nominativ, sondern nur im Vokativ stehen konnten, beruht darauf, daß hier die Hinwendung zur angeredeten Person sogar noch schärfer als gewöhnlich hervortrat.

Auch awestisch steht nach dem Personalpronomen der zweiten Person ein Personenname stets im Vokativ. Das zeigen, wie aus Bartholomae, Airan. Wb. 661 und 655 zu ersehen ist, nicht nur die jungawestischen Formen nach *tūm* wie *zaraθuštra* (V. 9,12; 10,18; 17,4; Vyt. 43), sondern auch die gathaawestischen nach *tvəm* wie *mazdā ahurā* (Y. 28,11) und nach *tū* wie *mazdā* (Y. 44,15; 46,14), *ahurā* (Y. 32,7), *ahuramazdā* (Y. 39,4). Würde nun *pourucistā* in *təmcā tū pourucistā haēcataspānā* Y. 53,4 mit Trautmann Die altpreußischen Sprachdenkmäler § 104 für einen Nominativ zu halten sein, so fiele es auf, daß in den Gathas nach *tū* und *tvəm* alle männlichen Personennamen im Vokativ ständen, der einzige weibliche aber im Nominativ. Derselbe Gegensatz würde in den Gathas aber auch bei den vokativisch fungierenden Adjektiven vorhanden sein, von denen beim Maskulinum die wirkliche Vokativform in *vahištā mazdā* Y. 33,7 vorliegt, während für das Femininum hier wieder nur die Nominativformen, nämlich *vahištā* Y. 48,5 und *spəntā* Y. 33,13 begegnen würden, wenn eben diese letzteren Formen keine andere Deutung zuließen. Nun kommen aber nach Lichterbeck ob. XXXIII 201f. in den Gathas überhaupt keine anderen vokativisch fungierenden Formen der Feminina auf *-ā* als solche auf *-ā* vor, woraus doch wohl zu schließen ist,

Digitized by Google

daß die Feminina auf *-ā* im Gathadialekte ihren Vokativ überhaupt dem Nominativ gleich gebildet haben, es sich also in den genannten Fällen garnicht um eine syntaktische, sondern um eine flexivische Eigentümlichkeit handelt.

Nach Brugmann a. O. würde der Nominativ für den Vokativ im Awestischen auch nach den possessiven *tē* und *vā* stehen, die ein *tū* und *yūš* enthalten sollen, wofür er die beiden Belege gibt *vīspe tē ahurō mazdå hvapō ... dāmąn yazama'de* Y. 71, 10 und *dāta vā amər"tåsčā utayū'ti ha"rvatās draonō* Y. 33, 8. Im ersten Falle übersetzt er „wir verehren alle deine Werke, der du A. M. bist, o schöne Werke verrichtender", im zweiten „schenket euer beständig währendes Gut, die ihr A. und H. seid". Wo aber in anderen indogermanischen Sprachen eine Apposition zum Vokativ selbst im Nominativ erscheint, ist dieser letztere niemals ein Personenname. Durch einen Personennamen, der nach einem Pronomen der zweiten Person steht, wird ja auch nichts erläutert oder näher bestimmt; vielmehr enthält der Personenname hier immer die Anrede selbst. Die richtige Erklärung für die beiden Stellen glaube ich oben S. 55 gegeben zu haben.

Auch lateinisch konnte eine zu einem Vokativ gehörige Apposition in den Nominativ treten, der in der Regel hier nur an der ihn begleitenden Adjektivform der *o*-Deklination auf *-us (-os)* als solcher erkannt werden kann wie in *amice ... Fauste ... probate, tantus grammaticae magister artis* Anth. Lat. Riese I 287. In Übereinstimmung mit dem Altindischen und dem Griechischen konnte lateinisch auch da, wo der Vokativ von einem Pronomen der zweiten Person gebildet wurde, ein dazu als Apposition gehöriges Appellativum Nominativform annehmen. So in *tu vapula, vir strenuos* Plaut. Truc. 945; *vos o Pompilius sanguis* Hor. A. P. 291f.; *vos, o patricius sanguis* Pers. 1, 61. Aus dem Akkusativ *te* ist der Vokativ *tu* vor den folgenden Appellativen, deren letztes sich deutlich als Nominativ dokumentiert, zu ergänzen in *di te servassint semper, custos erilis, decus popli, thensaurus copiarum* Plaut. Asin. 654f. Ebenso in *te opsecro ... huius dulciculus caseus* Plaut. Poen. 387ff. und in *opsecro hercle te ... oculus huius* a. O. 392ff. Doch konnte auch ein Appellativum als Apposition zu *tu* selbst im Vokativ stehen wie in *tun, homo putide ... audes* Plaut. Bacch. 1163, *tu, Clodiane canis ... putas?* Cic. Pis. X 23.

Regel ist lateinisch der Vokativ als Apposition zum Pronomen der zweiten Person wiederum wie altindisch und griechisch bei Personennamen. So stehen nach *tu* bei Plautus *De-*

Digitized by Google

maenete Asin. 104, *Pistoclere* Bacch. 714, *Alcesime* Cas. 541, *Menaechme* Men. 313, *Pseudole* Pseud. 394, *Lesbonice* Trin. 485, *Stasime* Trin. 602, bei Terenz *Dave* And. 978, *Dore* Eun. 472, *Pamphile* Her. 664, dazu bei Livius I 32, 10 *Jane Quirine.* Auch nach *te* erscheint ein Personenname im Vokativ in *te, L. Valeri* Liv. VI 6, 12 und nach einer Form von *tuus* in *tuis vocibus, Balbe* Hirtius Bell. Gall. VIII, Praef. 1. Einem Personennamen gleichzusetzen ist *ere* nach *tu* bei Plautus Men. 438 wie ὦ βασιλεῦ nach σύ (oben S. 200).

Zu den Kasus der Anrede, die deshalb Nominativform haben, weil sie als Apposition zu *tu* stehen, rechnet Brugmann Grundr.[2] II 2 § 535 insbesondere auch *populus Albanus* in *audi Juppiter, audi pater patrate populi Albani, audi tu populus Albanus* Liv. I 24, 7. Doch ist *populus Albanus* keine wirkliche Apposition zu *tu,* wie dies die nach *tu* und *vos* sonst stehenden Nominative sind. Wenn bei Plautus Strabax zu Stratophanes sagt *tu vapula, vir strenuos,* so will er mit *vir strenuos* den Stratophanes näher kennzeichnen, und ebenso enthält das nach *vos* stehende *o Pompilius sanguis* des Horaz nur noch eine nähere Aussage über die angeredeten Personen (das *vos o patricius sanguis* des Persius ist der Stelle bei Horaz nachgeahmt). Ähnlich erläutert auch in ai. *tvā́m dūtó ámartya á vahā* das *dūtó ámartya* nur, in welcher Rolle der mit *tvám* angeredete schon vorher genannte Agni hier auftritt. Bei Livius aber geht *populus Albanus* dem *Juppiter* und dem *pater patrate populi Albani* parallel. So gut wie *Juppiter* eine angeredete Einzelperson und so gut wie *pater patrate* wieder eine andere solche Einzelperson bezeichnet, so gut bezeichnet *populus Albanus* eine angeredete Gruppe von Personen und sagt so wenig wie die ihm vorhergehenden Vokative etwas Näheres über die Angeredeten aus. Das *tu,* das bei *Juppiter* und bei *pater patrate* fehlt, dient bei *populus Albanus* gerade nur zur stärkeren Hervorhebung der Hinwendung zu den Angeredeten und sollte also eigentlich erst recht den Vokativ bei sich haben. Für *tu, populus Albanus* ist eben nur die oben S. 40f. gegebene Deutung möglich.

Brugmann führt als Beleg für die im Nominativ stehende Apposition zum Vokativ *tu* auch noch *i, populus* Ov. Fast. 4, 731 an, bei dem das *tu* selbst fortgelassen worden sein soll. Wäre diese Annahme richtig, so könnte Ovid mit dem zu ergänzenden *tu* doch auch nur das Volk gemeint haben, so daß die Worte, wenn *populus* Apposition wäre, nur den Sinn haben könnten „gehe, Volk, das du ein Volk bist", was doch unmöglich ist. Die

Digitized by Google

richtige Erklärung von Ovids *i, populus,* die sich allerdings von der von Livius' *audi tu, populus Albanus* nicht trennen läßt, glaube ich oben S. 41f. gegeben zu haben.

Außer im Altindischen, Griechischen und Lateinischen hat sich die indogermanische Regel, daß die Apposition zum Vokativ in den Nominativ treten kann, auch noch im Altpreußischen erhalten (Trautmann, Die apreuß. Sprachdenkmäler § 104). Durchgeführt ist dieselbe in *o deiwe rikijs dengnennis taws* Trautmann 53, 18 und in *mes dinkaumai tebbe rikijs deiws taws* 53, 32. In dem ersten der beiden Belege kommt die Regel freilich nur in *taws* zur Anwendung, da *rikijs,* wie auch schon der zweite Beleg zeigt, wie aber besonders auch aus dem allein stehenden Vokativ *rikijs* 53, 14 und 73, 18 hervorgeht, im Vokativ überhaupt die Nominativform durchgeführt hat.

Die Regel, die indogermanisch für den Hinzutritt eines Substantivs als Apposition zu einem Vokativ gegolten hat, braucht für den eines Adjektivs als Attribut zu einem Vokativ keine Geltung gehabt zu haben. Aus dem Altindischen sind überhaupt keine Fälle bekannt, in denen ein auf einen Vokativ bezügliches Adjektiv im Nominativ stände. Ebenso wenig auch aus dem Awestischen. Auch die meisten übrigen indogermanischen Sprachen, die noch zwischen Nominativ und Vokativ scheiden, bilden vom Adjektiv in weitaus den meisten Fällen in derselben Weise eine besondere Vokativform wie vom Substantiv. Dieser Übereinstimmung gegenüber kann der Brauch des Baltoslawischen, für den Vokativ des Adjektivs regelmäßig die Nominativform anzuwenden (wovon auch altbulgarisch noch Ausnahmen vorkommen) nur als eine Neuerung betrachtet werden, so gut wie die Verwendung der schwachen Form im Vokativ des germanischen Adjektivs nur eine Neuerung sein kann. Wo beim Adjektiv in anderen indogermanischen Sprachen der Nominativ für den Vokativ steht, handelt es sich zwar zum Teil um Vorgänge, die bereits aus der indogermanischen Ursprache stammen, deren Ursprung aber nicht auf syntaktischem Gebiete liegt. Wenn indogermanisch das Adjektiv im Gegensatze zur substantivischen Apposition im allgemeinen seine wirkliche Vokativform beibehalten hat, so ist der Grund hierfür darin zu suchen, daß das Adjektiv meist viel enger zu seinem Substantiv als die Apposition zu dem ihrigen gehört, und daß die Auffassung als „der du das und das bist" beim Adjektiv, das von keinem weiteren Zusatze begleitet ist, überhaupt kaum möglich erscheint.

Digitized by Google

Daß sich baltoslawisch der Vokativ des Adjektivs dem Nominativ angeglichen hat, mag zwar dadurch gefördert worden sein, daß schon indogermanisch bei den *o*-Stämmen einige Adjektiva Nominativform angenommen hatten, beruht aber in der Hauptsache darauf, daß der Vokativ des bestimmten Adjektivs von vornherein nur Nominativform erhalten konnte, und daß sich das unbestimmte Adjektiv hiernach gerichtet hat (ob. LI 186). Altpreußisch hat dann der nominativisch geformte Vokativ des Adjektivs sich zum Teil auch sein Substantiv assimiliert. Und zwar trat beim Substantiv der Nominativ für den Vokativ ein, wenn dasselbe von zwei Adjektiven zugleich begleitet war wie in *o wissemusīngis prābutskas deiws* Trautmann 73, 13 und in *wissemusīngis engraudiwings deiws bhe tāws* 81, 1. Auch bei den Vokativen *mais dengenennis tāws* 51, 34 und *mais dengnennissis taws* 51, 16 kann die Zweizahl der Adjektiva Ursache der Nominativform auch des Substantivs sein; doch ist der Nominativ hier vielleicht auch direkte Fortsetzung des bereits indogermanisch bei dem nominativisch geformten Vokativ des Possessivums stehenden ebenso geformten Vokativs des zugehörigen Substantivums. Eine nur von einem einzelnen Adjektiv begleitete Anredeform eines Substantivs steht im Nominativ in *ains taws* 73, 13; doch beruht hier dieser Kasus darauf, daß die Worte eine Apposition zu dem vorangehenden vokativisch fungierenden *o wissemusīngis prābutskas deiws* bilden. Dafür daß ein einzelnes Adjektiv nicht die gleiche Assimilationskraft wie zwei Adjektiva zusammen besessen hat, sprechen wenigstens *dengnennis tawa* 35, 9 und *prābutskas deiwa* 73, 21. Die Nominativform des Substantivs steht jedoch auch bei einfachem Adjektiv in dem vokativisch fungierenden *mijls taws* 35, 6. Vielleicht ist bei *mijls* wie bei dem synonymen gr. φίλος die Nominativform für den Vokativ bereits aus dem Indogermanischen ererbt worden (nur daß dies bei φίλος nur in substantivischer Funktion geschehen ist); es hat sich dann aber auch der mit dem Vokativ „lieb" verbundene Vokativ des Substantivs bis in das Altpreußische erhalten, wobei wieder gr. ἐμός, lat. *meus* usw. zu vergleichsn ist[1]). Wo altpreußisch ein in der Anrede gebrauchtes Substantiv weder eine Apposition zu einem anderen Substantiv der Anrede bildete noch selbst von einem

[1]) Auch *brāti* in dem vokativisch fungierenden *mijls brāti* 45, 3 ist nach Trautmann § 104 eigentlich Nominativ (vgl. auch *brote* „Bruder" im Elbinger Vokabular Nr. 173); doch hatte hier der Vokativ vielleicht überhaupt schon Nominativform angenommen.

Digitized by Google

Adjektiv begleitet war, behielt es bei den reinen *o*-Stämmen (bei denen allein ein formeller Unterschied zwischen Vokativ und Nominativ in den Katechismen zu konstatieren ist)[1]) stets die Vokativform: *deiwe* 53, 18; 67, 35; *deiwa* 45, 11; *tawe* 51, 32; 53, 31; 75, 28; *thawe* 7, 3; 7, 4; 13, 1; 13, 2; *tāwa* 32, 19; 32, 24; *tawa* 43, 25; 51, 14; 53, 17.

Wo bei dem auf den Vokativ bezüglichen Adjektiv noch ein weiterer Zusatz stand, hat wenigstens im Lateinischen das Adjektiv Nominativform angenommen. So in *surge age Belide, de tot modo fratribus unus* Ov. Her. 14, 73. Die gleiche Erscheinung findet sich auch bei Partizipien z. B. in *tu criminis auctor, nutritus duro, Romule, lacte lupae* Prop. II 6, 19f. Unter diese Regel fallen überhaupt die meisten Belege, die C. F. W. Müller, Syntax des Nominativs und Akkusativs im Lateinischen 3f. für den attributiv oder prädikativ anstatt eines Vokativs gesetzten Nominativ gibt. Während aber das noch mit einem Zusatze versehene Adjektiv als Attribut zu einem Vokativ vielleicht selbst niemals im Vokativ steht, kann ein Partizip dieser Art auch selbst Vokativform annehmen, wie z. B. an *lectule deliciis facte beate meis* Prop. II 15, 2 zu sehen ist (*beate* gehört hier nicht attributiv zu *lectule*, sondern prädikativ zu *facte*). So kommen auch Fälle vor, in denen die auf einen Vokativ bezüglichen von Zusätzen begleiteten Partizipien auch selbst im Vokativ, die auf denselben Vokativ bezüglichen Adjektiva der gleichen Art aber im Nominativ stehen. Man vergleiche unter den von Müller 2f. beigebrachten Belegen: *tu quoque Poeantie Colchos bis Lemnon visure petis, nunc cuspide patris inclitus, Herculeas olim moture sagittas* Val. Flacc. I 391ff. Ferner: *inde Dicarcheis multum venerande colonis, hinc adscite meis, pariterque his largus et illis ac iuvenile calens plectrique errore superbus* Stat. Silv. II 2, 135f. (hier beziehen sich die Partizipien und Adjektiva auf ein *tu*, das aus dem vorhergehenden *veherere* zu ergänzen ist). Auch können Partizipien dieser Art im Nominativ und im Vokativ nebeneinander stehen, wie sich aus einer anderen von Müller 2 herangezogenen Stelle ergibt: *tu quoque laetatus converti proelia, Trevir, et nunc tonse Ligur, quondam per colla decore crinibus effusis toti praelate Comatae* Lucan I 441ff. Man empfand also das eine Handlung wiedergebende Partizip in engerer Beziehung zu seinem Substantiv als das eine Eigenschaft bezeichnende Adjektiv.

---

[1]) Über den *io*-Stamm *rikijs* vgl. oben S. 70f.

Digitized by Google

In anderen Sprachen als dem Lateinischen dürften mit Zusätzen versehene Adjektiva, die sich auf einen Vokativ beziehen, nur selten zu finden sein. Ich vermag hierfür nur aus dem Griechischen die beiden einander ähnlichen Stellen aus Äschylos' Persern, auf die Wackernagel Anredef. 9 verweist, beizubringen: *μῆτερ ἡ Ξέρξου γεραιὰ* 156 und *σὺ δ' ὦ γεραιὰ μῆτερ ἡ Ξέρξου φίλη* 832. Der Hinzutritt des Artikels kennzeichnet hier die Adjektivformen als Nominative. Wo ein Adjektiv noch von einem Zusatz begleitet war, lag nun allerdings die Auffassung desselben als „der du das und das bist" so nahe, daß hier das Griechische (so gut wie das Lateinische) sehr leicht aus sich selbst auf die Setzung des Nominativs kommen konnte. Vielleicht ist sogar Äschylos in seiner poetisch freien Sprache ganz selbständig auf die Ausdrucksweise verfallen.

Weit häufiger als Adjektiva, die mit einem Zusatze versehen sind, können sich im Griechischen Partizipien dieser Art auf einen Vokativ beziehen. Für das von einem Zusatz begleitete Partizip des Präsens auf *-ων* gehören hierhin Beispiele wie *οἰνοβαρὲς κυνὸς ὄμματ' ἔχων A* 225; *Θέρσιτ' ἀκριτόμυθε, λιγὺς περ ἐὼν ἀγορήτης, ἴσχεο B* 246; *ὦ τῆσδ' ἀνάσσων Ἑλλάδος στρατηγίας Ἀγάμεμνον* Eur. Iph. Taur. 17; *ὦ πλεῖστ' ἔχων κάλλιστά τ' εὐτεκνώτατε Πρίαμε* Eur. Hek. 620; *ἰὼ Λάμαχ', ὦ βλέπων ἀστραπάς, βοήθησον* Aristoph. Ach. 566. Die Nominativform für diesen Vokativ erklärt sich, wenn auch nicht allein, so doch wohl in erster Linie daraus, daß hier das Partizip als ein „der du das und das hast" (bez. „bist" oder „tust") aufgefaßt wurde. Wo sich etwa ein von keinem Zusatz begleitetes Präsenspartizip des Aktivs auf einen Vokativ bezieht, wird seine Nominativform eine Analogiebildung nach den mit Zusätzen versehenen Partizipien dieser Art sein. Daß die Ersetzung des Vokativs durch den Nominativ beim griechischen Partizip nicht etwa schon aus dem Indogermanischen stammt, ergibt sich aus der Übereinstimmung des Altindischen, in dem sämtliche Partizipien eine besondere Vokativform besitzen, mit dem Gotischen, in dem noch die substantivierten Präsenspartizipien des Aktivs, welche die alte konsonantische Flexion fortsetzen, für den Vokativ gleichfalls noch eine eigene Form *(talzjand, frijōnd, fraujinōnd)* aufweisen.

Auch wo griechisch anstatt des Vokativs des Substantivs, auf den sich das Partizip bezog, ein *σύ* stand, erhielt das Partizip Nominativform, da es auch hier den Sinn von „der du das und das tust" oder ähnlich hatte. So in *ὦ τερπνότατον σὺ τέμαχος*

Digitized by Google

ἀνθρώποις φέρων, δός Aristoph. Ach. 881. Die Regel galt aber auch da, wo der Vokativ eines Partizips selbst substantivisch gebraucht wurde, da man auch in diesem Falle das Partizip als gleichwertig mit einem Relativsatz von der genannten Art auffaßte. Man vergleiche *ὦ μισόδημε ... καὶ ξυνὼν Βρασίδᾳ καὶ φορῶν κράσπεδα στεμμάτων* Aristoph. Vesp. 474ff. Nach Bekker Anecd. I S. 27 bildete sogar das vollständig zum Substantiv gewordene *ἄρχων* im Attischen den Vokativ *ἄρχων*. Aus der Angabe folgt freilich, daß andere Dialekte von *ἄρχων* den Vokativ **ἄρχον* besessen haben (den auch Kühner-Blaß[3] I § 118,7 Anm. 1 ansetzt). Allerdings braucht in **ἄρχον* keine alte Form mehr vorzuliegen, da *ἄρχων* sich vielleicht erst verselbständigt hat, als die Partizipia bereits ihren Vokativ dem Nominativ gleich gemacht hatten; **ἄρχον* aber erklärt sich in diesem Falle leicht nach Formen wie *γέρον*[1]).

Die Ersetzung des Vokativs durch den Nominativ bei den Partizipien des Aktivs im Griechischen erstreckt sich auch auf den sigmatischen Aorist. Auch hier vermag ich nur Belege für solche Partizipien beizubringen, die mit Zusätzen versehen sind, wie *ὦ Φοῖβε πυργώσας τὸν ἐν Ἰλίῳ εὐτυχῆ πάγον* Eur. Andr. 1009f. und *ὦ πολλ' ἀναλώσας ἔπη, πρόβουλε* Aristoph. Lys. 467. So auch nur für substantivische Partizipien dieser Art wie *ὦ πολλὰ λέξας ἄρτι κἀνόνητ' ἔπη, οὐ μνημονεύεις* Soph. Ai. 1272f.; *ὦ κλεινοτάτην αἰθέριον οἰκίσας πόλιν, οὐκ οἶσθ'* Aristoph. Av. 1277f.; *ὦ πρῶτος τῶν Ἑλλήνων πυργώσας ῥήματα σεμνά ... ἀφίει* Aristoph. Ran. 1004f. Auch für die ihren Nominativen gleichen Vokative der Aoristpartizipien auf *-εἰς* habe ich nur Beispiele gefunden, in denen dieselben von Zusätzen begleitet sind wie *ὦ ναυτίλοισι χείματος λιμὴν φανεὶς Ἀγαμέμνονος παῖ* Eur. Andr. 891f. und (bei substantivischer Verwendung) *ὦ συγκυναγὲ καὶ συνεκτραφεὶς ἐμοί* Eur. Iph. Taur. 709.

Im Gegensatz zu den Partizipien auf *-ων, -ας* und *-εἰς* haben die auf *-μενος* ihre wirkliche Vokativform meist beibehalten. Und zwar nicht nur, wo sie ohne Zusatz stehen wie in *ὦ κατεστωμυλμένε ἄνθρωπε* Aristoph. Ran. 1160 und *ὦ φιλούμενε Ἀγάθων* Plato Conv. 201C, sondern auch, wo sie mit einem solchen versehen sind wie nach *σύ* in *σὺ κακοῖσι δόλοισι κεκασμένε Δ* 339 und *σὺ δὲ πῶς ἑώρας ὦ κάκιστ' ἀπολούμενε* Aristoph. Plut. 713

[1]) *γέρον* selbst ist allerdings Vokativ eines Partizips, das schon, bevor die Partizipien im Vokativ Nominativformen annahmen, zum selbständigen Substantiv geworden war; gr. *γέρων, -οντος* stimmt ja formell zum Partizip ai. *járant.*

Digitized by Google

sowie substantivisch in *ἀναιδείην ἐπιειμένε A* 149; *ὦ θερμόβουλον πρωκτὸν ἐξυρημένε* Aristoph. Ach. 119; *ὦ πάντων ἀνδρῶν ἤδη μάλιστα ἀπ' ἔργων ἀνοσιωτάτων τὸν βίον κτησάμενε* Herodot VIII 106. Nebeneinander stehen ein partizipialer Vokativ auf *-ων* und ein solcher auf *-μενε* in *ὦ καλὰ λέγων, πολὺ δ' ἀμείνον' ἔτι τῶν λόγων ἐργάσαμεν', εἶθ' ἐπέλθοις* Aristoph. Eq. 617ff. Doch ist auch bei einem Partizip auf *-μενος* die Nominativform in den Vokativ gedrungen in *λέγεις, γυναικὸς ὦ κάκισθ' ἡσσημένος* Eur. Alk. 697. Häufiger finden sich aber partizipiale Vokative auf *-μενος* nur in den orphischen Hymnen: *Οὐρανέ . . . κοσμοκράτορ σφαιρηδὸν ἑλισσόμενος* IV 1—8; *ὦ πεντήκοντα κόρῃσιν ἀγαλλόμενος . . . Νηρεῦ* XXIII 1ff.; *Ἄδωνι σβεννύμενος λάμπων τε καλαῖς ἐν κυκλάσιν ὥραις* LVI 4f.; *-ε* steht hier nur in *Ἥφαιστ' . . . λαμπόμενε φλογίαις αὐγαῖς* LXVI 1f.

Die Beibehaltung der alten Vokativformen bei den Partizipien auf *-μενος* mag zum Teil darauf beruhen, daß hier, wie es scheint, die Vokative ohne Zusatz minder selten waren (so vielleicht besonders, wo die Partizipia passivischen Sinn hatten wie in *ὦ φιλούμενε Ἀγάθων*); doch ist es mehr als fraglich, ob bei der auch hier vorhandenen größeren Häufigkeit der Partizipien mit Zusatz und bei der psychologischen Assoziation aller partizipialen Formen untereinander dieser Grund allein ausgereicht hätte, um die alten Formen zu erhalten. Aus der in älterer Zeit fast überall vorhandenen Beibehaltung der Vokative auf *-ε* bei den Partizipien auf *-μενος* wird es vielmehr äußerst wahrscheinlich, daß bei dem Ersatze des Vokativs durch den Nominativ bei den aktivischen Partizipien auch Gründe formeller Art mitgewirkt haben. Für die Präsenspartizipien kommt in Betracht, daß sehr viele Wörter mit nominativischem *-ων* ihren Vokativ wieder auf *-ων* bildeten, wie außer den höchst zahlreichen Kurznamen auf *-ων*, Gen. *-ωνος*, besonders die Oxytona auf *-ων*, Gen. *-ονος*; daher findet sich bisweilen auch bei anderen Wörtern vokativisches *-ον* durch nominativisches *-ων* ersetzt (so in *Ἀγαμέμνων* Eur. Iph. Aul. 633, *γείτων* Aristoph. Vesp. 389 und bei einem Worte auf *-ων*, Gen. *-οντος* in *γέρων* Aristoph. Pax 860). Die Personennamen auf *-ᾱς*, Gen. *-αντος* bildeten zwar ihren Vokativ vom Nominativ verschieden (hom. *Αἶαν*, att. *Πολυδάμα* Xen. Hell. 6, 1, 5 und 8; die in der Tragödie bei Namen aus alter Zeit üblichen Vokative auf *-ᾱς* wie *Αἴας* stets bei Sophokles und *Θόας* bei Euripides Iph. Taur. 1436 und 1474 kamen wohl in der Umgangssprache nicht vor); doch waren diese Namen zu selten, um dem

Digitized by Google

Triebe, den Vokativ der Partizipien dem Nominativ gleich zu machen, entgegenwirken zu können. Die Vokative aber der Adjektiva auf *-ειϛ*, Gen. *-εντος* wie *χαρίεν* kamen erst recht viel zu selten vor, um bei den Partizipien auf *-εἰϛ*, Gen. *-έντος* den Ersatz des Vokativs durch den Nominativ zu verhindern, abgesehen davon, daß es nach Herodian II 671 Lentz attisch auch einen Vokativ *ὦ χαρίεις* gab; im übrigen wurde bei diesen Partizipien die Durchführung der Nominativform im Vokativ wohl auch noch durch die Oxytonese gefördert (die bei den Aoristpartizipien auf *-ών*, Gen. *-όντος* vielleicht schon allein hierfür genügte). Im Gegensatze aber zu allen übrigen von ihren Nominativen abweichenden Vokativen waren die von den *o*-Stämmen auf *-ε* so überaus häufig, daß sie das Aufkommen von Vokativen auf *-οϛ* bei den Partizipien auf *-μενος* auch da, wo diese von einem Zusatze begleitet waren, in älterer Zeit fast unmöglich machten. (Es ist das auch eine Bestätigung dafür, daß wo griechisch Vokative auf *-οϛ* bei den *o*-Stämmen wie *ἐμός, φίλος, θεός* wirklich gebräuchlich sind, das *o* schon von jeher heimisch gewesen ist.) Die partizipialen Vokative auf *-μενος* aber in den orphischen Hymnen haben sich nach den adjektivischen auf *-οϛ* daselbst gerichtet; sie enthielten ja auch selbst Lobpreisungen der Gottheiten. Wenn sie verhältnismäßig häufiger als ihre Vorbilder sind, so liegt das freilich daran, daß sie stets mit Zusätzen versehen waren.

Wenn im Griechischen die Vokative von Partizipien des Singulars zwar Nominativform angenommen haben, doch ohne Artikel stehen, so ist das wahrscheinlich darin begründet, daß es sich beim Ersatze partizipialer Vokative durch den Nominativ um keine rein syntaktische, sondern um eine syntaktisch-flexivische Neuerung handelt. Nur wo die durch das singularische Partizip ausgedrückte Tätigkeit eines Einzelnen in ausdrücklichem Gegensatz zur Tätigkeit oder Stellung anderer gedacht wird, tritt zu ihm, wenn es sich auf einen Vokativ bezieht, noch der nominativische Artikel wie in *ἕσχατοι ... Καδούσιοι ἰόντων· Ἀλκεύνα, σὺ δὲ ὁ ἄγων αὐτοὺϛ ἐπιμελοῦ* Xen. Cyr. V 3, 42; hier drängt sich eben die Vorstellung „der du das und das tust“ in den Vordergrund des Bewußtseins.

Regelmäßig erscheint dagegen der Artikel in der Anrede bei einem pluralischen Präsenspartizip des Aktivs, gleichviel ob sich dasselbe auf ein Substantiv bezieht wie in *ἄνδρες οἱ παρεόντες* Herodot III 71 oder auf ein substantivisches Adjektiv wie

Digitized by Google

in *ὦ Κῦρε καὶ πάντες οἱ παρόντες* Xen. Cyr. II 18[1]) oder ob es überhaupt selbständig steht wie in *χαίρετε τοὶ παριόντες* Inschrift v. Eretria 5304, 1 Bechtel (vgl. Wackernagel, Anredeformen 8). Löste man ein pluralisches Partizip in der Vorstellung durch ein „die ihr das und das seid" (oder „tut" oder ähnlich) auf, so blieb ja, da der Nominativ und der Vokativ des Plurals überhaupt gleiche Form hatten, im Gegensatz zu dem Verhalten beim singularischen maskulinen Partizip nichts anderes übrig, als vor den Nominativ zu seiner Kennzeichnung den Artikel zu stellen. Aus entsprechendem Grunde ist der Artikel zum singularischen femininen Partizip (des sigmatischen Aorists) hinzugefügt worden in *Δήμητερ ἡ θρέψασα τὴν ἐμὴν φρένα* Aesch. bei Aristoph. Ran. 886. Wenn auch beim Plural des Partizips der Vokativ durch den Nominativ ersetzt wurde, obgleich dieser Kasus hier gewöhnlich von keiner näheren Bestimmung begleitet war, so hat hier vielleicht die Analogie des Singulars gewirkt. Doch konnte wohl auch der Plural deshalb, weil er selbst den durch das Partizip ausgedrückten Zustand oder die durch dasselbe ausgedrückte Handlung etwas komplizierte, an und für sich leichter als der Singular zur Auflösung des Partizips in einen Relativsatz in der Vorstellung des Sprechenden führen. Beitragen mochte aber auch zur Durchführung des Artikels vor der in der Anrede gebrauchten pluralischen Partizipialform das notwendige Vorhandensein dieses Satzgliedes bei kasuellen und adverbiellen Ausdrücken, die in der Anrede an einzelne Personen verwandt wurden wie *χαίρετε . . . πάντες οἱ κατὰ πτόλιν* Aesch. Eum. 1014f. und *παρατηρεῖτε τοῦτον, οἱ πλησίον* Xen. Comm. III 14, 4 (Wackernagel a. O.); hier ist ja eigentlich ein *ὄντες* zu ergänzen, das im ersten Falle durch *κατὰ πτόλιν*, im zweiten durch *πλησίον* näher bestimmt wird. Wie weit auch andere Partizipien als die des Präsens des Aktivs in pluralischer Anrede vorkommen, vermag ich nicht zu sagen; in dem von Wackernagel a. O. angeführten Anfang einer christlichen Inschrift *χαίρετε οἱ καλῶς θανέντες* CIG. 9447 zeigt sich die gleiche Behandlung des Plurals eines (auf analogischer Umbildung beruhenden) Aoristpartizips auf *-είς* mit der des Plurals der genannten Partizipien.

Müssen in der Anrede stehende wirklich adjektivisch fungierende Adjektiva lateinisch und griechisch immer von einem Zusatz begleitet sein, wenn sie aus einem Grunde syntaktischer

[1]) Daß hier (sowie Cyr. II 3, 8 und V 1, 20) der Artikel nicht etwa durch *πάντες* bedingt ist, zeigt *Ζεῦ πατρῷε καὶ Ἥλιε καὶ πάντες θεοί* Cyr. VIII 7, 3.

Digitized by Google

Art Nominativform annehmen sollen, so ist das doch bei den substantivisch fungierenden Adjektiven nicht durchweg der Fall. Wenigstens haben lateinisch einige Male substantivierte Adjektiva in der Anrede Nominativform erhalten, ohne daß sich diese hier wie etwa bei gr. φίλος und δύστηνος aus indogermanischen Betonungsverhältnissen herleiten ließe. Es sind dies Fälle, in denen das Adjektiv einen tadelnden Sinn hat wie *vah, scelestus, quam benigne, ut ne abstulisse intellegam* Plaut. Aulul. 648; *hanc tu, quisquis es, o malus, timeto* Martial IV 49, 7; *si tibi nulla fides, nulla est reverentia patris, i, durus, pacemque nega* Sidonius Carm. VII 485f. Hier hat der Nominativ für den Vokativ den Sinn von „der da", „du da" und wird aus der Nichtachtung verständlich, mit der man zu dem Angeredeten spricht, wenn man ihn tadelt. Es liegt hier also ein ähnlicher Sprachgebrauch vor, wie wenn der Grieche in der Anrede bei Substantiven den Artikel mit dem Nominativ in nichtachtendem Sinne gebraucht (Wackernagel, Anredeformen 9), oder wie wenn der Pole den Nominativ für den Vokativ setzt, wenn er minder höflich spricht z. B. wenn er einen Diener mit dem Taufnamen ruft (Delbrück, Vgl. Syntax I, S. 398); nur bringt hier der Nominativ im Lateinischen eine noch viel stärkere Nichtachtung als meist im Griechischen und im Polnischen zum Ausdruck. Die Stärke des Vorwurfs zeigt sich ja lateinisch auch darin, daß hier das Adjektiv substantiviert steht.

Nach Wackernagel Anredeformen 10 konnte man griechisch so auch Nominative von Namen von Sklaven wie ὁ Ξανθίας Aristoph. Ran. 271 und von Sklavinnen wie ἡ *Μανία* Ameipsias Frg. 2 (Kock I 670) im Anruf und in der Anrede anwenden. Wenn Dionysos seinen Sklaven mit ὁ Ξανθίας ruft, so stimmt das bis auf den Hinzutritt des Artikels zum Gebrauche des Polnischen, den Diener mit dem Taufnamen im Nominativ zu rufen. Wenn gr. ὁ Ξανθίας und ἡ *Μανία* den Artikel zu sich genommen haben, so ist das im Anschluß daran geschehen, daß dieser da, wo Untergebene mit dem Nominativ eines Appellativums angeredet werden, naturgemäß überhaupt nicht fehlen darf (vgl. W. Schulze, Gött. Gel. Anz. 1896, 242f. und Wackernagel a. O.); so sagte man ὁ παῖς, ἡ ζάκορος, ἡ κομμώτρια, ἡ κανηφόρος, οἱ τοξόται usw. Ähnlich redete man ja früher auch im Neuhochdeutschen den verachteten Untergebenen vielfach mit dem Nominativ *er* anstatt mit dem Vokativ *du* an, indem man ihn einer wirklichen Anrede nicht für wert hielt und ihn gleichsam als abwesend betrachtete. Im Griechischen trug man jedoch abweichend

Digitized by Google

vom Deutschen der Situation insofern Rechnung, als man wenigstens das Verbum nicht in die dritte, sondern in die zweite Person setzte[1]). Sogar im Lateinischen tat man dasselbe, wo man doch den Nominativ für den Vokativ eines substantivierten Adjektivs gebrauchte, das einen ausdrücklichen Tadel in sich schloß. Ebenso aber auch griechisch in einem Falle, in dem der mit dem Artikel verbundene Nominativ eines substantivierten Adjektivs eine unfreundliche Anrede enthielt, in *ὁ καλός, φησί, πῶς ἵστης; φράσον* Machon bei Athen. XIII 580d 50 (nach Wackernagel, Anredeformen 10 steht hier *ὁ καλός* in höhnischem Sinne). Noch weiter geht die Anpassung an die Situation in *ἀσεβῶν βίον, ὦ μοχθηρός, ἔτριβες* Eupolis Frg. 52 Kock: hier ist auch der beim Nominativ stehende Artikel durch die Vokativpartikel ersetzt worden.

Man könnte vielleicht geneigt sein, aus der Ähnlichkeit des Gebrauches von *ὁ καλός* und *ὦ μοχθηρός* mit dem von *scelestus* usw. in den angeführten Belegen zu schließen, daß schon indogermanisch der Nominativ eines substantivierten Adjektivs in vorwurfsvoller Anrede hätte stehen können. Doch lag eine solche Ausdrucksweise so nahe, daß sie sich sehr wohl selbständig in zwei verschiedenen Sprachen bilden konnte. Für das Indogerm. aber ist ihr Vorhandensein deshalb unwahrscheinlich, weil hier der Nominativ gerade in freundlicher und ehrender Anrede weit verbreitet war und so auch, wie besonders gr. *φίλος* zeigt, bei substantivierten Adjektiven vorkam. Lateinisch aber ließ sich die Setzung des Nominativs substantivierter Adjektiva in vorwurfsvoller Anrede deshalb durchführen, weil hier vokativischer Gebrauch des Nominativs von Adjektiven in freundlichem Sinne nur noch bei wirklich adjektivischer Funktion vorkam (ob. S. 71); Adjektiva ehrenden Inhalts mußten in solchem Falle sogar ge-

[1]) Wie im Griechischen die in der Anrede stehenden mit dem Artikel versehenen Nominative von Bezeichnungen von Untergebenen meist mit dem Imperativ verbunden werden, so steht der Imperativ (und zwar auch in der zweiten Person) auch nach *οἱ δέ* „ihr aber" sowie nach *οἱ μέν—οἱ δέ* (Belege bei Wackernagel Anredeformen 8). Vielfach richten sich hier die Befehle auch an Bedienstete (so schon *ν* 149ff., wo Eurykleia zu den Sklavinnen sagt: *ἀγρεῖθ', αἱ μὲν δῶμα κορήσατε . . . αἱ δὲ σπόγγοισι τραπέζας πάσας ἀμφιμάσασθε*). Dieser Sprachgebrauch wird daher im Zusammenhang mit dem gleichen bei Substantiven in der Anrede an Bedienstete aufgekommen sein. Wie beide Ausdrucksweisen ineinander greifen, zeigt sich besonders Plato Conv. 218B, wo dem *οἱ δέ* ein Substantiv mit der Bedeutung „Sklaven" folgt, auf das sich dann ein Imperativ bezieht (*οἱ δὲ οἰκέται . . . ἐπίθεσθε*).

Digitized by Google

häuft stehen (ob. S. 67f.). Griechisch konnte sich natürlich der Nominativ mit dem Artikel in vorwurfsvoller Anrede neben dem ohne Artikel in freundlicher und ehrender ohne weiteres einstellen. Bestand aber einmal ein ὁ μοχθηρός „du schlechter Kerl", so konnte dies auch mit ὦ μόχθηρε zu ὦ μοχθηρός kontaminiert werden; denn wo griechisch der Nominativ eines substantivierten Adjektivs noch in ehrender Anrede vorkam wie in ὦ δοκιμώτατος Ἑλλάδι Eur. Suppl. 277, hatte derselbe noch eine nähere Bestimmung bei sich, stand also mit ὦ μοχθηρός nicht ganz auf einer Stufe; das Substantiv φίλος aber wurde überhaupt kaum noch als substantiviertes Adjektiv empfunden, und sein (von keiner näheren Bestimmung begleiteter) Vokativ φίλος war zur erstarrten Form geworden. Die Anrede ὁ μοχθηρός konnte aber deshalb leicht in ὦ μοχθηρός umgewandelt werden, weil man bei einem Vorwurfe, den man dem Angeredeten machte, seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm und ὦ ja gerade dazu diente, die Aufmerksamkeit zu erregen.

So wenig man aber den Nominativ für den Vokativ bei substantivierten Adjektiven, die einen Vorwurf enthielten, bereits indogermanisch angewandt haben wird, so wenig wird man dies auch aus gleichem Grunde bereits indogermanisch bei Namen oder appellativischen Bezeichnungen von Bediensteten getan haben, um eine Nichtachtung auszudrücken. Selbst wenn die Angabe der Ars anonyma Bernensis Keil, Gramm. Lat. Suppl. Hagen 99, daß lat. *servus* im Vokativ sowohl *servus* wie *serve* gehabt habe, zu Recht bestände, würde doch die Übereinstimmung mit gr. ὁ παῖς als Anrede an den Sklaven keineswegs zu dem Schlusse zwingen, daß schon in der indogermanischen Ursprache der Sklave verächtlich mit der Nominativform angeredet werden konnte. Aber es ist auch äußerst fraglich, ob *servus* wirklich jemals seinen Vokativ dem Nominativ gleich nach Art von ὁ παῖς gebildet hat. Allerdings wird die Ars (oder ihre Quelle), die ohne Belege den mehrfach bezeugten Vokativ *filius* (ob. S. 51f.) neben *fili* und den gleichfalls vorkommenden Vokativ *pius* (ob. S. 67) anführt, auch für *servus* als Anredeform ihre Belege gehabt haben. Aber auch diese letzteren werden nur dieselben gewesen sein, die auch uns noch zu Gebote stehen: *quaeris, quando iterum paveas iterumque perire possis, o totiens servos* Hor. Serm. II 7, 69f. und *abin hinc a me, dignus domino servos* Plaut. Amph. 857. Hier hat man nun aber das *o totiens servus* nach Neue-Wagener Formenl.[3] II 133 als Apposition zu dem in *quaeris* liegenden *tu* im Sinne

Digitized by Google

von „qui totiens servus fuisti“ aufzufassen, und ganz entsprechend wird man auch *dignus domino servos* als Apposition zu dem in *abi* enthaltenen *tu* im Sinne von „qui dignus domino servus es“ zu verstehen haben[1]).

2. Der Nominativ in kopulativer Verbindung mit dem Vokativ.

Syntaktisch bedingt konnte indogermanisch ein Nominativ für den Vokativ auch bei der gleichzeitigen Anrede an zwei Personen sein. Der Nominativ stellte sich hier bei derjenigen Form ein, die zur Verbindung mit der, die im Vokativ verblieb, ein **k^{u}e* „und“ angefügt erhielt. So noch altindisch z. B. in *vâyav índraś ca cetathaḥ* Rv. I 2, 5, awestisch z. B. in *frō vå fraēšyā mazdā ašemcā* Y. 49, 6, griechisch z. B. in *Ζεῦ πάτερ . . . Ἥλιός θ' ὃς πάντ' ἐφορᾷς καὶ πάντ' ἐπακούεις Γ* 276f.

Die Entstehung dieser Verbindungen erklären Delbrück, Syntax I, § 188 und Brugmann, Grundr.[2] II 2, § 536 zunächst daraus, daß „und“ nur Satzglieder zu einander in Beziehung setze, der Vokativ aber kein Satzglied im eigentlichen Sinne des Wortes sei. Aber die Selbständigkeit des Vokativs geht doch nicht so weit, daß er überhaupt nicht mit anderen Wörtern verbunden werden könnte. Zum Vokativ eines Substantivs konnte ja indogermanisch auch ein Adjektiv im gleichen Kasus treten. Daß der Vokativ überhaupt vollständig in einen Satz einbezogen werden kann, geht aus seiner gelegentlichen prädikativen Verwendung in Sätzen wie ai. *gáutama bruvāṇa*, gr. *ὄλβιε κῶρε γένοιο*, lat. *seu Jane libentius audis* (Delbrück, Syntax I, § 189; Brugmann a. O. § 533) hervor. Auch können wohl in allen indo-

[1]) Von Vokativen der 2. Deklination auf *-us*, die sonst nicht bekannt sind, nennt die Ars S. 99f. noch *o fatuus*, *o pelagus*, *reus*. Von diesen könnte *o fatuus*, das einen tadelnden Sinn hatte, substantiviert wirklich irgendwo vorgekommen sein. Wenn auch *o pelagus* der Literatur entstammt, so kann es sich bei dieser der Umgangssprache fehlenden Anrede nur um Nachahmung eines griech. Vokativs *πέλαγος* handeln (auch der Akk. Plur. *pelagē* Lucr. 5, 35 und 6, 619 hat die griechische Endung gewahrt), der von irgend einem Dichter nach dem Vokativ *τέκος* gebildet worden sein wird. Doch könnte *o pelagus* auch bloße Konstruktion eines Grammatikers sein, welcher der Ansicht war, daß jedes Neutrum im Vokativ dieselbe Form wie im Nominativ hätte. Höchst wahrscheinlich nur von einem Grammatiker konstruiert ist der Vokativ *reus*, da, so viel wir wissen, der Angeklagte bei den Römern nur mit seinen Namen angeredet wurde. Einen Vokativ *reus* konnte sich ja ein Grammatiker leicht nach den Reimwörtern *deus* und *meus* selbst bilden; allerdings lag die gleiche Analogie auch für die wirkliche Sprache sehr nahe.

Digitized by Google

germanischen Sprachen zwei wirkliche Vokative durch „und", z. B. im Griechischen durch *καί*, mit einander verbunden werden. Zur Erklärung des Nominativs bemerkt aber Brugmann a. O. § 536 weiter, daß dieser für einen von zwei asyndetisch neben einander stehenden Vokativen als attributiver Zusatz zu dem anderen treten und nun mit dem unveränderten Vokativ durch „und" verbunden werden könnte. Allein von zwei kopulativ an einander gefügten Vokativen, mit denen ja zwei verschiedene Personen angeredet werden, steht doch der eine nicht attributiv zum anderen, ganz abgesehen davon, daß, wenn der Vokativ überhaupt der Verbindung mit „und" widerstreben würde, er doch auch nicht mit einem Nominativ durch „und" hätte verbunden werden können.

Zur wirklichen Lösung der Frage bieten die Verhältnisse, wie sie noch im Altindischen bestehen, eine Handhabe. Mustert man nämlich die Belege aus dem Rigveda durch, so fällt es auf, daß in den meisten hierhin gehörigen Verbindungen der Name des Indra erscheint, daß dieser aber niemals die Form des Vokativs, sondern stets die des Nominativs aufweist. Einige Male handelt es sich hierbei um Hymnen, deren ganzer Inhalt zugleich der Preisung des Indra und der eines anderen Gottes dient. So IV 49, wo Indra und Bṛhaspati, VI 69, wo Indra und Viṣṇu, IV 28 und VII 104, wo Indra und Soma zusammen besungen werden: hier steht IV 49, 3 *indrābṛhaspatī . . índraś ca*, VI 69, 8 *índraś ca viṣṇo*, IV 28, 5 und VII 104, 25 *índraś ca soma*. Auch im Hymnus I 164, in dem Vers 19 Indra und Soma vereint genannt werden, ohne daß von einem von beiden vorher die Rede war, geschieht dies gleichfalls in der Verbindung *índraś ca . . . soma*. In den meisten Fällen jedoch, in denen Indra im Verlaufe des Hymnus im Nominativ mit *ca* zusammen mit einem anderen Gott, dessen Name dabei im Vokativ erscheint, angerufen wird, handelt es sich um ein Preislied für diesen letzteren allein, oder es ist doch wenigstens früher von diesem als von Indra die Rede. Auf diese Weise erscheint Indra zusammen mit Vāyu V 51, 6 und I 135, 4 nebst I 135, 7, mit Bṛhaspati VII 97, 10 und IV 50, 10, mit Soma IX 19, 2, mit Agni III 25, 4, mit den Ṛbhus (die hier mit den vorher besungenen Ṛbhukschas gemeint sind) IV 37, 6. Auch IX 95, 5b ist *indraś ca yát kṣáyathaḥ* mit dem im Hauptsatze im vorausgehenden Pada stehenden Vokativ *indo* zu verbinden; von Indu als Soma handelt aber schon der ganze Hymnus, wie denn auch Vers 3 wenigstens der Name Soma bereits genannt ist. In I 2,

Digitized by Google

wo Vers 5 *váyav indraś ca* steht, werden zwar schon vorher beide Götter zugleich, weiter vorher aber wird nur Vāyu angerufen, dem also eigentlich auch dieser Hymnus allein gilt. Ähnlich verhält es sich mit IV 47, wo Vers 2 und 3 auch Indra und Vāyu vereint genannt werden (und zwar 2 als *indraś ca vāyav*, 3 als *váyav indraś ca*), Vers 1 aber Vāyu allein. Auch V 51, wo Vers 6 *indraś ca vāyav* steht, war zwar schon Vers 4 von Indra und Vāyu zugleich die Rede; doch wurde Vers 5 letzterer allein angerufen. Wenn VII 98, 7 mit den Worten *bṛ́haspate yuvám indraś ca* beginnt, obgleich vorher nur von Indra gesprochen wird, so beruht das darauf, daß dieser Vers schon den Schluß von VII 97 bildet und als solcher auch dem folgenden Hymnus angefügt worden ist.

Dürfen wir aus den dargelegten Verhältnissen eine Folgerung ziehen, so kann es nur die sein, daß in den meisten Fällen Indra als der dem Redenden nicht unmittelbar gegenüberstehende Gott in dritter Person angerufen und daß daher sein Name im Nominativ mit *ca* dem Vokativ des eigentlich allein in zweiter Person angeredeten Gottes angefügt oder auch vorausgestellt wurde. Wegen der Häufigkeit, mit der so Indras Name in *índraś ca* neben dem Vokativ eines anderen Götternamens stand, konnte sich dann aber eine solche Verbindung auch da einstellen, wo Indra dem Redenden nicht ferner als der andere Gott erschien. Daß eine Vorliebe für die Verbindung von Vokativen von Götternamen mit *índraś ca* aufgekommen war, zeigt deutlich das *indrā-bṛ́haspatī . . índraś ca* IV 49, 3; hier war ja *índraś ca* überflüssig und eigentlich sogar widersinnig. Daß aber in denjenigen Hymnen, die einem anderen Gott als Indra galten, dieser andere auch noch da, wo er mit Indra vereint angerufen wurde, die eigentlich allein angeredete Person war, ist besonders aus I 135, 7 zu ersehen, wo dem Namen des Vāyu im Vokativ das Verbum zunächst nur in der zweiten Person des Singulars folgt und erst dann in der zweiten des Duals, an welche sich *indraś ca* anschließt, wiederholt wird (*áti vāyo sasató yāhi . . . . gachataṃ gṛhám índraś ca gachatam*).

In fast allen übrigen Fällen, in denen ein Nominativ durch *ca* mit einem Vokativ verbunden ist, steht das Verbum nur in der zweiten Person des Duals; nur VII 97, 10 schließt sich an die Duale *īśāthe* und *dhattáṃ* noch der Plural *pāta* (mit vorausgehendem *yūyám*), nach Benfey, Über die Entstehung des idg. Vokativs 32 aber nur als Refrain. IV 37, 6 erscheint das Verbum

Digitized by Google

überhaupt nur im Plural (*ávatha*) wegen des vorausgehenden Pluralvokativs *ṛbhavo*. Den Plural sollte man eigentlich auch V 51, 14 erwarten, wo sechs verschiedene Gottheiten angerufen werden; doch steht hier gerade der Singular: *svastí mitrāvaruṇā svastí pathye revati svastí na índraś cāgníś ca svastí no adite kṛdhi.* Aus diesem *kṛdhi*, das nur zu *adite* gehört, ist zu *pathye* gleichfalls ein *kṛdhi*, zu *mitrāvaruṇā* aber und zu *índraś cāgníś ca* je ein *kṛtam* zu ergänzen. In dem ganzen Hymnus ist von sehr vielen Göttern die Rede; in unserem Verse wird zuerst ein Götterpaar und dann eine Göttin, dann wieder ein Götterpaar und dann wieder eine Göttin angerufen. Bot sich für Mitra und Varuna nur das häufige dualische Dvandvakompositum *mitrāvaruṇā* als bestes Mittel zur Zusammenfassung dar, so für Indra und Agni doch auch die Verbindung des häufigen *índraś ca* mit dem Namen des Agni, die wahrscheinlich hier der Abwechslung wegen (anstatt *indrāgnī*) gewählt wurde. Auf *índraś ca* sollte nun der gewöhnlichen Regel nach der wirkliche Vokativ *agne* folgen; wenn dafür *agníś ca* gesetzt ist, so ist das geschehen, um nicht den Parallelismus zu stören. Wie der Dichter jeden Namen des ersten Götterpaares durch einen Vokativ des Duals als Teil des Dvandvakompositums zum Ausdruck gebracht hatte, und wie er für die gleichfalls mit einander korrespondierenden Namen der beiden Göttinnen gleichmäßig die Vokative des Singulars verwandte, so stellte er auch eine Kongruenz zwischen den beiden Namen des zweiten Götterpaares her, was er nur dadurch bewerkstelligen konnte, daß er auch für den Vokativ des Namens Agni den Nominativ mit folgendem *ca* setzte.

In Hymnen, in welchen zwei Götter, von denen keiner von beiden Indra ist, gleichmäßig gepriesen werden, kann bei der durch eine Verbindung des Nominativs nebst *ca* mit dem Vokativ zustande gebrachten Anrufung beider zusammen ebenso gut der Name des einen wie der des anderen durch den Nominativ nebst *ca* zum Ausdruck gebracht werden. So steht dem *mitra ... váruṇaś ca* V 64, 5 ein *varuṇa ... mitráś ca* VII 66 17 gegenüber; die Hymnen, in denen beide Verse enthalten sind, richten sich in gleicher Weise an Mitra wie an Varuna. Für *agníś ca soma* I 93, 5 hätte es wohl auch ebenso gut **sómaś ca agne* heißen können, da der Hymnus an Agni und Soma zugleich gerichtet ist. Auf viele Götter bezieht sich Hymnus VI 68; wenn hier in Vers 4 die Worte vorkommen *dyāúś ca prthivi bhūtam urvī*, so mag hier bei *div* und nicht bei *prthivī* deshalb die Nominativform

Digitized by Google

gewählt worden sein, weil sie bei ersterem Wort sich nur durch den Akzent vom Vokativ unterschied.

Im Einklang damit, daß der Hymnus den Marut gewidmet ist, steht *agníś ca yán maruto* V 60, 7; das Verbum (*váhadhve*) erscheint hier natürlich im Plural. Ein Appellativum im Nominativ nebst *ca* ist mit dem Vokativ eines substantivierten Adjektivs verbunden (wobei das Verbum Dualform hat) in *mātá ca me chadayathaḥ samá vaso* VIII 1, 6, wo *vaso* auf Indra geht, der in dem Hymnus besungen wird. Ähnlich erklärt sich *vájraś ca yád bhávato ánapacyutā* IX 111, 3, wo das Verbum gleichfalls im Dual steht, weil zu *vájraś ca* noch der Vokativ *soma* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist; hier war vorher nur von Soma, nicht aber auch von Vajra die Rede. In *tāú mehávataṃ váruṇaś ca rājā* V 40, 7 ist der Nominativ mit *ca* an den vorangehenden Dual des Demonstrativums angeknüpft, mit dem zugleich Varuṇa, der im Hymnus noch nicht genannt worden war, und Atri, der dicht zuvor gepriesen wurde, gemeint ist; der Dual *taú*, der sich in erster Linie auf Atri bezieht, kann hier nur Vokativ sein. So finden wir an allen diesen Stellen die Regel bestätigt, daß, wo die Benennungen zweier angeredeten Personen durch *ca* mit einander verknüpft sind, diejenige, der die Anrede zunächst gilt, im Vokativ, die aber, die nur nebenbei angeredet wird, im Nominativ nebst *ca* steht.

Eine eigentümliche Verbindung von Nominativen und Vokativen zeigt sich I 18, 5: *tváṃ tám brahmaṇas pate sóma índraś ca mártyam dákṣiṇā pātv áṃhasaḥ*. Der Hymnus ist dem Brahmanaspati gewidmet, neben dem aber Vers 4 auch Indra und Soma und zwar Indra noch vor, Soma aber nach ihm als Helfer genannt werden. Wenn nun Vers 5 zunächst Brahmanaspati im Vokativ, sodann Soma im gleichen Kasus, darauf aber Indra im Nominativ mit *ca* angerufen wird, so beruht hier der Unterschied zwischen *soma* und *índraś ca* auf der Geläufigkeit der Verbindung von *índraś ca* mit Vokativen anderer Götternamen. Würde nun die Aufzählung der um ihren Schutz angeflehten Götter mit Indra schließen, so müßte das Verbum in der zweiten Person des Plurals stehen. In Wirklichkeit wird aber auch noch die Dakschina um ihre Hilfe gebeten, deren Name aber nicht im Vokativ, sondern im Nominativ (ohne *ca*) folgt. Würde *índraś ca* fehlen, so würde sich der Name der Dakschina an die vorangehenden Vokative gleichfalls im Vokativ asyndetisch anschließen; die Änderung der Konstruktion ist hier durch den zunächst vorhergehenden voka-

Digitized by Google

tivisch fungierenden Kasus, den Nominativ *índraś* .. hervorgerufen worden. Da aber der Name der Dakschina nicht durch *ca* angeknüpft worden war, so konnte derselbe auch nicht wie die Verbindung *índraś ca* als eine Art stellvertretender Vokativ, sondern nur als wirklicher Nominativ empfunden werden. Daher konnte die zweite Person des Plurals, wie sie durch *brahmaṇas pate sóma índraś ca* erfordert war, nicht zu *dákṣiṇā* treten, an das sich vielmehr nur die dritte des Singulars (*pātu*) schließen konnte; aus *pātu* aber ist ein *pāta* zu den vorangehenden vokativisch fungierenden Kasus zu ergänzen.

Verglichen mit den Verbindungen des Vokativs mit einem Nominativ nebst *ca* hat Haskell, Journ. of the Amer. Orient. Soc. XI 66 den Satz *á yád ruháva váruṇaś ca návam* VII 88, 3. In der Tat liegt hier eine verwandte Konstruktion vor; denn wie aus *ruháva váruṇaś ca* ein Nominativ *ahám* zu ergänzen ist, so läßt sich da, wo ein Nominativ mit *ca* neben einem Vokativ erscheint, für letzteren auch ein *tvám* setzen; wie aber bei der Verknüpfung von *ahám* mit einem Nominativ durch *ca* das Verbum in der ersten Person des Duals steht, so bei einer ebensolchen von *tvám* in der zweiten desselben Numerus. Genau so wie in dem von Haskell angeführten Beleg hat man *ahám* auch zu ergänzen in *úd yád bradhnásya viṣṭápam gṛhám índraś ca gánvahi* VIII 58, 7 und in *á yád índraś ca dádvahe* VIII 34, 16, also gerade auch in Verbindungen mit *índraś ca.*

Daß indogermanisch zur Verknüpfung eines Vokativs mit einem Nominativ nebst **k^{u}e* die zweite Person des Duals trat, war auch etwas ganz Natürliches. Wohl in allen Sprachen gebraucht man ja auch die zweite Person des Plurals in der Anrede an mehrere, von denen nur einer anwesend ist, und in Sprachen, die einen Dual besitzen, die zweite Person des Duals in der Anrede an zwei bei der Anwesenheit nur eines von beiden. Es ist nun auch möglich, daß man zur zweiten Person des Plurals (oder des Duals) nicht nur den Namen des Anwesenden, der direkt angeredet wird, sondern auch den des Abwesenden, dem eigentlich die Anrede gleichfalls gilt, hinzufügt, etwa daß man im Deutschen zu einem Knaben Namens *Fritz*, den man allein ohne seinen Bruder *Karl* antrifft, sagt: *„Ihr sollt nach Hause kommen, Fritz und Karl.“* In Sprachen, die zwischen Vokativ und Nominativ formell scheiden, wird in einem solchen Falle der Name des Abwesenden wohl immer im Nominativ stehen. Aber auch da, wo sich die Anrede an zwei Personen richtet, die beide an-

Digitized by Google

wesend sind, doch der einen mehr als der anderen gilt, könnte sehr wohl nur der Name der ersteren in den Vokativ, derjenige der letzteren aber, als ob sie abwesend wäre, in den Nominativ gesetzt werden. Konnte man doch griechisch sogar einen einzelnen Anwesenden, der sich in dienender Stellung befand, mit dem Nominativ, d. h. eigentlich in der dritten Person, die nur der Situation gemäß beim Verbum durch die zweite vertreten wurde, anreden (vgl. ob. S. 211 f.). Daß aber die Anrede mit dem Nominativ nicht immer eine Nichtachtung zu enthalten braucht, zeigen die romanischen Sprachen, in denen die Anrede mit dem mit Artikel versehenen Substantiv, das nur als Nominativ aufgefaßt werden kann, keinerlei herrischen Ton hat; altfranzösisch finden sich sogar so *li nostre deu* und *aies merci de mei, li fils de David* (Wackernagel, Anredef. 9 Fußn.). Im Hebräischen, das so wenig wie das Romanische eine besondere Vokativform kennt, steht in der Anrede überhaupt gewöhnlich der Nominativ mit vorhergehendem Artikel. Vor allem aber bediente sich ja das Indogermanische selbst in vielen Fällen der Nominativform ohne Hinzutritt des Demonstrativums gerade in freundlicher und ehrender Anrede. Unter solchen Umständen aber konnte dasselbe auch, ohne damit irgend eine Nichtachtung auszudrücken, den Namen einer Person in den Nominativ setzen, die zusammen mit einer anderen angeredet wurde, aber für die Anrede erst in zweiter Linie in Betracht kam.

Griechisch und lateinisch kommen sogar Beispiele vor, daß man eine einzelne Person in dem Augenblicke, in dem man sie kommen sieht, mit dem Nominativ anredet, gleich als ob sie einem noch nicht gegenüberstünde, sondern noch abwesend wäre. Es kann ja kein Zufall sein, daß der Nominativ für den Vokativ zweimal gerade im Anfangssatze eines Platonischen Dialogs (Menexenos 234A; Hippias maior 281A) und einmal in einem solchen einer Horazischen Satire (II 4, 1) erscheint. Kühner-Gerth I § 356, 3 sieht die beiden griechischen Sätze (*Ἐξ ἀγορᾶς ἢ πόθεν Μενέξενος*; und *Ἱππίας ὁ καλός τε καὶ σοφός, ὡς διὰ χρόνου ἡμῖν κατῆρας εἰς τὰς Ἀθήνας*) als Belege für den Nominativ als Ausruf an und vergleicht mit dem ersten die Worte des Horaz *„unde et quo Catius?“*. Aber wo sonst griechisch und lateinisch Beispiele für den Nominativ als Ausruf vorkommen, ist dieser Kasus niemals der Nominativ eines Menschennamens. Auch Wackernagels Vermutung, Anredeformen 9, daß *Ἱππίας* für *Ἱππία* auf einer Attraktion durch die Apposition *ὁ καλός τε καὶ*

Digitized by Google

σοφός beruhe, trifft nicht zu, weil solche Attraktionen sonst nicht vorkommen; auch würde damit der andere Beleg aus Plato und der aus Horaz nicht erklärt sein. Wo wie an diesen beiden letzten Stellen überhaupt kein Verbum im Satze steht, ist der Nominativ auch ohne weiteres verständlich. Wenn aber auf Ἱππίας das Verbum in der zweiten Person folgt, so mischt sich hier die Vorstellung ein, daß der Kommende den Redenden bereits zu sich sprechen hört.

Die indogermanische Regel wurde noch im Rigveda getreu befolgt. Nirgends ist hier ein Vokativ mit einem anderen Vokativ durch *ca* verbunden worden; vielmehr steht hier bei einem zwei vokativisch fungierende Kasus verknüpfenden *ca* derjenige, dem das *ca* angefügt ist, stets im Nominativ. Hieraus ist zu folgern, daß idg. **k^{u}e* überhaupt nur dann in der Anrede angewandt wurde, wenn bei dieser eine der beiden angeredeten Personen erst in zweiter Linie in Betracht kam. Die altindische Verwendung der Verbindung des Nominativs nebst *ca* mit einem Vokativ auch in solchen Fällen, in denen die beiden Angeredeten dem Anredenden gleich wichtig waren, kann nur sekundär sein; meistens handelt es sich ja hier auch um das formelhaft gewordene *índraś ca*. Wo indogermanisch zwei oder mehrere Angeredete für den Anredenden die gleiche Wichtigkeit hatten, kann das nur durch asyndetisch nebeneinander stehende Vokative zum Ausdruck gekommen sein, wie sie sich in den europäischen Sprachen ebenso gut wie im Altindischen vorfinden; wo etwa auch schon altindisch bei verschieden großer Wichtigkeit der Angeredeten für den Anredenden eine asyndetische Aneinanderreihung von Vokativen stattgefunden hat, haben sich die ursprünglichen Verhältnisse bereits verschoben. Bei gleicher Wichtigkeit der beiden Angeredeten bedient sich das Altindische auch der Vokative dualischer Dvandvakomposita (wie *indrāgnī*); auch diese sind wahrscheinlich bereits indogermanischen Ursprungs.

Haskell a. O. macht auch darauf aufmerksam, daß einmal im Rigveda zwei Namen in der Anrede durch *vā* verknüpft sind und daß hier der neben *vā* stehende gleichfalls Nominativform hat (*kó nú vām mitrāstuto váruṇo vā tanúnām* V 67, 5). In einer Sprache, die von zwei durch „und" in der Anrede verbundenen Namen den einen als den erst in zweiter Linie in Betracht kommenden in den Nominativ setzte, war das Gleiche auch möglich, wo der zweite als der disjunktiv hinzugefügte dem Anredenden gleichfalls minder wichtig als der erste erscheinen konnte. Es war

Digitized by Google

das hier mit dem Namen Varuna der Fall, obgleich der Hymnus Mitra und Varuna gemeinsam gewidmet ist.

Wo altindisch der Vokativ und der mit ihm durch *ca* verbundene Nominativ noch ein gemeinschaftliches Attribut im Dual bei sich hatten, konnte dies ebenso gut im Vokativ wie im Nominativ stehen; auch kamen hier beide Kasus neben einander vor (Benfey a. O.).

Als Beleg dafür, daß der gleiche Sprachgebrauch wie im Rigveda auch bei Homer herrscht, hat man auf *Γ* 276ff. verwiesen: *Ζεῦ πάτερ, Ἰδηθεν μεδέων, κύδιστε μέγιστε, Ἠέλιός θ', ὃς πάντ' ἐφορᾷς καὶ πάντ' ἐπακούεις καὶ ποταμοὶ καὶ Γαῖα . . . . ὑμεῖς μάρτυροι ἔστε.* Wenn hier Helios in dem Relativsatze, der sich auf seinen im Nominativ stehenden Namen allein bezieht, in der zweiten Person angeredet wird, so ist hier in derselben Weise auf die Situation Rücksicht genommen worden wie bei der Einzelanrede mit einem durch den Artikel gestützten Nominativ (z. B. in *πρόϊθ' ἐς τὸ πρόσθεν ὀλίγον ἡ κανηφόρος* Aristoph. Ach. 242) und bei der mit *Ἱππίας . . . κατῆρας* bei Plato Hipp. mai. 281A.

In den übrigen Fällen, in denen bei Homer die Namen zweier oder mehrerer angeredeter Personen durch *τε* verbunden sind, stehen diese bereits sämtlich im Vokativ. Es gilt das auch für *γαμβρὸς ἐμὸς θύγατέρ τε, τίθεσθ' ὄνομ' τ* 406, wo *γαμβρὸς* durch *ἐμὸς* als alleinigen Vokativ des Pronomens *ἐμός* bedingt ist. Beide durch *τε* verbundene Kasus der Anrede sind auch formell Vokative in *ἀμείβεσθον . . . Αἶαν Ἰδομενεῦ τε Ψ* 492f.; wenn Platt, Classical Review XXIII 105 nach Cobets Vorgang des Metrums wegen *Αἴας Ἰδομενεύς τε* setzen will, so ist dem gegenüber zu bemerken, daß in der ersten Thesis des Hexameters kurze Vokale auch das Maß einer Mora überschreiten können (W. Schulze, Quaest. ep. 415f.). Wenigstens der zweite der beiden Kasus ist als Vokativ erkennbar in *Αἴαντ' Ἀργείων ἡγήτορε Μηριόνη τε P* 669 (wo kein zugehöriges Verbum folgt); *Μηριόνη* in *Μηριόνης* mit Platt a. O. zu ändern, haben wir gleichfalls kein Recht. An Hektors Anrede an seine Rosse *Ξάνθε τε καὶ σύ, Πόδαργε, καὶ Αἴθων Λάμπε τε δῖε Θ* 185 will auch Platt nichts geändert wissen; aber die Rosse wurden in der Anrede doch auch persönlich gedacht, so daß, wenn die für *Γ* 276f. geltende Regel noch eine bindende gewesen wäre, für ihre Namen die gleiche Konstruktion wie für Personennamen zu erwarten sein würde. In Wirklichkeit kann die Regel auch schon zu Homers Zeit nicht mehr für den lebendigen Gebrauch der Sprache gegolten haben und ihre

Digitized by Google

Anwendung in der Ilias nur ein Archaismus sein, der gerade bei *ἠέλιός τε* festgehalten wurde, weil *ἠέλιέ τε* nicht in den Vers gepaßt hätte.

Nach Platt a. O. tritt auch im attischen Drama bei Verbindung zweier Kasus der Anrede durch *τε*, das dem zweiten angefügt wird, dieser zweite in den Nominativ. Wie die Belege zeigen, findet sich aber *τε* als Verbindungspartikel vokativisch fungierender Kasus nur in der Tragödie und im Chor der Komödie, fehlt aber dem Dialog der Komödie ebenso gut wie der Prosa, die hier nur *καὶ* und *τε καὶ* kennen. Im Gegensatze zum homerischen Dialekt kam also *τε* zur Verbindung von Kasus der Anrede in der attischen Umgangssprache überhaupt nicht mehr vor; wo jedoch *τε* in solchen Verbindungen archaisch noch im attischen Drama erhalten ist, da stimmt der Kasusgebrauch zum archaischen bei Homer.

Als Belege für die Verbindung eines Vokativs mit einem Nominativ nebst *τε* sind aus dem Drama anzuführen: *ὦ Ζεῦ τε καὶ Γ'ῆ καὶ πολισσοῦχοι θεοί, Ἀρά τ' Ἐρινὺς πατρὸς ἡ μεγασθενής μὴ ... ἐκθαμνίσητε* Aesch. Sept. 69ff.; *ἰὼ Μοῖρα .. πότνια τ' Οἰδίπου* [σκιὰ], *μέλαιν' Ἐρινύς, ἦ μεγασθενής τις εἶ* Aesch. Sept. 975ff.; *νῦν χαῖρε μὲν χθών, χαῖρε δ' ἡλίου φάος, ὕπατός τε χώρας Ζεὺς, ὁ Πύθιός τ' ἄναξ* Aesch. Ag. 509f.; *ἰὼ Ζεῦ, πάνταρχε θεῶν, παντόπτα, πόροις .... σεμνά τε παῖς Παλλὰς Ἀθάνα* Soph. Oed. Col. 1085ff.; *ὦ τρεῖς κέλευθοι καὶ κεκρυμμένη νάπη δρυμός τε καὶ στενωπὸς ... μέμνησθ'* Oed. R. 1398ff.; *ὦ ψάμαθοι πολιήτιδος ἀκτᾶς δρυμός τ' ὄρειος* Eur. Hipp. 1126ff. (vielleicht jedoch Ausruf, da kein Verbum folgt); *ὦ γαῖα Κάδμου πᾶς τε Θηβαῖος λεώς, κείρασθε* Eur. Herc. fur. 1389f.; *ὦ γᾶς Ἑλλάδος στρατηλάται, Δαναῶν ἀριστῆς ... Κάδμου τε λαός*[1]), *μήτε Πολυνείκους χάριν ψυχὰς ἀπεμπολᾶτε* Eurip. Phoen. 1225ff.; *Φοῖβ' ἄναξ Δήλιε ... ἡ*

[1]) Nach Wackernagel, Anredef. 15 soll dies *λαός* aus dem in der Tragödie wiederholt vorkommenden Vokativ *λεώς* umgesetzt worden sein. Wo Euripides sonst bei Wörtern der *o*-Deklination, die in der Umgangssprache in der Anrede nicht vorkommen, einen Vokativ bildet, schwankt er allerdings zwischen Formen auf *-ε* wie *θυμέ* Med. 1056, *χρυσέ* Frg. 326, 1 Nauck und solchen auf *-ος* wie *γάμος* (*ὦ γάμος, ὦ γάμος, ὃς ... ὤλεσας* Andr. 1186f.) und *οἶκος* (*ὦ ... οἶκος ... σὲ ... Ἀπόλλων ἠξίωσε ναίειν* Alk. 569ff.); da er aber neben dem Vokativ *Μενέλεως* auch ein *Μενέλαε* gebraucht (die Belege bei Wackernagel a. O.) und ihm *Μενέλαος* gerade wegen seiner attischen Form *Μενέλεως* als ein Kompositum des dem attischen *λεώς* in den meisten Dialekten entsprechenden *λαός* erscheinen mußte, so hätte er auch wohl von *λαός* einen Vokativ **λαέ* geformt, wenn nicht das Wort an der betreffenden Stelle mit einem vorangehenden Vokativ durch *τε* verbunden gewesen wäre.

Digitized by Google

τ' Ἐφέσου . . . ἔχεις οἶκον . . . ἡ τ' ἐπιχώριος ἡμετέρα θεός, αἰγίδος ἡνίοχος, πολιοῦχος Ἀθάνα Παρνασίαν θ' ὃς κατέχων πέτραν . . . σελαγεῖ . . . κωμαστὴς Διόνυσος Aristoph. Nub. 595ff. (im Hauptsatz folgt kein Verbum); ὦ δέσποτ' ἄναξ, ἀμέτρητ' Ἀήρ, ὃς ἔχεις . . . λαμπρός τ' Αἰθήρ, σεμναί τε θεαί Νεφέλαι βροντικέραυνοι, ἄρθητε Nub. 264ff. (daß λαμπρός hier nicht etwa deshalb Nominativform hat, weil es sich auf den dem Nominativ an und für sich gleichen Vokativ Αἰθήρ bezieht, geht wohl aus ἀμέτρητ' hervor, das ja zu dem ebenfalls seinem Nominativ an sich gleichen Vokativ Ἀήρ gehört).

Wie man sieht, werden hier in verschiedenen Fällen Vokativ und Nominativ nicht mehr durch ein Verbum im Plural (der bei Verbindung eines Singularvokativs mit nur einem Singularnominativ ursprünglich ein Dual war wie bei Verbindung zweier Singularvokative durch τε noch ἀμείβεσθον Ψ 492) zusammengefaßt, sondern es tritt hier bereits das Verbum im Singular zu einem der beiden Kasus und zwar auch zum Nominativ in der zweiten Person wie Γ 277 in dem auf Ἥλιος bezüglichen Relativsatz. So wird auch bei Aristophanes Nub. 599 der Name der nicht genannten Artemis mit dem Relativsatz ἡ τ' Ἐφέσου . . . ἔχεις οἶκον umschrieben; nachdem dann noch der Name der Athene durch das Appellativum θεός mit dem Artikel (also durch den Nominativ) mit τε angeknüpft worden ist, folgt dann noch der wieder durch τε mit dem Namen der Athene verbundene Name des Dionysos im Nominativ, dieser allerdings mit einem ihm voraufgehenden Relativsatze, in dem das Verbum nicht nur im Singular, sondern auch in dritter Person steht, was wohl hauptsächlich durch die weite Entfernung vom Vokativ Φοῖβ' ἄναξ Δήλιε veranlaßt worden ist. Aesch. Sept. 127ff. hat sowohl der Vokativ wie auch jeder der beiden durch τε angeknüpften Nominative sein eigenes Verbum in der zweiten Person des Singulars: σύ τ' ὦ Διογενὲς φιλόμαχον κράτος, ἐυσίπολις γενοῦ, Παλλάς, θ' ἵππιος ποντομέδων ἄναξ . . . Ποσειδᾶν, ἐπίλυσιν . . . δίδου σύ τ' Ἄρης . . . φύλαξον. Ähnlich steht es mit Eurip. Herc. fur. 781ff.; hier folgt dem an erster Stelle stehenden Singularvokativ sein eigenes Verbum in der zweiten Person des Singulars; daran schließt sich, durch τε angeknüpft, ein Plural (als Nominativ zu fassen) mit eigenem Verbum in der zweiten Person des Plurals, dann wieder, gleichfalls durch τε verbunden, ein Singularnominativ ohne Verbum, und zuletzt auch noch durch τε angefügt, wieder ein Plural (der auch nur Nominativ sein kann), mit Verbum

Digitized by Google

im Plural: *Ἰσμήν' ὦ στεφαναφόρει, ξεσταί θ' ... ἀναχορεύσατ' ἀγυιαί, Δίρκα θ' ἁ καλλιρρέεθρος, σύν τ' Ἀσωπιάδες κόραι ... βᾶτε.*

Daß bei Verbindung eines Vokativs mit einem Nominativ durch **k^{u}e* auch schon indogermanisch wenigstens beim Vokativ die zweite Person der Singulars stehen konnte, entspricht nicht nur der Natur der Sache, sondern geht wohl auch aus dem Vergleich des Griechischen mit dem Altindischen hervor, wo Rv. I 135, 7 auf den Vokativ *Vāyo*, an den sich weiter unten ein *índraś ca* schließt, zunächst ein *yāhi* und dann erst ein *gacchatam* folgt. Wenn im Griechischen das Verbum auch zu dem mit τε an den Vokativ angeknüpften Nominativ fast niemals in der dritten, sondern fast stets in der zweiten Person des Singulars tritt, so beruht das darauf, daß der Nominativ durch die kopulative Verbindung mit dem vorangehenden Vokativ selbst dem Sinne nach zum Vokativ geworden war.

War der an einen Vokativ sich mit τε anschließende Nominativ ein Appellativum oder trat zu diesem Nominativ, wenn er ein Eigenname war, noch ein Appellativum als Apposition und gehörte zu dem Appellativum ein Adjektiv, so konnte vor dies auch noch der Artikel treten. So in *ὁ θ' ἵππιος ποντομέδων ἄναξ ... Ποσειδᾶν* Aesch. Sept. 130f., in *ἥ τ' ἐπιχώριος ἡμετέρα θεός, αἰγίδος ἡνίοχος, πολιοῦχος Ἀθάνα* Aristoph. Nub. 601f. und in *ὦ τύχη πρόνοια θ' ἡμή, σώσαθ'* Eur. Iph. Aul. 864. Daß hier nicht nur das Adjektiv, sondern auch das Appellativum den Artikel bedingt, zeigt sich in *χαῖρε δ' ἡλίου φάος, ὕπατός τε χώρας Ζεύς, ὁ Πύθιός τ' ἄναξ* Aesch. Ag. 508f. Auch in *ὦ Ζεῦ ... Ἀρά τ' ἐρινὺς πατρὸς ἡ μεγασθενής* Aesch. Sept. 69f. ist *ἐρινὺς* Appellativum. Bei einem Adjektivum, das sich auf einen mit τε an einen Vokativ angeknüpften Nominativ eines Eigennamens bezieht, steht der Artikel nur in *Δίρκα θ' ἁ καλλιρρέεθρος* Eur. Herc. fur. 784; hier ist aber das *ἁ* zu einem *ἁ παγά* zu ergänzen. Es ist hier also der allgemeine Brauch des Griechischen befolgt, nach dem ein Appellativum leichter als ein Eigenname den Artikel zu sich nehmen kann. Wenn sich hier aber der Artikel nicht bei bloßen Appellativen, sondern nur bei solchen, die von einem Adjektiv begleitet waren, eingestellt hat, so war das darin begründet, daß in dem Adjektiv ein stärkerer Hinweis auf die angeredete Person lag.

In einigen Fällen ist im attischen Drama an einen Vokativ nicht ein Nominativ, sondern gleichalls ein Vokativ mit τε angeknüpft, so in *Γῆ τε καὶ Ἑρμῆ, βασιλεῦ τ' ἐνέρων, πέμψατ'* Aesch. Pers. 629f.; *ὦ θεοὶ Πόσειδόν τε* Eur. Hipp. 1169; *σὺ δ' ὦ πυρὸς*

Digitized by Google

δέσποινα, Δήμητρος κόρη, Ἥφαιστέ τ', ἔστε Eur. Frg. 781, V. 55f. Nauck. Platt a. O. will im ersten Falle *βασιλεῦ* in *βασιλεύς* und im zweiten *Πόσειδον* in *Ποσειδῶν* geändert wissen, während er für den dritten nicht anzugeben vermag, wie die Stelle ursprünglich gelautet haben könnte. Doch ist die zweite Stelle gewiß unverändert zu lassen und *Πόσειδον* hier daraus zu erklären, daß sich die Anrede hier an Poseidon in erster Linie richtet (*ὦ θεοὶ Πόσειδόν θ', ὡς ἄρ' ἦσθ' ἐμὸς πατὴρ ὀρθῶς, ἀκούσας τῶν ἐμῶν κατευγμάτων*). Es ist aber auch an den beiden anderen Stellen nichts zu bessern und der Vokativ bei *τε* hier daraus zu erklären, daß die Dichter den archaischen Gebrauch mit der gewöhnlichen Sprechweise vermischen konnten, in welcher die kopulative Verknüpfung von Anreden an verschiedene Personen durch *καὶ* oder *τε καὶ* geschah, dem in Prosa niemals ein Nominativ, sondern stets wieder ein Vokativ folgte. So erklärt sich auch die Nichtbefolgung des Gesetzes bei Pindar, die auch Platt zugesteht, in *ὦ πότνι' Ἀγλαΐα φιλησίμολπέ τ' Εὐφροσύνα ... ἐπακοοῖτε νῦν Θαλία τε ἐρασίμολπε* Ol. XIV 19ff. Dafür, daß es auch Lyriker gab, die nach der Regel verfuhren, verweist Platt auf *Κλωθὼ Λάχεσίς τ' ... ἐπακούσατ'* Frg. adesp. 140 Bergk[1]) (*Κλωθώ* steht hier vielleicht schon als jüngere Form für *Κλωθοῖ*; rührt aber das Fragment schon aus einem älteren Gedichte her, dann liegt in *Κλωθώ* ein Beispiel für den Gebrauch des Nominativs als Vokativ bei einem Götternamen in feierlicher Rede vor; in diesem Falle könnte freilich auch *Λάχεσις* so aufgefaßt werden).

Wie Platt behauptet, soll auch bei Verbindung zweier Adjektiva durch *τε* das zweite im Vokativ verbleiben. Aber in dem ersten seiner beiden Belege *Ζεῦ μεγαλώνυμε χρυσολύρα τε* Aristoph. Thesm. 315f., wozu das auf *καὶ σὺ .. γλαυκῶπι* 317f. ... bezügliche *ἐλθὲ δεῦρο* 319 zu ergänzen ist, hat *Ζεῦ μεγαλώνυμε* keinen weiteren Zusatz, während sich an *χρυσολύρα τε* noch der Relativsatz *Δῆλον ὃς ἔχεις ἱεράν* schließt; da sich also die Anrede mehr an Apollo als an Zeus richtet, steht die Bezeichnung des ersteren auch vor *τε* im Vokativ. In dem zweiten von Platts Belegen *δεῦρ' ἐλθ' ... ὦ Γεραίστιε παῖ Κρόνου, Φορμίωνί τε φίλτατ'* Aristoph. Eq. 559ff. beziehen sich beide Adjektiva auf eine und dieselbe Person, deren Name *παῖ Κρόνου* (d. h. Poseidon) im Vokativ steht; in einem Falle wie in diesem war der Nomi-

[1]) Platt fügt dazu auch noch *Ἰνώ τε ... ὁμοθάλαμε* Pyth. XI 2f.; hier ist jedoch mit O. Schroeder (Bergk I 262f.) *Ἰνὼ δὲ* in Parallelismus mit voraufgehendem *Σεμέλα μὲν* zu lesen.

Digitized by Google

nativ für den Vokativ allerdings wohl überhaupt ausgeschlossen [1]).

Richtig bemerkt Platt, daß nach σύ τε nicht der Nominativ, sondern wieder der Vokativ steht. Man vergleiche: χαῖρ' ὦ πρεσβῦτα παλαιογενές ... σύ τε, λεπτοτάτων λήρων ἱερεῦ, φράζε Aristoph. Nub. 358f.; καὶ σὺ .. γλαυκῶπι ... ἐλθὲ δεῦρο, καὶ πολυώνυμε θηροφόνη παῖ ... σύ τε πόντιε σεμνὲ Πόσειδον Aristoph. Thesm. 318ff.; χωρεῖτε, Τρώων παῖδες ... σύ τ' ὦ γεραιὰ δυστυχεστάτη γύναι, ἕπου Eur. Troad. 1266ff.; ὦ πότνι' ... Ἥρα, δύ' οἰκτρὼ φῶτ' ἀνάψυξον πόνων, ... σύ θ' ... Κύπρι, μὴ μ' ἐξεργάσῃ Eur. Hel. 1093ff. Hinzuzufügen ist Platts Belegen noch ὦ τέκεα πατρὸς ἀπάτορ', ὦ γεραιὲ σύ τε τάλαινα μᾶτερ Eur. Herc. fur. 114f. Wo indogermanisch einem Vokativ ein mit *k^ve angeknüpfter Nominativ in vokativischer Funktion folgte, handelt es sich ja bei letzterem ursprünglich um eine Anrede an eine erst in zweiter Linie in Betracht kommende Person, die nicht als unmittelbar gegenüberstehend, sondern als dritte Person gedacht wurde; erfolgte aber die mit *k^ve angeknüpfte Anrede durch das Pronomen der zweiten Person, so dachte man sich den erst an zweiter Stelle Angeredeten erst recht als unmittelbar gegenüberstehend, weshalb denn auch die Apposition zum Pronomen der zweiten Person ihre Vokativform beibehielt. Es liegt hier etwas ganz Ähnliches vor, wie wenn auf gr. σύ und ai. *tvám*, das nicht durch τε oder *ca* an einen vorangehenden Vokativ angeknüpft ist, ein Personenname als Apposition nicht im Nominativ, sondern im Vokativ folgt. Eur. Troad. 1218ff. fehlt auch ein dem σύ τε vorangehender Vokativ überhaupt: ἃ δ' ἐν γάμοις ἐχρῆν σε προσθέσθαι χροΐ ... Φρύγια πέπλων ἀγάλματ' ἐξάπτω χροός. σύ τ' ὦ ποτ' οὖσα καλλίνικε μυρίων μῆτερ τροπαίων ... στεφανοῦ. In den übrigen für σύ τε angeführten Belegen steht auch meist bei dem darauf folgenden Vokativ ein anderes Verbum als bei dem vorhergehenden.

Als Ausnahme von der Regel, nach σύ τε den Vokativ zu setzen, verzeichnet Platt σύ τ' Ἄρης Aesch. Sept. 135. Der Nomi-

[1]) Nach Platt soll χρόνιος in ὦ φθέγμα ποθεινὸν ἐμοὶ πέμψας χρόνιός τε φανείς Soph. Phil. 1445f. keine Ausnahme von seiner Regel bilden, da für χρόνιος auch χρόνιε stehen könnte wie ähnlich μῆτερ in σύ τ' ὦ ποτ' οὖσα ... μῆτερ Eur. Troad. 1221f. Allerdings ist hier das substantivische Partizip φανείς so gut wie das substantivische Partizip πέμψας als Vokativ aufzufassen, aber nur deshalb, weil es sich mit πέμψας auf eine und dieselbe Person (Herakles) bezieht. Der Nominativ χρόνιος aber bildet das Prädikatsnomen zu dem in φανείς enthaltenen ἐφάνης; da φανείς selbst Vokativ ist, so könnte freilich auch sein Prädikatsnomen wie das in σύ τ' ὦ ποτ' οὖσα ... μῆτερ im Vokativ erscheinen.

Digitized by Google

nativ beruht hier vielleicht darauf, daß sich *σύ τ' Ἄρης* an einen durch *τε* an einen wirklichen Vokativ (der freilich der Form nach auch Nominativ sein könnte) geknüpften vokativisch fungierenden Nominativ anschließt (*σύ τ', ὦ Διογενὲς φιλόμαχον κράτος, ῥυσίπολις γενοῦ, Παλλάς, ὃ Θ' ἵππιος ποντομέδων ἄναξ ... Ποσειδᾶν, ἐπίλυσιν ... δίδου. σύ τ' Ἄρης ... φύλαξον*). Doch handelt es sich hier um ein besonders feierliches Chorlied der Tragödie, in dem ein Gott auch sonst im Nominativ angerufen werden konnte; speziell mag bei *σύ τ' Ἄρης* das in demselben Chorliede V. 105 vorangehende vokativisch fungierende *παλαίχθων Ἄρης* Äschylos noch vorgeschwebt haben.

Der Hauptunterschied zwischen dem Griechischen und dem Altindischen in der Verwendung der durch die Vertretungen von idg. **k^{v}e* verbundenen Kasus der Anrede besteht darin, daß in ersterem der an den Vokativ mit *τε* angeknüpfte Nominativ seinen Platz immer erst an zweiter Stelle hat, in letzterem aber der Nominativ mit *ca* auch dem Vokativ vorausgehen kann. Auch wo sonst gr. *τε* (ohne nachfolgendes *καὶ*) sowie lat. *que* nur zu einem der beiden zu verbindenden Wortglieder tritt, schließt es sich ja stets an das zweite an. Da nun auch im Rigveda selbst *ca* sich nicht entfernt so häufig zum ersten Glied allein wie zum zweiten allein gesellt und ersteres auch nur unter bestimmten Bedingungen tut, so wird auch schon idg. **k^{v}e*, wo es nur zu einem der beiden Glieder trat, immer nur an das zweite sich angeschlossen haben. Für die Anredeformen wird das um so erforderlicher gewesen sein, als man doch überhaupt im allgemeinen diejenige Person zuerst anspricht, welcher die Anrede in erster Linie gilt. Im Rigveda freilich, der *ca* gerade bei Verbindung zweier Namen auch zum ersten Gliede allein fügen konnte, wurde es möglich, die Wortstellung auch bei den Anredeformen zu ändern. Wenn dies bei den Kasus der Anrede sogar häufiger als sonst geschehen ist (Graßmann s. v. *ca* II), so mag das darin begründet gewesen sein, daß man vielfach den Eindruck vermeiden wollte, als achte man diejenige Person (meist eine Gottheit), an die man die Anrede erst in zweiter Linie richtete, geringer als diejenige, der dieselbe in erster Linie galt.

Griechisch erscheinen als Kasus der Anrede, die durch *καὶ* oder *τε καὶ* verbunden sind, größtenteils nur Vokative. Platt a. O. 106 gibt dafür die Belegstellen aus Plato: *ὦ Γοργία τε καὶ Σώκρατες* Gorg. 458C; *ὦ Σώκρατές τε καὶ Νικία καὶ Λάχης* Laches 180D; *ὦ Λάχης τε καὶ Νικία* Laches 186A; *ὦ Εὐθύδημε καὶ Διο-*

Digitized by Google

νυσόδωρε Euthyd. 274D. Hinzuzufügen sind aus Xenophon: *Κλέαρχε καὶ Πρόξενε* Anab. I 5, 16; *σὺ δέ, ὦ Ἀρτάοζε καὶ Ἀρταγέρσα* Cyr. VI 3, 31; *ὑμεῖς δ', ὦ Γαδάτα καὶ Γωβρύα* Cyr. VII 5, 24; *ὦ Ζεῦ πατρῷε καὶ Ἥλιε* Cyr. VIII 7, 3. Hierzu stimmt in den meisten Fällen, wie die Belege zeigen (die ich größtenteils Platt entnehme), auch der poetische Gebrauch: *Αἰνεία τε καὶ Ἕκτορ Z* 77; *Ζεῦ τε πάτερ καὶ Ἀθηναίη [καὶ Ἄπολλον B* 371; *ὦ πλοῦτε καὶ τυραννὶ* Soph. Oed. R. 380; *ὦ Πόλυβε καὶ Κόρινθε* a. O. 1394; *ὦ μεγάλα Θέμι καὶ πότνι' Ἄρτεμι* Eur. Med. 160; *ἰὼ Γᾶ καὶ Ζεῦ πανδερκέτα* Eur. El. 1177; ... *καὶ Γαῖα μῆτερ* Eur. Frg. 938 Nauck; *Αἴολε καὶ Βοιωτέ* v. Arnim, Suppl. Eur. S. 29; *ὦ Τριπτόλεμε καὶ Κελεέ* Aristoph. Ach. 55; *ὦ Ξανθία καὶ Σωσία* Vesp. 136; *ὦ Σμικυθίων καὶ Τισιάδη καὶ Χρήμων καὶ Φερέδειπνε* Vesp. 401; *ὦ Μίδα καὶ Φρὺξ βοήθει δεῦρο καὶ Μασυντία* Vesp. 433; *ὦ Φοῖβ' Ἄπολλον καὶ θεοὶ καὶ δαίμονες καὶ Ζεῦ* Plutos 81f.

Dafür daß der erste der beiden in der Anrede gebrauchten Kasus auch vor *καὶ* nur Vokativform haben kann, lassen sich auch noch einige Stellen beibringen, an denen der zweite seiner Form nach ebenso gut Nominativ wie Vokativ sein könnte. So *Ἀρχίδαμε καὶ Λακεδαιμόνιοι* Thuk. II 71, 2; *ὦ πόλι καὶ Θεώρου θεοσεχθρία* Aristoph. Vesp. 418; *ὦ Ζεῦ καὶ θεοί* Aristoph. Plut. 898; Demosth. XX 167 (508); *ὦ Τιμόκρατες καὶ Ἀνδροτίων* Demosth. XXIV 173 (753). Brugmann-Thumb Griech. Gr.[4] § 439, 2 führt freilich als Beleg für den Nominativ anstatt des Vokativs in kopulativen Verbindungen auch *ὦ πόλις καὶ δῆμε* Aristoph. Eq. 273 an; aber Aristophanes gebraucht neben *ὦ πόλι* Vesp. 418 *ὦ πόλις* auch als alleinstehenden Vokativ (Ach. 75; Thesm. 839) wie auch Sophokles Phil. 1213 und Euripides Frg. 723 Nauck. Konnte aber *πόλις* im Vokativ die Nominativform beibehalten, so war das auch für andere Wörter auf *-ις*, die *i*-Stämme waren und in der Umgangssprache überhaupt keinen Vokativ besaßen, möglich[1]); daher ist auch *σύνεσις* in *ὦ γῆ καὶ ἥλιε καὶ ἀρετὴ καὶ*

[1]) Die *i*-Stämme haben sich nach den *id*-Stämmen gerichtet, die auch im Vokativ auf *-ις* ausgehen konnten (S. 53, Fußn. 2). Von den auch in der Umgangssprache gebräuchlichen Vokativen von *i*-Stämmen kommt attisch wohl nur *πρύτανι* (Thuk. VI 14; Aristoph. Thesm. 936) vor. Da die Vokative auf *-ι* auch bei den *ιδ*-Stämmen bedeutend häufiger als die auf *-ις* waren, so würde es nur ein günstiger Zufall sein, wenn neben *πρύτανι* auch *πρύτανις* als Vokativ belegt wäre. Es ist aber wohl zu verstehen, daß bei solchen Vokativen, die wie der von *πόλις* der Umgangssprache überhaupt fehlten, in der Literatur die dem Nominativ gleichende Form begünstigt war. So findet sich bei Euripides auch von dem in der attischen Umgangssprache überhaupt nicht üblichen Worte *πόσις* als Vokativ neben *πόσι* Hel. 644; 670; 689; Alk. 323 auch *πόσις* Hel. 635; 1399; Andr. 523.

Digitized by Google

σύνεσις καὶ παιδεία Aeschines Ktes. 260 nicht etwa mit Platt in *σύνεσι* zu ändern. Als Beispiel für den Nominativ an erster Stelle nennt Brugmann-Thumb a. O. auch *ὦ δῖος αἰθὴρ καὶ ταχύπτεροι πνοαί, ποταμῶν τε πηγαὶ ποντίων τε κυμάτων ἀνήριθμον γέλασμα παμμῆτόρ τε γῆ* Aesch. Prom. 88ff.; allein da *αἰθήρ* im Vokativ wieder *αἰθήρ* hatte, so konnte auch ein auf diesen Vokativ bezügliches Adjektiv die Nominativform beibehalten (oben S. 43, Fußn.); für das mit *τε* angeknüpfte *παμμῆτορ* ist mit Platt die Lesart des Med. *παμμήτωρ* vorzuziehen.

Gab es von der Regel, daß in Verbindungen zweier Kasus der Anrede durch *καὶ* der erste ein Vokativ sein mußte, keine Ausnahme, so kamen doch solche beim zweiten dieser Kasus vor. In *χαῖρ' ὦ μέλαθρον . . . νύμφαι τ' . . . καὶ κτύπος ἄρσην* Soph. Phil. 1453ff. und in *ὦ πόλις, ὦ γῆ καὶ λευκὸν ὕδωρ ὔπατοί τε θεοί καὶ βαρύτιμοι χθόνιοι . . . καὶ Ζεὺς σωτὴρ τρίτος . . . δέξαιθ'* Aesch. Suppl. 24ff. erklärt Platt a. O. die Nominative nach *καὶ* richtig aus ihrer Verbindung mit Pluralformen, die wegen ihrer Verknüpfung mit vorausgehenden Vokativen durch *τε* selbst als Nominative empfunden wurden. Auch *καὶ Κύπρις . . . ἄλευσον* Aesch. Sept. 140f., das sich an *σύ τ' Ἄρης . . . φύλαξον* 135f. anschließt, ließe sich nach Platts Regel erklären; doch war bei einem Götternamen im feierlichen Chorliede der Nominativ für jeden Vokativ zulässig, und außerdem konnte bei den Wörtern auf *-ις*, Gen. *-ιδος* im Vokativ überhaupt die Nominativform beibehalten werden (oben S. 53, Fußn. 2). Vielleicht haben hier alle diese Gründe zusammengewirkt.

Als Vokativ aufzufassen ist wahrscheinlich der nach *τε καὶ* stehende Kasus der Anrede in *ἰὼ Γᾶ τε καὶ παμφαὴς ἀκτὶς Ἀελίου, κατίδετ'* Eur. Med. 1251f., da *ἀκτίς* so wenig wie die übrigen Wörter auf *-ίς*, Gen. *-ῖνος* in der Umgangssprache einen Vokativ bildete und daher in der Poesie diesen Kasus durch den Nominativ ebenso gut ersetzte wie *Σαλαμίς* Soph. Ai. 596. Bildete aber *ἀκτίς* seinen Vokativ gleich dem Nominativ, so konnte es auch das zu ihm gehörige Adjektiv tun. Freilich läßt sich auch die Möglichkeit, daß der Dichter *παμφαὴς ἀκτίς* im Anschluß an die Verbindungen zweier Kasus der Anrede durch *τε* als Nominativ empfunden hat, nicht bestreiten. Dieselben beiden Erklärungsmöglichkeiten wie für *παμφαὴς ἀκτίς* kommen auch bei der Verbindung durch *καὶ* in *γᾶ καὶ πανύχιος σελάνα . . . ἀγγελίαν μοι ἐνέγκατ'* Eur. Heraklid. 748ff. für *πανύχιος σελάνα* in Betracht. Außerdem aber konnte der Dichter hier *σαλάνα* auch

Digitized by Google

als Namen einer Gottheit, der als Anrede in einem feierlichen Chorliede stand, als Nominativ empfinden.

Besonders deutlich steht der Nominativ hinter einem Vokativ, mit dem er durch *καὶ* verbunden ist, in *κέκλυτε νῦν μοι Γαῖα καὶ Οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν* Hymn. Hom. II 156 (I 334). Dieser Vers beruht aber auf Anlehnung an *ἴστω νῦν τάδε Γαῖα καὶ Οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν* Hymn. Hom. I 84, wo auch *Γαῖα* Nominativ ist. Doch wäre eine solche Anlehnung wahrscheinlich nicht geschehen, wenn nicht bei Götternamen in feierlicher Rede der Nominativ den Vokativ überhaupt hätte vertreten können; dazu kam aber vielleicht auch hier der Einfluß der Verbindungen des Vokativs mit einem durch *τε* angeknüpften Nominativ. Dagegen lag bei *Δηοῖ ἄνασσα, αὐτὴ καὶ κούρη περικαλλὴς Περσεφόνεια* Hymn. Hom. IV (V), 492f. der Hauptgrund für die Setzung des Nominativs *κούρη περικαλλὴς Περσεφόνεια* wohl darin, daß dieser durch *καὶ* mit *αὐτὴ* zu einer engeren Einheit verbunden war, *αὐτὴ* aber selbst als Apposition zum Vokativ *Δηοῖ* als Nominativ empfunden wurde.

Ist ein Kasus der Anrede durch *τε καὶ* oder *καὶ* mit einem vorangehenden *σύ* verbunden, das sich auf ein schon genanntes Substantiv bezieht, so erscheint er wohl stets als Nominativ. Gewöhnlich steht dabei auch schon das erste Substantiv in der Anrede und hat dann Vokativform. So in *χαῖρε, Κρόνου θύγατερ, σύ τε καὶ χρυσόρραπις Ἑρμῆς* Hymn. Hom. XXIX (XXVIII), 13; *ὦ Μοῖσ', ἀλλὰ σὺ καὶ θυγάτηρ Ἀλάθεια Διός . . . ἐρύκετον* Pind. Ol. X 5ff.; *σὺ καὶ παῖς ὁ Λατογενής* Eur. Ion. 465. Im letzteren Falle bezieht sich *σὺ* auf *ὦ μάκαιρα Νίκα* (womit Athene gemeint ist) 457, dem 458 ein Imperativ *μόλε* folgt, zu welchem auch wieder *σὺ καὶ παῖς ὁ Λατογενής* gehört. In *σὺ καὶ Ποσειδῶν Ζεὺς θ' ὃς οὐρανοῦ κρατεῖ, ναοὺς τίνοντες ἀδικίας κενώσετε* Eur. Ion 446f. ist mit *σὺ* Apollo gemeint, dessen Name vorher im Nominativ genannt ist (*νουθετητέος δέ μοι Φοῖβος* 436f.). Wenn für die Regel nur Belege vorkommen, bei denen die Kasus der Anrede teils Götternamen selbst, teils solche Namen vertretende Appellativa sind, so wird das daran liegen, daß man im allgemeinen wohl nur, wenn man zwei göttliche, kaum aber, wenn man zwei menschliche Personen, die ja meist nicht so wichtig erschienen, zusammen anredete, den Namen der einen durch *σύ* wieder aufnehmen und den der anderen daran mit *τε καὶ* oder *καὶ* anknüpfen konnte. War auch der Nominativ für den Vokativ bei Götternamen an und für sich begünstigt, so sind doch die Fälle,

Digitized by Google

in denen er hier wirklich steht, viel zu selten, als daß es auf Zufall beruhen könnte, daß er bei diesen Namen und ihren Vertretungen stets hinter σύ τε καὶ und σὺ καὶ erscheint. Der Nominativ wird sich hier vielmehr ähnlich erklären, wie er sich indogermanisch bei dem mit *k^we an einen vorangehenden Vokativ angeknüpften Nominativ erklärt. Nahm man ein dicht oder ein kurz vorhergehendes Wort in der Anrede durch σὺ wieder auf, so trat dessen Begriff so sehr in den Vordergrund, daß derjenige der Person, die man erst an zweiter Stelle anredete, als ein ferner stehender, als der einer dritten Person erschien, zu der man nicht im Vokativ, sondern von der man im Nominativ sprach. Stände dieser griechische Sprachgebrauch in genetischem Zusammenhange mit dem indogermanischen, dann müßte, wenn zwei Kasus der Anrede überhaupt durch καὶ oder τε καὶ verbunden sind, nach dem Muster der durch τε mit einander verknüpften der zweite stets in den Nominativ treten. Da dies aber nur nach σὺ καὶ und σύ τε καὶ der Fall ist, so bildet die griechische Erscheinung nur eine psychologische Parallele zur indogermanischen.

Darauf daß in der Anwendung von σύ die Anrede als solche schärfer als sonst hervortrat, beruht es ja auch, daß man, wo man umgekehrt als in dem zuletzt geschilderten Falle das σύ an die zweite Stelle zweier miteinander verbundener Anreden setzte, auch bei seiner Anknüpfung mit τε den auf σύ bezüglichen Namen nicht, wie man sonst bei τε meist noch tat, in den Nominativ, sondern in den Vokativ treten ließ. Daher steht (wie nach einfachem σύ bei Personennamen, vgl. oben S. 200) nach καὶ σύ erst recht der Vokativ und zwar auch gerade bei Bezeichnungen von Göttern wie in καὶ σὺ Λύκει' ἄναξ Λύκειος γενοῦ Aesch. Sept. 145 (im Gegensatze zu dem in derselben Strophe voraufgehenden σύ τ' Ἄρης 135) und in καὶ σὺ παγκρατὴς κόρα γλαυκῶπι χρυσόλογχε ... ἐλθὲ Aristoph. Thesm. 317ff.[1]). So auch vor dem Namen eines Menschen in καὶ σὺ ὦ Φαρνοῦχε καὶ Ἀσιαδάτα ... μὴ συγκατατάττετε Xen. Cyr. VI 3, 32. Wenn nach καὶ σύ ein Nominativ mit Artikel in καὶ σὺ δὲ ὁ ἄρχων τῶν ἐπὶ τοῖς καμήλοις ἀνδρῶν ... ἐκτάττου a. O. § 33 erscheint, so deswegen, weil hier das anstatt des Personennamens stehende Appellativum erläutern

[1]) Die Nominativform παγκρατής erklärt sich wieder daraus, daß der Vokativ, auf den sie sich bezog, gleiche Form mit seinem Nominativ hatte. Wenn die ebenfalls auf κόρα bezüglichen Wörter γλαυκῶπι und χρυσόλογχε die wirkliche Vokativform aufweisen, so liegt das daran, daß die hinter dem Substantiv stehenden Adjektiva diesem gegenüber eine selbständigere Stellung einnehmen als die ihm nach gewöhnlicher Weise voraufgehenden.

Digitized by Google

soll, was für eine Funktion der betreffende Unterbefehlshaber ausübt (vgl. oben S. 199).

Ähnlich wie ein Name, der durch *καὶ* oder *τε καὶ* mit vorangehendem *σύ* verbunden ist, im Nominativ steht, so nimmt auch eine durch *καὶ* oder *τε καὶ* mit einem vorangehenden Vokativ verknüpfte Anrede mit *ἄλλοι* als Zeichen des Nominativs den Artikel zu sich. Während es bei Homer *H* 32 noch heißt *Ἀτρεΐδη τε καὶ ἄλλοι ἀριστῆες Παναχαιῶν*, sagt Xenophon An. I 5, 16 *Κλέαρχε καὶ Πρόξενε καὶ οἱ ἄλλοι οἱ παρόντες Ἕλληνες, οὐκ ἴστε*, An. II 5, 39 *ὦ ... Ἀριαῖε καὶ οἱ ἄλλοι, ὅσοι ἦτε Κύρου φίλοι, οὐκ αἰσχύνεσθε*, Cyr. III 3, 20 *ὦ Κῦρε καὶ οἱ ἄλλοι Πέρσαι* und Plato Conv. 212B *ὦ Φαιδρέ τε καὶ οἱ ἄλλοι*. Ähnlich steht auch schon in der Odyssee *ϑ* 40ff.: *κούροισιν μὲν ταῦτ' ἐπιτέλλομαι, αὐτὰρ οἱ ἄλλοι σκηπτοῦχοι βασιλῆες ... ἔρχεσθ'*, wobei in Bezug auf *κοῦροι* schon vorher zuletzt die Imperative der zweiten Person *ἔκβητ'* und *ἀλγύνετε* gebraucht sind. Der Begriff „ihr übrigen" konnte ja besonders leicht in dritter Person gedacht werden, da er stets gegenüber der vorangehenden Anrede an Wichtigkeit zurücktrat. Wenn *ϑ* 40 sich die zweite Person des Plurals *ἔρχεσθ'* nur auf *οἱ ἄλλοι σκηπεοῦχοι βασιλῆες* bezieht und wenn An. II 5, 39 auch in dem nur auf *οἱ ἄλλοι* bezüglichen Relativsatz *ὅσοι ἦτε Κύρου φίλοι* dieselbe Person steht, so beruht das wiederum auf derselben Vermischung von Vorstellungen wie z. B. in *προϊϑ' ἐς τὸ πρόσϑεν ὀλίγον ἡ κανηφόρος* Aristoph. Ach. 242. Der Nominativ für den Vokativ in *οἱ ἄλλοι* nach *καὶ* mit vorausgehendem Vokativ bietet aber wieder eine psychologische Parallele für den mit **k^{u}e* an einen Vokativ angeknüpften Nominativ im Indogermanischen.

Durch den Artikel als Nominativ gekennzeichnet wird in der griechischen Literatur bisweilen auch ein mit *καὶ* an einen vorangehenden Vokativ geknüpfter Kasus der Anrede eines mit Attributen versehenen Wortes, das in der gewöhnlichen Sprache in der Anrede nicht vorkommt. So in *ὦ Λημνία χϑὼν καὶ τὸ παγκρατὲς σέλας Ἡφαιστότευκτον* Soph. Phil. 986f.; *ὦ χϑὼν σηματόεσσα καὶ ἡ παρὰ ϑῖνι ϑάλασσα παιδὶ σὺ μὲν κούφῃ κεῖσο, σὺ δ' ἡσυχίῃ* Krinagoras Anth. Gr. VII 628, 7f.; *ὦ Πόλυβε καὶ Κόρινϑε καὶ τὰ πάτρια λόγῳ παλαιὰ δώμαϑ', οἷον ... ἐξεϑρέψατε* Soph. Oed. R. 1394ff.; *ὦ Μίδα καὶ Κροῖσε καὶ τὰ ἐν Δελφοῖς ἀναϑήματα, ὡς οὐδὲν ἄρα ἦτε* Lucian, Timon 42. Die Bezeichnung für den Gegenstand, den man anredete, ließ sich hier als „der du das und das bist" auffassen, wodurch der Nominativ

Digitized by Google

wie bei der Apposition zum Vokativ begünstigt war. Doch stehen außer nach *καὶ* Bezeichnungen von angeredeten Sachen, auch wenn sie von Attributen begleitet sind, wohl niemals mit dem Artikel, also niemals im Nominativ, sondern nur im Vokativ (vgl. z. B. *ὦ φιλτάτης γυναικὸς ὄμμα καὶ δέμας* Eur. Alk. 1133). Mitgewirkt zur Setzung des Nominativs für den Vokativ in den gegebenen Belegen hat also auch der Umstand, daß man sich hier von den zuerst angeredeten Sachen oder Personen zu einer anderen Sache hinwandte, die deshalb weil sie erst an zweiter (oder dritter) Stelle angeredet wurde, nicht in gleichem Maße wichtig erschien. So liegt auch hier bis zum gewissen Grade eine Parallele zur Art der indogermanischen Verknüpfung zweier Kasus der Anrede durch **k^{u}e* vor.

Für das Lateinische weiß ich keine Beispiele von Verbindungen zweier Kasus der Anrede durch *que* ohne Zusatz von *tu* beizubringen, bei denen sich beim zweiten durch die Form entscheiden ließe, ob ein Nominativ oder ein Vokativ vorliegt. Daß *que* zur Verknüpfung von Kasus der Anrede auch ohne *tu* oder *vos* (als Vokativ) noch möglich war, zeigen Stellen wie *divi divaeque ... vos precor* Liv. XXIX 27, 1. Häufiger waren aber vielleicht asyndetisch an einander gereihte Vokative wie *Colaphe, Cordalio, Corax* Plaut. Capt. 657; *P. Servili, Q. Metelle, C. Curio, L. Afrani* Cic. Pis. 24, 58; *L. Anici, Cn. Octavi* Liv. XLV 39. Daneben kamen aber auch Verbindungen durch *et* vor, bei denen vor dem zweiten Kasus der Anrede ein Personalpronomen der zweiten Person stand, der deshalb nur Vokativform haben konnte wie in *obsecro, Planesium et te Phaedrome* Plaut. Curc. 696; *vosmet videte iam, Laches et tu Pamphile* Ter. Hec. 664; *audi Juppiter et tu Jane Quirine* Liv. I 32, 10. Cicero liebt es, bei mehreren mit einander verbundenen Vokativen das Pronomen vor jeden einzelnen zu setzen, so beim Asyndeton in *te nunc appello, P. Scipio, te, M. Metelle* Rosc. Amer. 28, 77 und in *te Oppianice appello, te, T. Acci* Cluent. 24, 65. Die *te* vor den Vokativen können auch durch *que* mit einander verbunden werden wie in *nunc te Juppiter optime maxime ... teque Juno regina ... teque Mercuri ... imploro et appello* V Verr. 72, 184ff. sowie durch *que* und *et* zugleich wie in *te, Capitoline ... teque Juno regina et te, custos urbis, Minerva ... precor* De domo sua 57, 144.

Wo zwei Kasus der Anrede durch *et* verknüpft sind, ohne daß bei einem von beiden ein Pronomen der zweiten Person steht, ist die Behandlung nicht durchweg die gleiche. Zwei

Digitized by Google

Vokative stehen hier in *Areu et Alcibiade* Liv. XXXIX 36 und in *Q. Marci et A. Atili* Liv. XLII 42. In *Periplec[t]omene et Pleusicles, progredimini* Plaut. Mil. 610 erscheint an erster Stelle der Vokativ, während sich an der zweiten nichts über Nominativ oder Vokativ sagen läßt; umgekehrt steht Anthol. Lat. I 424 Riese *(Mars pater et ... Quirine)* an zweiter Stelle der Vokativ und ist über die erste nichts zu entscheiden (auch das an dritter Stelle stehende *et magno positus Caesar uterque polo* ist doppeldeutig, da *positus* als ein von einem Zusatze begleitetes Partizip auch als Attribut zu einem Vokativ leicht Nominativform annehmen konnte). Dagegen bietet Virgil Aen. XI 464f. ein Beispiel dafür, daß sowohl an erster wie an zweiter Stelle der Nominativ erscheint: *equitem Messapus in armis et cum fratre Coras latis diffundite campis.* Bei Virgil könnte *Coras,* selbst wenn es im Genetiv *-antis* hätte, nur den Vokativ **Corā* bilden, wie *Pallā* (XI 97; 152; 169) zeigt (vgl. Neue-Wagener[3] I 446f.), das zu *Πολυδάμᾱ* Xen. Hell. VI 1, 5 und 8 stimmt. An erster Stelle erscheint der Nominativ auch in *et Phoebus pater et severa Pallas et Musae procul ite feriatae* Statius, Silv. I 6, 1f.; an zweiter (und dritter) läßt sich hier wieder nicht entscheiden, ob Nominativ oder Vokativ gemeint ist. Ein drittes, dem zweiten entsprechendes Beispiel für den Nominativ an erster Stelle (wobei sich wieder über den Kasus der Anrede an zweiter Stelle keine Entscheidung treffen läßt) hat Servius zu Aen. I 734 *adsit laetitiae Bacchus dator et bona Juno* aufbewahrt *„alii adsis legunt, secundum quos Bacchus aut antilepsis est aut antiquus vocativus ut socer arma Latinus habeto“* [1]). Wahrscheinlich ist hier die später schwer verständliche Lesart *adsis* die wirklich echte; aber auch wenn sie von einem Abschreiber herrührt, darf sie als Zeugnis des Sprachgebrauchs angeführt werden. Als eine Notwendigkeit ergibt sich freilich die Auffassung, daß der Nominativ als Kasus der Anrede wegen seiner kopulativen Verbindung mit einem anderen solchen Kasus steht, nur für Aen. XI 464; dagegen läßt sich der Nominativ bei Statius und bei Virgil Aen. I 734 vielleicht auch so er-

[1]) An der betreffenden Stelle (XII 192) betet Äneas in Anwesenheit des Latinus zu den Göttern; *habeto* läßt sich dabei auch als dritte Person und demgemäß *Latinus* als Subjektskasus, also als Nominativ, auffassen. Sollte aber *habeto* zweite Person, *Latinus* also in Wirklichkeit syntaktisch Vokativ sein, so läge hier lateinisch ein nicht erst aus später Zeit herrührendes Beispiel dafür vor, daß ein Menschenname in ehrender Anrede Nominativform aufwiese (vgl. ob. 68f.); in diesem Falle aber wäre die Erscheinung wohl bereits auf das Indogermanische zurückzuführen.

Digitized by Google

klären, daß er hier in feierlicher Rede bei einem Götternamen für den Vokativ steht, wie das sonst im Lateinischen wenigstens bei Appellativen, die sich auf einen Gott bezogen, im Griechischen und im Awestischen aber bei Götternamen selbst möglich war. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat diese Auffassung für Aen. I 734, weil hier das Verbum im Singular steht, sich also eigentlich nur auf *Bacchus* und nicht auch auf *Juno* bezieht. Aen. XI 464 (und auch an den beiden anderen Stellen, wenn sie ebenso zu erklären sind) liegt ein Archaismus vor; Virgil selbst gebraucht sogar bei der Verknüpfung zweier Kasus der Anrede durch *que* Aen. V 474 an erster Stelle den Vokativ, ohne daß dieser von einem Pronomen der zweiten Person begleitet ist: *nate dea, vosque haec, inquit, cognoscite Teucri.*

Daß der lateinische Sprachgebrauch nicht auf Nachahmung des griechischen beruht, geht besonders daraus hervor, daß hier griechisch der Nominativ nur an zweiter Stelle, lateinisch aber zugleich auch an erster erscheint. Im Lateinischen muß zunächst die indogermanisch für Verbindungen von Kasus der Anrede durch *que* geltende Regel auf Verknüpfungen solcher durch *et* übertragen worden sein. Da *Pleusicles* bei Plautus Miles 610 auch Nominativ sein kann, so ist hier möglicherweise in *Periplectomene et Pleusicles* noch die alte Aufeinanderfolge von Vokativ und Nominativ erhalten. Später wurde dann aber in der Verbindung eines Vokativs mit einem ihm folgenden vokativisch fungierenden Nominativ durch eine Art von Assimilation die Nominativform auch auf die erste Stelle übertragen.

Die indogermanische Regel hat sich nach Bezzenberger, Beitr. z. Geschichte d. lit. Spr. 238 auch bis in das Altlitauische erhalten, wo es in Bretkens Bibelübersetzung Hosea 5, 1 heißt: *dabokes tu Name Israel ir priimk ausimis tu Namas karaliaus.* Hier ist nur idg. $*k^{e}e$ durch *ir* wie lateinisch durch *et* ersetzt worden. Dagegen wird es schon indogermanisch möglich oder notwendig gewesen sein, die Regel auch da anzuwenden, wo von den beiden Kasus der Anrede der zweite mit einem anderen Verbum als der erste verbunden war, da auch das Griechische Beispiele dieser Art (Aesch. Sept. 127ff. und Eurip. Herc. fur. 781 ff.) bietet.

Bezzenberger glaubt für die Bewahrung der idg. Regel im Altlitauischen auch noch einen zweiten Beleg aus Bretken beibringen zu können: *Ach Brolau . . . ach Schlechticzius* Jer. 22, 18. Den Wortlaut der ganzen Stelle gibt er aus Bretken nicht an;

Digitized by Google

doch zeigen die Worte der Septuaginta *οὐ μὴ κόψονται αὐτὸν Ὦ ἀδελφέ οὐδὲ μὴ κλαύσονται αὐτὸν Οἴμοι κύριε*, daß hier das Verhältnis der beiden Kasus der Anrede zu einander nicht das gleiche wie in den bisher behandelten Fällen ist. Der Hauptunterschied von den von der Regel betroffenen idg. Verbindungen mit **k*^{u}*e* besteht darin, daß die beiden Kasus ganz für sich ohne Verbum dastehen, und daß anstatt ihrer nur die Verba der Sätze, von denen sie abhängen, kopulativ mit einander verbunden sind. Es ist daher auch wohl unmöglich, daß sich *ach schlechticzius* neben *ach brolau* erst nach der Analogie solcher Verbindungen wie der erstgenannten aus Bretken gebildet hat. Nun könnte freilich, obwohl Bezzenberger die lit. Formen hier nur für die in der Septuaginta stehenden Vokative angibt, Bretken auch aus der Vulgata oder sogar aus der Lutherbibel übersetzt haben, die noch zwei Vokative mehr bieten *(Non plangent eum „Vae frater et vae soror", non concrepabunt ei „Vae domine et vae inclyte" — Man wird jn nicht klagen, Ah bruder, Ah schwester, Man wird jn nicht klagen, Ah Herr, Ah Edeler).* Bei Übersetzung von *vae domine et vae inclyte* durch *ach Schlechticzius ir* wäre der erste Anredekasus anstatt des zweiten in den Nominativ getreten, was zwar auch altindisch vorkommt, aber von dem anderen Belege aus Bretken abweicht; hat dieser aber aus Luther (wörtlich) übersetzt, so wäre hier außerdem noch die Verbindung von Nominativ und Vokativ auf das Asyndeton übertragen worden. Vor allem aber bliebe es bei einer Übersetzung aus Vulgata oder Lutherbibel unaufgeklärt, warum denn nicht auch das Wort für „Bruder", mit dem doch auch noch ein zweiter Vokativ („Schwester") eng zusammengehörte, so gut wie „Herr", dem in genau gleicher Weise „Edeler" folgte, gleichfalls in den Nominativ getreten ist. Man entgeht jedoch allen Schwierigkeiten, wenn man annimmt, daß alit. *schlechticzius* wegen seiner Bedeutung „Herr" gerade wie *põnas* in der Anrede in den Nominativ treten konnte, wie das *kùningas* (und apreuß. *rikijs*) wahrscheinlich sogar stets getan hat. Dabei wird sich das Lehnwort *schlechticzius* hierin kaum nach einem synonymen *u*-Stamm, sondern nach *kùningas* (und *põnas*) oder sogar schon nach dem verlorenen ererbten *o*-Stamm mit der Bedeutung „Fürst, Herr" gerichtet haben, dessen Beispiel *kùningas* und *põnas* (sowie apreuß. *rikijs*) selbst erst gefolgt sind.

Berlin. Richard Loewe.

Digitized by Google

Zur Begriffsbestimmung des Satzes[1]).

Die Frage nach dem Wesen des Satzes gehört zu den Problemen, die der Forschung zähen Widerstand entgegensetzen und die daher eine immer erneute Behandlung ebenso reizvoll wie notwendig erscheinen lassen. Seit den Tagen des Altertums beschäftigen sich mit dieser Frage Sprachwissenschaftler und Philosophen, ohne doch eine allgemein anerkannte und befriedigende Antwort finden zu können. Es ist daher kein Wunder, wenn zeitweise eine gewisse Zurückhaltung eingetreten zu sein scheint. Aber ganz hat die Frage nie geruht, und erst in allerjüngster Zeit haben in der Streitbergfestschrift[2]) zwei Gelehrte das Problem von ganz neuen Gesichtspunkten aus beleuchtet.

Daß sich in den Jahrhunderten vom Altertum bis zur Gegenwart die Anschauungen vom Wesen des Satzes gewandelt haben, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich ist es, daß dieser Wandel zusammenhängt mit Wandlungen in den Grundanschauungen der Sprachwissenschaft, die natürlich ihrerseits wieder in größere geistesgeschichtliche Zusammenhänge eingeordnet werden müssen. Dabei erhebt sich die Frage, ob diese Wandlungen der Satztheorie eine bestimmte Linie und Tendenz der Entwicklung erkennen lassen, ob und inwiefern ein Fortschritt festzustellen ist und ob der Fortschritt so weit geht, daß die Gegenwart hoffen darf, auf Grund der ihr eigentümlichen sprachwissenschaftlichen und allgemein geistigen Haltung das Ziel erreicht zu haben oder ihm doch wenigstens nahe zu sein.

Um auf diese Fragen die Antwort geben zu können, muß man sich zunächst über den Gesichtspunkt klar werden, von dem die Frage nach dem Fortschritt der Forschung und damit zugleich nach dem Wesen des Satzes auszugehen hat.

Wundt[3]) hat darauf hingewiesen, daß sich die Begriffsbestimmungen des Satzes zwischen zwei Polen bewegen, nämlich zwischen der grammatischen und der logischen Betrachtung des

[1]) Der Aufsatz ist die erweiterte Überarbeitung eines nicht abgedruckten Teiles meiner Besprechung der Streitbergfestschrift im Gnomon II, der sich mit Porzigs Ausführungen über den Satz beschäftigte. Das Unbefriedigende einer verneinenden Kritik führte zu dem Versuch einer eigenen Definition und ihrer Begründung. Herrn Kollegen Moritz Löwi bin ich für mancherlei Förderung in philosophicis zu Dank verpflichtet.

[2]) Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, Heidelberg 1924.

[3]) Völkerpsychologie, 2. Aufl., Leipzig 1912, II, 2, S. 229 ff. Hier wird auch ein kurzer geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der Forschung gegeben.

Digitized by Google

Satzes. Der Kernpunkt des ganzen Problems tritt schon hier deutlich hervor, wenn man statt dessen lieber die beiden Pole als Bestimmung von seiten der Form und von seiten des Inhalts unterscheidet. Da der Satz eine sprachliche Ausdrucksform darstellt, so ist es durchaus natürlich, daß man von Anfang an bemüht war, diese Form ihrer Eigenart nach zu bestimmen und anderen sprachlichen Formen gegenüber abzugrenzen. Aber gerade hier zeigte sich das Dilemma, und die Frage, welche sprachlichen Gebilde noch als Sätze anzuerkennen sind, bereitete solche Schwierigkeiten, daß die Antwort bis zum heutigen Tage im allgemeinen mehr nach subjektivem Ermessen als nach objektiven Kriterien gegeben wird. Im großen und ganzen hat sich ja die moderne Sprachwissenschaft zu dem Standpunkt durchgerungen, daß alle sprachlichen Gebilde von der einfachsten Interjektion bis zum inhaltsreichsten und kompliziertesten Gefüge der Literatursprache unter den Begriff des Satzes fallen können. Nun ist dieser Standpunkt zweifellos richtig, aber er ist wertlos, wenn er nicht objektiv begründet ist. Es gibt freilich Definitionen, die das Missliche einer solchen subjektiven Bestimmung der Form zu vermeiden suchen wie die von Delbrück[1]) und Meyer-Lübke[2]); aber der Unterschied ist schließlich nur der, daß an die Stelle der subjektiven Beurteilung des Forschers die subjektive Beurteilung des Sprechenden und Hörenden tritt und, was die Sache noch verschlimmert, daß diese Beurteilung auf dem bloßen Eindruck beruht. Im Grunde genommen erklärt damit das Forschen nach dem Wesen des Satzes, das doch allein den Eindruck begründen kann, seinen Bankrott.

Es kann aber nun gar kein Zweifel sein, daß das Moment, das den Eindruck der Ganzheit und Abgeschlossenheit hervorruft, auf Seiten des Inhalts zu suchen ist. Es dürfte daher wohl auch nur sehr wenig Satzdefinitionen geben, die nicht ausgesprochen oder unausgesprochen auf den Inhalt zurückgreifen[3]). Das ist schon bei der Definition des Dionysios Thrax, dem Urbild der

[1]) Ein Satz ist eine in artikulatorischer Rede erfolgende Äußerung, welche dem Sprechenden und dem Hörenden als ein zusammenhängendes und abgeschlossenes Ganzes erscheint.

[2]) Ein Satz ist ein Wort oder eine Gruppe von Wörtern, die in der gesprochenen Rede als Ganzes erscheinen, die sich als eine Mitteilung eines Sprechenden an einen anderen darstellen.

[3]) Ich kenne nur eine einzige derartige Definition, nämlich die von Kretschmer, Die Sprache[3] S. 60, die mir aber gerade wegen der völligen Nichtberücksichtigung des Inhalts verfehlt erscheint. Vgl. dazu unten S. 271ff.

Digitized by Google

grammatischen Definitionen, der Fall. Auch sie ist nicht rein grammatisch, da sie neben dem formalen Kriterium der Verbindung von Wörtern das inhaltliche Kriterium der Abgeschlossenheit des Gedankens verwendet. Nicht anders steht es bei der traditionellen Auffassung der Schule, daß der Satz mindestens aus Subjekt und Prädikat bestehen müsse, denn diese Forderung ist ja letzten Endes nur der Ausfluß bestimmter Anschauungen vom Inhalt des Satzes.

Warum ohne die Berücksichtigung des Inhalts überhaupt nicht auszukommen ist, bedarf keines Wortes der Erklärung, da eine Form ohne Inhalt ganz undenkbar ist. Der Inhalt bedingt ja die Form. Das führt aber unmittelbar zu dem Gesichtspunkt hin, von dem aus allein das Satzproblem gelöst und der Fortschritt in seiner Behandlung beurteilt werden kann. Es genügt nämlich nicht, den Inhalt neben der Form heranzuziehen, wie dies die Definition des Dionysios Thrax[1]) tut. Vielmehr liegt der Angelpunkt auch des Satzproblems in dem Grundproblem der Sprachwissenschaft überhaupt, in dem Verhältnis von Form und Inhalt, d. h. die Form muß in ihrer Bedingtheit durch den Inhalt erfaßt und bestimmt werden, das objektive Kriterium der Form ist vom Inhalt her zu gewinnen. Tatsächlich hat sich ja auch die Forschung nach dieser Richtung entwickelt, und deshalb kann von einem Fortschritt gesprochen werden.

Wenn trotzdem Definitionen wie die von Paul und Wundt nicht befriedigen wollen, so liegt das in der Hauptsache daran, daß die in diesen Definitionen sich ausdrückenden Anschauungen vom Wesen des Inhalts noch unzureichend sind. Ausdruck eines Inhalts ist jede sprachliche Form mit Eigenbedeutung. Also muß sich der Satz anderen sprachlichen Formen gegenüber durch die besondere Eigenart seines Inhalts auszeichnen. Diese Eigenart gilt es zu bestimmen. Wundt[2]) hat mit vollem Recht gegen Delbrücks Bestimmung des Satzes durch das Moment der Ganzheit eingewandt, daß auch eine Aufzählung der zwölf Tiere des Tierkreises ein sprachlicher Ausdruck sei, der dem Sprechenden wie dem Hörenden als ein Ganzes erscheint und doch kein Satz

[1]) Ungenügend sind daher auch Definitionen wie die von Blatz: Satz heißt ein mittels eines finiten Verbums ausgedrückter Gedanke.

[2]) a. a. O. Der Einwand gilt natürlich allen Definitionen gegenüber, die dieses Kriterium verwerten, also auch der Meyer-Lübkeschen und der Porzigschen gegenüber (s. u. S. 245). Daß das Moment der Ganzheit auch sonst bedenklich macht, ist bekannt.

Digitized by Google

ist, daß also Delbrücks Definition zu weit sei. Dieser Einwand trifft scheinbar die Form, in Wirklichkeit aber den Inhalt[1]). Gerade dann aber zeigt er, wie sehr es auf die Eigenart des Inhalts ankommt. Einen wesentlichen Fortschritt bedeutete in dieser Hinsicht schon die logische Definition des Satzes, die ihn tatsächlich nur von seiten des Inhalts bestimmte, zugleich aber auch den Inhalt selbst ganz bestimmt charakterisierte. Freilich war diese Charakterisierung noch verfehlt. Die bezeichnende Folge davon war es, daß die Zahl der Formen mit Satzgeltung eine unerträgliche Einschränkung erfuhr. So bedeutete der Übergang zur psychologischen Definition einen weiteren wesentlichen Fortschritt. Durch die richtigere und weitere Bestimmung des Inhalts erweiterten sich auch sofort wieder die Möglichkeiten der Form. Daß auch hier die Lösung nicht bis zur völligen Ausschaltung des Sujektivismus in der Beurteilung der Form gedieh, lag daran, daß die Charakterisierung des Inhalts, so sehr sie auf der einen Seite einen Fortschritt bedeutete, auf der anderen Seite noch immer nicht genügte. Ja sie brachte hier sogar der logischen Definition gegenüber einen Rückschritt. Denn mit Recht hat man gegen die Definitionen von Paul und Wundt, die ja im wesentlichen in Betracht kommen, den Einwand erhoben, daß sie eigentlich überhaupt keine Wesensbestimmung des Satzes geben, sondern nur die psychischen Vorgänge beschreiben, die zur Entstehung des Satzes führen. Daraus erklärt es sich auch, daß beide Definitionen, so sehr sie einander zu widersprechen scheinen, praktisch verwertbar und theoretisch berechtigt sind. Der Satz kann ebensowohl durch Analyse als durch Synthese entstehen[2]). Mit seinem Wesen hat das nichts zu tun. Der hauptsächlichste Mangel liegt aber tiefer. Er beruht im letzten Grunde darauf, das die Herbart-Paulsche wie die Wundtsche Psychologie eine Psychologie der Vorstellungen ist, für die alle seelischen Gebilde Summen von Einzelvorstellungen darstellen. Mit dieser Anschauung kam man aber gerade dem Problem der Form des Satzes gegenüber in Schwierigkeiten. Um den soviel umstrittenen Grenzfällen wie dem Einwortsatz oder der Interjektion die Satzgeltung zu sichern, mußte man in diesen Fällen zu dem Ausweg einer Ergänzung von Vorstellungen greifen.

[1]) Vgl. auch u. S. 265.

[2]) Vgl. dazu Junker, Streitbergfestschrift S. 36ff. Einen weiteren Einwand erhebt Kretschmer, Sprache b. Gercke-Norden I, 6[3], 59, daß nämlich das Moment der Gliederung auch dem Wort zuzusprechen sei.

Digitized by Google

Damit setzte man sich aber dem berechtigten Vorwurf aus, daß man Sprachliches und rein Gedankliches vermische. Anders ausgedrückt: in diesen Fällen entspräche die Form nicht mehr dem Inhalt, sondern drückte nur noch einen Teil desselben aus. Ja, in sehr vielen Fällen würde gerade der Kern des Inhalts unausgedrückt, d. h. ungeformt bleiben, also aus allem Sprachlichen herausfallen. Nun braucht freilich eine Form ihrem Inhalt nicht unbedingt adäquat zu sein, also auch die sprachliche Form nicht. Der Redende kann „sich schlecht ausdrücken". Aber dabei handelt es sich um eine qualitative Unzulänglichkeit der Form. Dagegen wäre überall da, wo das Ausgedrückte durch Nichtausgedrücktes ergänzt werden muß, die Form quantitativ unzulänglich. Das ist aber bei dem, was am sprachlichen Ausdruck unter Inhalt und Form zu verstehen ist[1]), eine völlige Absurdität, es sei denn, daß man an eine fragmentarische Form denkt. Eine solche stellen jedoch allein die echten Ellipsen dar. Man käme also wieder nur zu dem Ergebnis, daß Interjektionen, Einwortsätze u. ä. als unvollständige, ellipsenartige Sätze anerkannt werden müßten. Will man aber diese sicherlich verkehrte Auffassung vermeiden, muß man zu Auswegen wie der Annahme von Satzäquivalenten greifen, ein Begriff, dem, wie sich noch genauer ergeben wird, jede Daseinsberechtigung abzusprechen ist, solange man ihn auf lautsprachliche Formen anwendet. So versagt also auch diese Theorie gegenüber dem Problem der Form. Der Streit, ob Einwortsätze usw. vollständige oder unvollständige Sätze bezw. ob sie überhaupt noch Sätze sind, bleibt jedenfalls nach wie vor umstritten. Es fehlt noch immer das objektive Kriterium der Form. Das Ziel, die Form vom Inhalt her objektiv und allgemein gültig zu bestimmen, ist noch immer nicht erreicht.

Trotzdem ist die Satztheorie für längere Zeit über diesen Standpunkt nicht hinausgekommen. Erst die jüngste Zeit hat hier in doppelter Hinsicht einen mindestens sehr bedeutsamen, wenn nicht überhaupt den entscheidenden Fortschritt gebracht.

Aus der schon erwähnten Tatsache, daß die Entstehung des Satzes auf verschiedenen Wegen möglich ist, hat K. Bühler[2]) die Konsequenz gezogen, die Definition des Satzes dürfe überhaupt nicht genetisch sein, sondern müsse von der besonderen Leistung

[1]) Über den mehrdeutigen Begriff der Form vgl. K. Bühler, Idealistische Neuphilologie, Festschr. f. K. Voßler, Heidelberg 1922, S. 73f.

[2]) Indogerm. Jahrb. VI, 13ff., besonders S. 16.

Digitized by Google

des Satzes ausgehen. Dementsprechend definiert er: „Sätze sind die einfachen selbständigen, in sich abgeschlossenen Leistungseinheiten oder kurz Sinneinheiten der Rede." Diese Bestimmung erscheint mir allerdings unbefriedigend. Denn im Grunde genommen ist das gar keine Leistungsdefinition. Sie weist dem Satz auf Grund der Leistung seine Stelle innerhalb der Rede an, aber sie läßt gerade die entscheidende Frage offen, was der Satz denn eigentlich leistet, das ihn befähigt, die Sinneinheit zu sein. Dagegen ist es unbedingt richtig, daß die Antwort auf die Frage nach der Satzgeltung einer Gestalt einzig und allein von der Leistung der Gestalt abhängt, davon, welchen Gehalt, welchen Inhalt die Gestalt zum Ausdruck zu bringen hat; an sich ist die sprachliche Gestalt des Satzes indifferent, jedes sprachliche Gebilde hat Anspruch auf Satzgeltung, wenn es das eine leistet, Ausdruck des für den Satz charakteristischen Inhalts zu sein.

War damit die Bahn für eine unvoreingenommene Beurteilung der Satzform frei geworden, war zugleich die Bestimmung der Form endgültig von der Bestimmung des Inhalts abhängig gemacht, so bedeutete es einen weiteren — nicht zufälligen — Glücksumstand, daß zugleich eine allgemeine geistige Umstellung neue Gesichtspunkte und Anschauungen in der Sprachwissenschaft aufkommen ließ[1]), vor allem aber eine neue philosophische Betrachtungsweise erzeugte, die auch von sich aus die Tore erschloß, durch die der Weg zur Beantwortung der noch immer offenen Frage nach der Eigenart des Satzinhaltes führt. An die Stelle des Intellekts, der die Erscheinungen der Wirklichkeit zergliedert und dementsprechend die Erscheinung als eine Summe von Einzelheiten ansieht, tritt eine Haltung, die die Erscheinungen als einheitliches Ganzes erfassen will, für die also jede Erscheinung eine in sich mannigfaltig verknüpfte Struktureinheit darstellt, die daher auch, wo sie sinnliche Gestalt annimmt, keiner gegliederten Form bedarf und keiner zergliedernden Betrachtung zugänglich ist.

Diese neue geistige Haltung tritt in der Philosophie in zwei neuen Richtungen zutage. Der Psychologie der Vorstellungen tritt die Denkpsychologie gegenüber. „Keine noch so klug ersonnene Gruppierung voneinander isolierter oder als grundsätzlich isolierbar angenommener Elemente deckt sich für sie mit dem charakteristischen und schlechthin unvergleichlichen Ein-

[1]) Vgl. dazu auch Fr. Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist, Marburg 1922.

Digitized by Google

heitsbezug im Denken“ [1]). Mit dieser psychologischen Grundanschauung tritt an die Stelle addierter und assoziierter Einzelvorstellungen die mit einer bestimmten Struktur behaftete Einheit des Denkaktes. Die zweite neue Richtung neben der Denkpsychologie ist die Phänomenologie. Man wird hier keine Erörterung über das Verhältnis beider erwarten. Aber soviel läßt sich ohne weiteres sagen, daß zwischen beiden Beziehungen bestehen [2]), daß beide aus derselben Grundstimmung heraus erwachsen und daß beide einig sind in der Ablehnung der alten Psychologie der Vorstellungen [3]). So stimmen denn auch beide in der Wertschätzung des intuitiven Erfassens der Wirklichkeit überein.

Daß diese Stimmung die Sprachwissenschaft nicht unberührt lassen konnte, ist selbstverständlich. So ist es denn kein Wunder, daß man auch bewußt versucht hat, die neuen philosophischen Richtungen zum Ausgangspunkt sprachwissenschaftlicher Betrachtungsweise zu machen. Husserl selbst greift das Problem der reinen Grammatik auf, von phänomenologischem Geist ist Ammanns Buch über die Sprache getragen, und ebenfalls von der Phänomenologie her sucht Porzig der Syntax neue Aufgaben zu stellen und neue Erkenntnisse abzugewinnen [4]), während Junker [5]) die Sprache denkpsychologisch beleuchtet. Porzig und Junker gehen nun auch auf das Satzproblem ein. Porzig versucht sogar eine neue Definition des Satzes.

Damit tritt die Satztheorie in ein neues Stadium, indem sie, die von jeher unter dem Einfluß der Philosophie gestanden hat, nunmehr in den Bannkreis neuer philosophischer Anschauungen gezogen wird. So erhebt sich die Frage, ob sie unter dem Einfluß der Phänomenologie oder der Denkpsychologie das Ziel erreicht hat oder zu erreichen hoffen darf, das sie zunächst unter dem Einfluß der Logik und dann der älteren Psychologie vergeblich zu erreichen gesucht hatte, d. h. ob die neuen philosophischen Anschauungen es nunmehr ermöglichen, den spezifischen Inhalt des Satzes richtig zu charakterisieren und die Form als Ausdruck dieses Inhalts so zu bestimmen, daß in jedem einzelnen Falle die Satzgeltung eines sprachlichen Gebildes objektiv und allgemein gültig begründet werden kann.

---

[1]) R. Hönigswald, Die Grundlagen der Denkspychologie, Leipzig-Berlin 1925, S. 3. [2]) Vgl. Hönigswald a. a. O.

[3]) Vgl. E. Husserl, Philosophie als reine Wissenschaft, Logos I, 302 ff.

[4]) Streitbergfestschrift S. 126 ff. [5]) Ebd. S. 1 ff.

Digitized by Google

Ich gehe bei der Erörterung dieser Frage kritisch nur auf Porzigs Anschauungen ein, da meine eigene Auffassung, die ich aus der Kritik heraus entwickeln und begründen werde, sich im wesentlichen, wie ich glaube, mit Junkers Anschauungen deckt. Außerdem haben seine Ausführungen in erster Linie die Vorgänge bei der Entstehung des Satzes im Auge.

Porzig gibt[1]) folgende Definition des Satzes: Ein Satz ist ein Bedeutungsgefüge von derjenigen Form, durch die (in der betreffenden Sprache) Sachverhalte als abgeschlossene gemeint werden.

Diese Definition will schon deswegen von vornherein nicht recht befriedigen, weil sie uns gerade in dem am meisten umstrittenen Punkt im Stiche läßt. Sie sagt uns nicht, mit welchen Bedeutungsgefügen denn ein abgeschlossener Sachverhalt gemeint wird. Porzig nimmt an, daß das in den verschiedenen Sprachen ganz verschieden sein wird. In den idg. Sprachen soll nur die prädikative Form diese Forderung erfüllen können. Da aber die Begründung dieser Auffassung, wie sich gleich zeigen wird, unzureichend ist, so entbehrt sie der objektiven Geltung. Porzig will wohl allerdings eine objektive Begründung geben. S. 142, wo für gewisse nichtidg. Sprachen nichtprädikative Gebilde als Sätze anerkannt werden, heißt es nämlich, „daß uns, wo immer wir ein Bedeutungsgefüge als Satz bezeichnen, nicht so sehr eine bestimmte Bedeutungsweise als solche, sondern die Geschlossenheit der betreffenden Form, welche sie auch sei, vorschwebt". Die prädikative Form ist also allein gültig, weil sie allein abgeschlossen ist. Aber warum ist sie das? Weil sie einen abgeschlossenen Sachverhalt meint. Damit kehrt die Untersuchung zu ihrem Ausgangspunkt zurück, und es bleibt die Frage, ob die prädikative Form wirklich die einzige ist, die der aufgestellten Forderung genügt. Um sie zu beantworten, müßte die Vorfrage gestellt werden, wann überhaupt ein Sachverhalt für den sprachlichen Ausdruck abgeschlossen ist. Ich komme darauf noch zurück und werde dabei zu zeigen suchen, daß die Abgeschlossenheit des Sachverhalts überhaupt kein Kriterium ist.

Zunächst muß aber etwas genauer darauf eingegangen werden, was unter der „Form" in Porzigs Definition zu verstehen ist. Wenn von der Form des Satzes die Rede ist, so wird zunächst jeder an die äußere, grammatische Form denken. Die eben angeführte Stelle von S. 142 lautet aber weiter: „Geschlossenheit der Be-

[1]) S. 144.

Digitized by Google

deutungsweise ist also ein wesentliches Merkmal des Begriffes Satz." Nach dem ganzen Zusammenhang dieser Stelle ist also „Geschlossenheit der Form" gleichbedeutend mit „Geschlossenheit der Bedeutungsweise". Da nun Bedeutungsweise für Porzig identisch mit Bedeutungsform ist, so ist bei der geschlossenen Form offenbar an Bedeutungsform zu denken. Übrigens wird S. 140 ausdrücklich gesagt, „daß ein Satz auch von der Bedeutungsseite aus eine Form darstellt". Infolgedessen müssen wir zwei Fragen stellen: 1) Hat es einen Sinn, von geschlossener Bedeutungsform zu reden? 2) Ist der Satz tatsächlich eine Bedeutungsform?

Dazu muß vor allen Dingen geklärt werden, was Porzig unter diesem Begriff versteht. Nach S. 132 ist Bedeutungsform „die Art und Weise, wie ein Ausspruch einen Sachverhalt meint". Daher verwendet ja Porzig auch den Ausdruck Bedeutungsweise. Wenn ich also die beiden Sätze habe: *Brutus ermordete Cäsar* und *Cäsar wurde von Brutus ermordet,* so ist der Sachverhalt Cäsar hinsichtlich des Bedeutungsinhalts in beiden Fällen derselbe. Aber der Sachverhalt wird das eine Mal als Subjekt, das andere Mal als Objekt gemeint. Diesen Unterschied, der nach Porzig sehr wesentlich der Bedeutungssphäre angehört, bezeichnet er mit dem Begriff Bedeutungsweise. Solche Bedeutungsweisen sind Subjekt, Objekt, Attribut etc., d. h. die Funktionen des Wortes im Satz. Deshalb nennt Porzig diese Klasse von Bedeutungsweisen auch Bedeutungsfunktionen. Daneben bespricht er noch eine zweite Klasse, nämlich Substantiv, Adjektiv, Verb, grammatisches Geschlecht, konkret, abstrakt, die zum Unterschied von der ersten Klasse als Bedeutungskategorien bezeichnet werden. Danach ist also Bedeutungsweise etwas, was zu dem Bedeutungsinhalt hinzukommt und nur an diesem in die Erscheinung tritt, um ein sachliches Verhältnis des Inhalts zu einem jeweils verschiedenen Faktor zum Ausdruck zu bringen. Bei der ersten Klasse handelt es sich um das Verhältnis des Inhalts zu einem anderen Inhalt, im zweiten Fall um das Verhältnis des Inhalts zu bestimmten logischen Bereichen. Mit anderen Worten: Bedeutungsform ist der Bedeutungsinhalt unter bestimmten verschiedenen Ordnungsprinzipien gesehen [1]).

[1]) Die Einführung dieses Begriffs leistet zwar nicht ganz das, was Porzig meint, aber an sich erscheint sie mir durchaus fruchtbar. Sie verschafft jedenfalls ein besseres Verständnis für Wesen und Aufgabe grammatischer Formen. Man versteht von hier z. B. auch, warum der idg. Vokativ keine Endung hat.

Digitized by Google

Nach dieser Feststellung kann an die Beantwortung der aufgeworfenen Fragen herangegangen werden. Es ergibt sich jetzt einmal, daß die Charakterisierung der Bedeutungsform nach dem Gesichtspunkt der Geschlossenheit keinen Sinn hat. Man kann wohl bei der grammatischen Form, also bei einem konkreten Gebilde, von Geschlossenheit reden, aber nicht bei der Bedeutungsform, die ja ein logisches Verhältnis darstellt.

Zweitens aber folgt aus der obigen Feststellung, daß der Satz schon aus formal logischen Gründen unmöglich als eine Bedeutungsform bezeichnet werden kann. Porzig setzt mit vollem Recht auseinander, daß Bedeutungsformen vom Bedeutungsgefüge bedingt sind, also nur im Bedeutungsgefüge erscheinen können [1]). Dagegen erscheint mir die Behauptung unlogisch, daß sich im Bedeutungsgefüge auch Formen — wohlgemerkt Bedeutungsformen — des Gefüges selbst erkennen lassen. Wenn das Wesen und die Aufgabe der Bedeutungsformen darin bestehen, daß sie Einzelbedeutungen innerhalb einer Ordnungseinheit abgrenzen, wenn sie Ordnungsfaktoren von Elementen in und zu einem Ganzen sind, dann kann logischerweise das Ganze, der Satz, nicht selbst eine Bedeutungsform sein. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß an sich und unabhängig von der Motivierung Porzigs dem Satz nicht vielleicht doch die Bedeutungsform zuzusprechen ist. Wenn sie auch dem Satz als der übergeordneten Ganzheit von Elementen abzusprechen ist, so könnte sie ihm doch insofern zu eigen sein, als er selbst wieder Element einer ihm übergeordneten Ganzheit ist. Aber auch das ist zu leugnen, da der Satz ja gerade die eigentliche sprachliche Einheit darstellt.

Man kann freilich als höhere Einheit die Rede ansehen, aber das Verhältnis der Rede zu ihren Teilen, den Sätzen, ist ein ganz anderes als das des Satzes zu den Wörtern. Bei diesem

---

Er steht ja außerhalb des logischen Beziehungssystems der Wörter im Satz, hat also die logische Abgrenzung gegen andere Wörter, der die Kasus dienen, nicht nötig. Da aber diese Art der Bedeutungsform bei ihm fehlt, so fehlt auch die Notwendigkeit einer Kasusendung. Überhaupt fällt von hier aus Licht auf die Entstehung der grammatischen Endungen. Vgl. auch S. 259 Anm. 1. Festhalten muß man dabei nur, daß eben auch historisch der Satz dem Wort vorangeht.

[1]) Vgl. S. 135: „Alle diese Bedeutungsweisen können nur dann auftreten, wenn Bedeutungen mit Bedeutungen zu einem Gefüge zusammentreten, sich dadurch gegenseitig begrenzen, d. h. formen. Einzelbedeutungen sind zunächst gewissermaßen formlos; erst im Bedeutungsgefüge lassen sich Formen sowohl des Gefüges selbst wie der Einzelbedeutungen, in die es sich gliedert, erkennen."

Digitized by Google

stehen die Elemente in einem gegenständlichen, objektiv-notwendigen Verhältnis zueinander, bei jener in einem subjektiv-willkürlichen Verhältnis. Selbst das Satzgefüge läßt sich nicht als Bedeutungsgefüge höherer Ordnung zu dem einfachen Satz als einem Bedeutungsgefüge niederer Ordnung unmittelbar in Parallele stellen. Denn die Elemente des Satzes sind einander gleichwertig, beim Satzgefüge zeigt schon die Rede von Haupt- und Nebensätzen die Wertunterschiede an, die sich auch daran erkennen lassen, daß sich rein logisch jeder Nebensatz einem Satzteil gleichsetzen läßt. Das Entscheidende bleibt aber die Tatsache, daß eben in sehr vielen Fällen die Rede nur aus einem einzigen Satze besteht, daß also der Satz gar nicht Element einer übergeordneten Einheit sein muß. Die wesentliche Voraussetzung für die Bedeutungsform trifft daher beim Satz gar nicht zu. Man wird dagegen einwenden, daß auch das Wort im Einwortsatz unabhängig vom Bedeutungsgefüge vorkommt und doch eine Bedeutungsform hat; aber es wird sich später ergeben, daß dieser Einwand nicht stichhaltig wäre, indem die Bedeutungsform in diesem Falle gegenstandslos ist. Hier sei einstweilen nur auf eine Äußerlichkeit hingewiesen. An die Bedeutungsformen heften sich in den idg. Sprachen bestimmte grammatische Formen. Diese ermöglichen im Einzelfalle eine sofortige Bestimmung des sprachlichen Gebildes als Wort. Dagegen zeigt gerade die Debatte über das Satzproblem, daß beim Satz die grammatische Form und damit die Bestimmung sprachlicher Formen als Sätze Schwierigkeiten macht. Daher der Streit, ob ein einzelnes Wort ein Satz sein kann, d. h. ob es auch außerhalb eines Wortzusammenhanges einen „Sinn“ ergibt, während der gleiche Zweifel beim Satz außerhalb der Rede nicht auftaucht. Das weist schon von vornherein darauf hin, daß sich Wort und Satz in ihrem Verhältnis zu höheren Einheiten unterscheiden[1]), daß sie mithin auch unter dem Gesichtspunkt der Bedeutungsform nicht gleichgestellt werden dürfen. Diese rein formalen und logischen Argumente müssen hier genügen. Der tiefere Grund, der die hier behandelten Tatsachen erklärt, wird sich später ergeben, wenn vorher noch einige andere Fragen geklärt worden sind.

Porzig will durch die Forderung der prädikativen Form und des Bedeutungsgefüges dem Satz die umstrittene grammatische Form sichern, ihm zugleich bedeutungsmäßige und formale Be-

[1]) Vgl. auch Hönigswald a. a. O. S. 36.

Digitized by Google

stimmtheit verleihen. Es muß also untersucht werden, wie es um die Gültigkeit dieser beiden Momente steht.

Ich gehe zunächst auf das erste, speziellere Merkmal der prädikativen Form ein. Porzig zitiert aus Lenaus „Herbstentschluß" die Strophe:

Trübe Wolken, Herbstesluft,
Einsam wandl' ich meine Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!

Hier will er die Bedeutungsgefüge *trübe Wolken, welkes Laub* usw. nicht als Sätze anerkennen, da sie nicht prädikativ, sondern attributiv gegliedert seien. Es sei nicht gemeint: *Trübe Wolken sind vorhanden,* sondern *Die Wolken sind trübe.* Mir scheint das noch gar nicht ausgemacht. Wenn sich Porzig zum Beweis für die Richtigkeit seiner Umsetzung auf den Satz beruft *Kein Vogel ruft,* so ist dieser Beweis keineswegs zwingend. Die Form dieses Satzes kann durch das Streben nach formaler Abwechslung und die Bedürfnisse des Reims bedingt sein und kann daher für die anderen Gebilde nichts beweisen. Die Umsetzung ist auch an sich recht fragwürdig. Aber selbst ihre Berechtigung oder gar Notwendigkeit zugegeben, was beweist sie? Das Gebilde *Trübe Wolken* könnte doch dadurch höchstens der Form nach als nicht abgeschlossen erwiesen werden. Ich lasse das zunächst dahingestellt. Daß aber der Sachverhalt ungeschlossen sei, was doch für Porzig das entscheidende Merkmal darstellen muß, leugne ich hier ebenso entschieden wie bei dem Einwortsatz *Hilfe!.* Wenn ich sage: *Die Wolken sind trübe* oder *Trübe Wolken sind vorhanden,* so sind das einwandfreie Sätze, aber der Sachverhalt ist dadurch nicht abgeschlossener „gemeint" als vorher. Die Abgeschlossenheit des Sachverhalts ist eben überhaupt kein Kriterium, denn sie ist selbstverständlich. Der sprachliche Ausdruck, soweit er nicht im strengsten Sinne elliptisch ist, kann gar nichts anderes meinen als Bestimmtheit des Sachverhalts für den Sprechenden, und das heißt eben Geschlossenheit. Sie ist also eine Bedingung, der – mit der eben gemachten Einschränkung — jeder Ausdruck schlechthin, nicht nur der Satz genügen muß [1]). Um an ein Beispiel Porzigs anzuknüpfen: ein Mensch, der ins Wasser gefallen ist, kann rufen: *Ich bin ins Wasser gefallen, Ich muß ertrinken,*

[1]) Vgl. dazu auch, was P. Kretschmer, Die Sprache, b. Gercke-Norden, Einl. in d. Altertumsw. I 6³, 59 über die Geschlossenheit von Vorstellungen oder Vorstellungsmassen sagt.

Digitized by Google

Ich flehe um Hilfe oder auch nur *Hilfe!* Die Situation ist immer dieselbe, und im Ausdruck bleibt sie notwendig immer gleich geschlossen. Der Unterschied ist nur der, daß — zunächst ganz naiv gesagt — aus der Gesamtsituation jedes Mal ein anderer Ausschnitt zur Darstellung gebracht wird. Der Phänomenologe würde sagen: Für die ausdrückenden, bedeutungverleihenden Akte erscheint derselbe Sachverhalt in verschiedener Abschattung. Aber er erscheint immer gleich geschlossen.

Wenn so die Geschlossenheit des Sachverhalts im Ausdruck kein Merkmal des Satzes ist, so fällt die Begründung für die Notwendigkeit der prädikativen Form weg. Porzig bringt also in diesem strittigen Punkt keine entscheidende Klärung.

Wie steht es nun weiter mit dem zweiten, allgemeineren Kriterium des Bedeutungsgefüges? Danach sind Gebilde wie *Hilfe!* keine Sätze, da sie nur „einfache Bedeutungen" sind. „Der Hörende, der den Ausspruch nach der Bedeutung interpretiert, kann eben nur diese Situation (sc. des Hilfehabenwollens) als einfache aus ihm entnehmen, alle speziellere Gliederung, ob die Gefahr von Wasser, Feuer, Schlangen oder Räubern ausgeht, ist in dem Ausspruch nicht enthalten (S. 140)." Ich muß gestehen, daß es mir nicht ganz klar geworden ist, worauf Porzig mit diesen Bemerkungen eigentlich hinaus will. Wenn der ins Wasser Gefallene riefe: *Ich flehe um Hilfe,* so wäre doch trotz der nunmehr einwandfreien Satzform der Sachverhalt durchaus nicht spezieller gegliedert. Der Hörende wüßte ebensowenig wie im ersten Falle, wovon die Gefahr ausgeht, wer um Hilfe schreit usw. Man gewinnt beinahe den Eindruck, als ob Porzig eine (gegebene) Gliederung des Sachverhalts als notwendige Bedingung für den Satz ansehen will[1]) und an ein inneres, notwendiges Verhältnis zwischen der Gliederung des Sachverhalts und der Gliederung der Form denkt, um damit die Forderung des Bedeutungsgefüges innerlich zu rechtfertigen. Eine solche Auffassung müßte aber abgelehnt werden. Husserl hat an dem Beispiel *einfacher Gegenstand* erläutert, daß die Responsion der Gliederung von Form und Sachverhalt nicht notwendig ist, da ja hier ein gegliederter Ausdruck einem im strengsten Sinne einfachen, weil garnicht glie-

[1]) Man beachte den Wortlaut: „Die Situation wird als einfache aus dem Ausdruck entnommen." — „Die Gliederung ist in dem Ausspruch nicht enthalten." Noch deutlicher vorher: „Sie bezeichnen nicht irgendwie geformte oder gegliederte Sachverhalte, sondern einfache Situationen." (Die Sperrungen rühren von mir her).

Digitized by Google

derungsfähigen Sachverhalt entspricht. Bei dem Fall *trübe Wolken* liegt die Sache natürlich genau so. Man kann den Sachverhalt nicht in 1) das Trübe und 2) die Wolken zerlegen. Der Sachverhalt empfängt eben seine Gliederung, so weit sie uns im sprachlichen Ausdruck entgegen tritt, erst durch einen denkenden Geist, d. h. im und durch den Ausdruck. Dieser Tatbestand wird auch, wie zu erwarten, S. 134 anläßlich der Beispiele *Feuer!* und *Sperrfeuer!* ganz richtig aufgefaßt: „Daß auch der Sachverhalt selbst ein sehr zusammengesetzter ist, liegt ja auf der Hand. Trotzdem sind aber die Bedeutungen der beiden . . . . . Aussprüche einfache Bedeutungen. Sie meinen zwar einen komplizierten Sachverhalt, aber sie meinen ihn als ein Einfaches, d. h. sie meinen die Gesamtsituation, ohne daß die Bedeutung in sich noch wieder gegliedert wäre." „Es ist dabei zu beachten, daß die Bedeutung nicht auch zusammenfällt mit den Sachverhalten selbst." Danach bleibt der Sinn des oben angeführten Satzes zwar nach wie vor unklar, dagegen dürfte kein Zweifel sein, daß Porzig einen als Einfaches gemeinten und einen als Gegliedertes gemeinten Sachverhalt (d. h. einfache und gegliederte Bedeutung) unterscheidet[1]).

Aber gerade dieses durch den phänomenologischen Ausgangspunkt Porzigs veranlaßte Zurückgreifen auf das „Gemeinte" verbaut den Weg zur richtigen Erkenntnis. Der phänomenologische Standpunkt verführt Porzig dazu, zwei Funktionen des sprachlichen Ausdrucks zu verschmelzen, die scharf auseinandergehalten werden müssen. Wenn man dies tut, dann zeigt sich auch sofort, daß Porzigs phänomenologische Betrachtungsweise zur Erkenntnis des Wesens des Satzes ungeeignet ist, und es zeigt sich zugleich, daß und warum der Satz keine Bedeutungsform hat oder ist. Damit erledigt sich aber dann von selbst die Forderung des Bedeutungsgefüges als eines Wesensmerkmales des Satzes[2]).

[1]) Dabei ist zu beachten, daß das Bedeutungsgefüge nicht mit dem Wortgefüge identisch ist, denn Imperative sieht Porzig als Bedeutungsgefüge an, da sie eine Handlung und ein ganz bestimmtes Subjekt meinen. *Feuer!* dagegen und gewisse Interjektionen werden nicht als Bedeutungsgefüge angesehen.

[2]) Eigentlich erübrigt sich ja jetzt jede Kritik über die Forderung des als gegliedert gemeinten Sachverhalts und damit des Bedeutungsgefüges, nachdem das Moment der Geschlossenheit als Kriterium des Satzes abgelehnt wurde. Mit dem Fall dieses Merkmals bricht die Definition von selbst zusammen, denn jetzt können schlechtweg alle Bedeutungsgefüge als Sätze gelten, was natürlich ein Unsinn wäre und auch durchaus nicht in Porzigs Sinne ist. (Vgl. S. 141). Trotzdem muß die Frage weiter im Auge behalten werden. Wenn das Merkmal auch nicht ausreichend ist, könnte es trotzdem notwendig sein, hängt doch das Problem der Einwortsätze von dieser Frage ab.

Digitized by Google

Porzig muß ja konsequenterweise die einfachen Bedeutungen als Sätze ablehnen, da er Sätze als Bedeutungsformen ansieht und Bedeutungsformen nur im Bedeutungsgefüge möglich sind. Es muß also jetzt endgültig zu der Frage der Bedeutungsform des Satzes Stellung genommen werden. Ich gehe von einem Einzelproblem aus, das sich bei den einfachen Bedeutungen wie *Hilfe!* darbietet und das auch Porzig anschneidet.

Wenn einfache Bedeutungen keine Bedeutungsform haben, weil diese nur im Bedeutungsgefüge möglich ist, wie kommt es dann, daß *Hilfe!,* insofern es Substantiv ist, doch eine Bedeutungsform aufweist? Porzig sucht das Problem mit der ganz richtigen Erklärung zu lösen, das Wort erwecke lediglich den Anschein, als ob es geformt wäre. Nur gleitet er mit dieser kurzen Bemerkung zu rasch über die Sache hinweg. Es muß aber auf die Bedeutung des Problems, das in der Verwendung von Bedeutungsformen außerhalb des Bedeutungsgefüges liegt, näher eingegangen werden. Denn es handelt sich hier um einen für das ganze Satzproblem geradezu entscheidenden Punkt. Die Sache liegt nun so: Während bei *Hilfe* als Wort, d. h. als Element innerhalb des Satzes, die Bedeutungsform des Substantivs eine bestimmte Funktion ausübt, als Moment der Verständigung notwendig ist, übt sie bei *Hilfe!* diese Funktion nicht aus. Sie ist für den Sprechenden und den Hörenden zum Verständnis unwesentlich. Man kann gewissermaßen die Probe aufs Exempel machen. Porzig vergleicht mit *Hilfe!* das „Wort" *Au!,* das nicht nur Schmerz kundgebe, sondern auch die Situation des Schmerzhabens bedeute. Hierzu wäre verschiedenes zu bemerken. Es genügt aber im Augenblick die Feststellung, das *Au!* unter gewissen Bedingungen, sofern es nämlich nicht bloßer Reflex ist, zwar keine Bedeutung, aber Ausdrucksfunktion besitzt, indem es bewußt zum Zwecke der Mitteilung auf einen Sachverhalt bezogen wird. Aber es hat auf keinen Fall eine Bedeutungsform, und trotzdem ist es ein eindeutiges oder mindestens ausreichendes Verständigungsmittel. So beweist dieses *Au!,* dem bei dem Fehlen einer entsprechenden grammatischen Form eine Bedeutungsform gar nicht zugesprochen werden kann, daß bei dem analogen Fall *Hilfe!* die Bedeutungsform tatsächlich unwesentlich ist. Sprecher und Hörer denken sie nicht mit. Das ist die psychologische Seite der Angelegenheit.

Näher ans Ziel führt uns die grammatische Seite. Porzig spricht von dem „Wort" *Au!.* Aber ist denn *Au!* überhaupt

Digitized by Google

ein Wort? Unsere Grammatiken pflegen allerdings die Interjektionen unter den Wortklassen aufzuführen, aber es kann doch nicht gleichgültig sein, daß die echten Interjektionen in den idg. Sprachen von allen Wörtern mit selbständiger Bedeutung[1]) die einzigen sind[2]), die keine Bedeutungsform zeigen. Die Bedeutungsform, nach außen hin verkörpert in der grammatischen Form, ist aber den idg. Wörtern eigentümlich. Man wird daher die Interjektionen folgerichtig nicht als Wörter bezeichnen können[3]). Wenn nun aber auch bei Gebilden wie *Hilfe!* die Bedeutungsform „eingeklammert" ist, ihnen also ebenfalls das Merkmal der idg. Wörter genommen ist, so kann man sie konsequenterweise ebenfalls nicht mehr als Wörter bezeichnen. Das bedeutet, daß wir schon von diesem äußerlichen, formalen Gesichtspunkt aus ganz von selbst auf die Satzgeltung dieser Gebilde geführt werden. Voraussetzung dabei ist natürlich, daß es neben Wort und Satz ein Drittes nicht gibt. Daß und warum das so ist, wird sich im folgenden gleich ergeben.

Der Tatbestand wird noch heller beleuchtet, wenn wir nach der psychologischen und grammatischen Betrachtung nun drittens das Problem unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung betrachten und damit zu dem Zentralpunkt der Frage und zugleich zu dem schwerwiegendsten Fehler Porzigs kommen. Er spricht davon, daß einfache Bedeutungen wie *Hilfe!, Sperrfeuer!* einen komplizierten Sachverhalt als ein Einfaches, d. h. Nichtgegliedertes, als eine Gesamtsituation „meinen". Das ist im Kern zweifellos richtig, aber hier beginnt eigentlich erst das Problem. Es erhebt sich nämlich die wichtige Frage, die Porzig gar nicht stellt: Wie ist es überhaupt möglich, das ein Wort mit einer einfachen, engumgrenzten Bedeutung einen ganzen Komplex von Sachverhalten bezeichnen kann? Daß der Ausweg einer Ergänzung von Vorstellungen, den die ältere Psychologie hier beschreitet, nur ein Verlegenheitsausweg wäre, braucht jetzt nicht mehr erläutert zu werden, um so weniger, als auch für Porzig die ganze Situation in dem Ausdruck eingeschlossen liegt. Hier rächt sich nun Porzigs Operieren mit der „Meinung" des Ausdrucks. An der einen Stelles pricht er davon, daß eine Bedeutung einen Sachverhalt

[1]) Auf die historische Entwicklung gehe ich nicht ein, da sie für das Problem nebensächlich ist.

[2]) Die Vokative stehen ihnen formal und dem Wesen nach gleich.

[3]) Daher ist es auch falsch, wie sich gleich zeigen wird, wenn Porzig von der Bedeutung von *Au!* spricht.

Digitized by Google

„meine". Dagegen heißt es S. 131, die Fähigkeit des Ausdrucks, ein Stück Wirklichkeit zu meinen, heiße Bedeutung; S. 132 schließlich heißt es, daß sich der Ausdruck vermittelst der Bedeutung auf den Sachverhalt beziehe. Der Unterschied mag als eine terminologische Belanglosigkeit erscheinen, in Wirklichkeit ist er etwas sehr Wesentliches und zum Verständnis des ganzen Fragenkomplexes außerordentlich Wichtiges. Seine Bedeutung reicht sogar weit über das satztheoretische Interesse hinaus. Es handelt sich hier um die Grundfrage des gesamten Bedeutungskomplexes. Tatsächlich ist dies denn auch der Boden, auf dem Porzigs falsche Auffassung des Satzes erwachsen ist. Die phänomenologische Brille nimmt seinem Blick die Schärfe gegenüber dem schillernden Begriff und Wesen der Bedeutung. Das tritt vielleicht am deutlichsten hervor in seiner Rezension von Sperbers Einführung in die Bedeutungslehre [1]). Ich habe den Eindruck, daß im Grunde genommen Porzig schließlich auf genau dasselbe hinaus will wie Sperber. Der ganze Unterschied besteht darin, daß beide Gelehrte von verschiedenen theoretischen Anschauungen über die Bedeutung beherrscht sind, die aber beide gleich einseitig und unzureichend sind. Der „psychologistischen" Betrachtungsweise Sperbers gegenüber, die alle Ursachen des Bedeutungswandels im redenden Subjekt sucht und ihr Ziel in der Erkenntnis dieser Ursachen findet, betont Porzig, daß Sprache „objektiver Geist" sei und daß daher die Betrachtung ganz vom Sprechenden absehen und sich an die gegenständliche Deutung der sprachlichen Gebilde halten müsse. Nun ist es zweifellos nur gut und nützlich, wenn gegenüber den immer stärker sich geltend machenden Tendenzen in der Sprachwissenschaft, auf den Schöpfungsakt, den Anteil des Menschen an der Sprachschöpfung alle Aufmerksamkeit zu konzentrieren, ein Gelehrter einmal energisch daran erinnert, daß Sprache auch unabhängig vom jeweilig Sprechenden existiert und den Menschen eben so sehr beherrscht, wie sie von ihm abhängig ist. Aber die Einseitigkeit in der Betonung dieses Tatbestandes ist ebenso verfehlt wie das entgegengesetzte Extrem. In der Bedeutungslehre wirkt sie geradezu verhängnisvoll. Porzig betont, daß der Begriff der Bedeutung auch in der Logik eine große Rolle spiele und daß auf logischem Gebiet die entscheidende Tat der letzten Jahrzehnte darin zu suchen sei, daß Husserl in den Logischen Untersuchungen die Unabhängigkeit des gesamten Bedeutungsgebietes von allem Psychischen nachgewiesen habe. Es liegt mir natürlich ganz

[1]) Idg. Anz. XLIII 13ff.

Digitized by Google

fern, den Begriff der „ideellen Bedeutung", an den Porzig offenbar hier denkt, einer philosophischen Kritik zu unterziehen. Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt, auf den es hier allein ankommt, kann man soviel zugeben, daß die Bedeutung bis zu einem gewissen Grade tatsächlich von allem Psychischen, vom Sinnerlebnis des Redenden unabhängig ist, insofern sie nämlich zu einer bestimmten Zeit und innerhalb einer bestimmten Sprachgemeinschaft konventionell feststeht und durch keinen Willensakt des Redenden von der lautlichen Form abgelöst werden kann. Aber damit ist auch die Unabhängigkeit vom Erlebnis des Redenden erschöpft, alles weitere, d. h. gerade das für das Sprechen Entscheidende, ist einzig und allein vom Psychischen abhängig und einer logisch-phänomenologischen Betrachtung nicht mehr zugänglich. Der Redende kann ja einen Ausdruck in einer von der konventionellen abweichenden Bedeutung gebrauchen, und es ist durchaus berechtigt, wenn die Sprachforschung die Gründe dafür im Psychischen sucht und wenn Sperber diese Gründe durch eine Vertiefung der psychologischen Betrachtung besser als bisher zu verstehen sucht. Und doch liegt hier eine theoretische Schwäche Sperbers vor. Denn bei allem Verständnis für die feinen Ursachen des Bedeutungswandels wird doch nicht die notwendige Schlußfolgerung gezogen, die, so weit ich sehe, allein von Kretschmer[1]) mit der nötigen Schärfe formuliert wird, „daß der sogenannte Bedeutungswandel eine sekundäre Erscheinung ist: der primäre Vorgang ist die Wortverwendung, die Benennung, die Wortschöpfung." Gerade um dieses Problem handelt es sich bei Sperber. Faßt man aber dieses Problem ins Auge, so hat man es überhaupt nicht mehr mit der Bedeutung zu tun, sondern mit der Verwendung der Wörter im Satz zur Bezeichnung von Sachverhalten, d. h. die Bedeutungslehre wird zur Bezeichnungslehre. Das ist der eigentliche Gegensatz von Porzigs und Sperbers Standpunkt, und darin liegt ihre Einseitigkeit. Der eine redet von dem, was die Wörter bedeuten, der andere von dem, was sie bezeichnen. Eine erschöpfende Einsicht in das Wesen der Bedeutung ist aber nur möglich, wenn man beide Gesichtspunkte vereint. Allein diese Vereinigung kann den beiden Seiten des sprachlichen Ausdrucks

[1]) Glotta XIV 223. Vgl. auch O. Funke, Über Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft, Engl. Studien LVII 177ff. im Anschluß an Marty, wo aber die Annahme einer Hilfsvorstellung, die zwischen Laut und Bedeutung lagert, nicht sehr glücklich ist und das Heranziehen der inneren Form die Sachlage eher verdunkelt.

Digitized by Google

gerecht werden. Zur Bedeutungslehre muß also die Bezeichnungslehre hinzutreten. Das ist ja eigentlich mit der Begründung der Onomasiologie geschehen, aber doch nur zum Teil. Denn diese Betrachtungsweise, die Voßler nicht mit Unrecht als einen der wichtigsten Fortschritte der modernen Sprachwissenschaft bezeichnet, stellt den Gesichtspunkt in den Vordergrund: Wie wird ein Gegenstand bezeichnet? Ebenso notwendig ist aber die Fragestellung: Wie verwendet der Redende ein Wort mit seiner feststehenden Bedeutung? Was bezeichnet er mit Hilfe der Bedeutung eines Wortes? Es dürfte nun deutlich werden, daß die bemängelte Ausdrucksweise Porzigs tatsächlich mehr als eine terminologische Nebensächlichkeit ist.

Porzig unterscheidet am sprachlichen Ausdruck drei Seiten, die der sprachwissenschaftlichen Betrachtung unterliegen: 1. seinen äußeren Ausdruck durch Laute, 2. die psychischen Erlebnisse, die er kund gibt, und 3. seine Bedeutung. Er weist auch darauf hin, daß diese Erkenntnis schon bei den Stoikern vorliege, daß aber bei ihnen noch 4. *τὸ ἐκτὸς ὑποκειμένον* oder *τὸ τυγχάνον*, das mit dem Ausdruck gemeinte Stück Wirklichkeit, hinzukomme, weil sie auch die Logik im Auge hätten. Zugegeben, daß dieser Gesichtspunkt die Stoiker leitete, zugegeben auch, daß die Bedeutungslehre es nur mit der Seite des Ausdrucks zu tun hat, vermittelst deren er sich auf ein Stück Wirklichkeit bezieht, und daß im Unterschied dazu die Logik es mit dem Verhältnis der Bedeutungen zu den Sachverhalten nur unter dem Gesichtspunkt zu tun hat, daß sie die Richtigkeit des Ausdrucks beurteilt (S. 132). Aber unrichtig ist es, daß das Verhältnis zur Wirklichkeit nur den Logiker angeht, denn man braucht dieses Verhältnis nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Beurteilung seiner Richtigkeit zu betrachten, man kann auch von dem Gesichtspunkt ausgehen: Auf welchen Sachverhalt bezieht der Redende den Ausdruck? Diese Frage aber geht allein die Sprachwissenschaft an, und so ist als vierte Seite, die diese am Ausdruck zu betrachten hat, die Beziehung des Ausdrucks auf einen gegebenen Sachverhalt hinzuzufügen, kurz, die Bezeichnungsfunktion des Ausdrucks im Gegensatz zu der unter 3. genannten Bedeutungsfunktion[1]). Diese vierte Seite des Ausdrucks spielt natürlich bei jedem sprachlichen Gebilde eine Rolle, also beim Satz ebenso

[1]) Man könnte zum Unterschied von der Bedeutung etwa vom Sinn sprechen. Doch wird der Ausdruck aus einem gleich zu erörternden Grund hier besser vermieden.

Digitized by Google

gut wie beim Wort. Wenn ich etwa einem lästigen Besuch, den ich gern los sein möchte, ohne ihn zu verletzen, erzähle: „Ich habe sehr viel dringende Arbeit", so wird er auf jeden Fall den, wie ich es zunächst einmal sagen will, unmittelbaren Sinn des Ausdrucks verstehen, aber fraglich ist es, ob er den mittelbaren Sinn versteht. Ammann[1]) macht hier den Unterschied von „sprachlichem Verstehen" und „Verstehen des tieferen Sinnes". Aber das charakterisiert den Tatbestand nicht klar genug, und die Bemerkung, daß das Verständnis des tieferen Sinnes keine Frage der sprachlichen Deutung, sondern des Taktes und der Klugheit sei, verwischt das Bild vollends, indem es die Angelegenheit aus dem sprachwissenschaftlichen Bereich hinausverlegt, während es gerade darauf ankommt, den rein sprachlichen Tatbestand zu bestimmen. Die Antwort ist in Wirklichkeit sehr einfach: Der Hörer versteht zwar, was der Ausdruck bedeutet, aber nicht, was er bezeichnet, bzw. was der Redende mit dem Ausdruck bezeichnet, er erfaßt nicht den Sachverhalt, auf den der Redende den bedeutungsvollen Ausdruck bezieht. Im alltäglichen Leben würde man sagen, er versteht nicht, was gemeint ist; doch möchte ich diesen Ausdruck wegen der phänomenologischen Anwendung des Wortes auf die Bedeutung vermeiden. Lieber möchte ich Bedeutung und Sinn unterscheiden, um so mehr, als ich dabei mit der Unterscheidung übereinstimme, die Ammann[2]) und Stenzel[3]) machen, die Bedeutung dem Wort, Sinn dem Satz zuordnen. Eine Abweichung besteht nur insofern, als ich von der Bedeutung auch des Satzes spreche. Aber diese Abweichung ist nur scheinbar. Was heißt es denn, daß der Hörer die „Bedeutung" des Satzes versteht? Er versteht die Summe der Wortbedeutungen nach Inhalt und Form, in ihrer logischen Bezogenheit aufeinander. Damit ist aber der „Sinn" des Satzes noch lange nicht verstanden und die für den Satz wesentliche Leistung noch lange nicht erkannt. Es fehlt die Erkenntnis der Bezogenheit auf einen bestimmten Sachverhalt. Darauf beruht es ja auch, daß man einem Schüler sagen kann: „Du hast zwar richtig übersetzt, aber den Sinn hast du nicht richtig verstanden." Der

[1]) Die menschliche Rede I, Lahr 1925, S. 50.

[2]) A. a. O S. 46; überhaupt kommt das ganze Kapitel V für die hier behandelten Fragen in Betracht.

[3]) Sinn, Bedeutung, Begriff, Definition. Ein Beitrag zur Frage der Sprachmelodie, Jahrb. für Philologie I, 1925, 160ff. Der Aufsatz ist als Ganzes zu vergleichen.

Digitized by Google

Schüler hat eben die Worte nach Bedeutung und Beziehung richtig erfaßt, aber nicht den Sachverhalt, auf den sich das Bedeutungsgefüge bezieht. Diese Beziehung auf das Konkrete, Gegebene kommt nur im Sinn zum Ausdruck, der eben deshalb im Gegensatz zur stabilen Bedeutung variabel und daher auch nicht etymologisch zu erfassen ist.

Wenn man das zuletzt Gesagte im Auge behält, so ergibt sich nunmehr deutlich, daß und warum die Bestimmung als Bedeutungsgefüge das Wesen des Satzes nicht trifft. Es ergibt sich von hier aus zugleich und endgültig die Lösung des Problems, von dem diese letzten Untersuchungen ausgingen, wieso nämlich ein einzelnes Wort, eine einfache Bedeutung fähig ist, einen komplizierten Sachverhalt zu „meinen". So drückt sich ja Porzig aus, und ich glaube, daß jetzt schon aus diesem Ausdruck das Irrtümliche seiner Auffassung deutlich hervortritt. Seinem phänomenologischen Standpunkt entsprechend wendet Porzig das Wort *meinen* auf die Bedeutung an, und gegen eine solche terminologische Festlegung wird sich nichts einwenden lassen. Aber eine Begriffsverwirrung tritt ein, wenn Porzig das Wort *meinen* auch da anwendet, wo sich der Ausdruck vermittelst seiner (identischen) Bedeutung auf einen (variablen) Sachverhalt bezieht, wenn er ihn also auch auf die Bezeichnungsfunktion des Ausdruckes anwendet. Nur durch diese unzulässige Erweiterung im Gebrauch des Wortes *meinen* und die dadurch bedingte Gleichsetzung ihrem Wesen nach verschiedener Begriffe wird es überhaupt möglich, davon zu reden, daß eine einfache Bedeutung einen komplizierten Sachverhalt „meine". In Wirklichkeit vermag die Bedeutung des Ausdrucks diese ihr von Porzig zugeschriebene Aufgabe gar nicht zu leisten. Dies geschieht allein durch die Bezeichnungsfunktion des Ausdrucks. Der Ausdruck *Hilfe* bedeutet (meint) zunächst einmal den Begriff „Hilfe", und darin kann sich seine Leistung unter Umständen, nämlich im Satz, erschöpfen, aber bei *Hilfe!* ist diese Leistung nur Mittel zum Zweck; mit ihrer Hilfe bezeichnet der Sprechende einen gegebenen Sachverhalt verwickelter Art, in dem der Begriff Hilfe eine wesentliche Rolle spielt. Ganz zutreffend charakterisiert Ammann diesen Unterschied so: „Die Bedeutung der Worte ist eine rein sprachliche Tatsächlichkeit, und zwar ..... die für die Möglichkeit sprachlichen Ausdrucks grundlegende Tatsächlichkeit. Der Sinn des Satzes aber weist auf Zusammen-

Digitized by Google

hänge, in denen der Satz Sinn hat, und weist damit über das rein sprachlich Gegebene irgendwie hinaus."

Diese Feststellung nun, daß bei *Hilfe!* und ähnlichen Ausdrucksweisen die Bedeutung unwesentlich ist oder jedenfalls nicht die eigentliche und volle Leistung des Ausdrucks darstellt, erklärt es auch, warum bei diesen Ausdrücken die Bedeutungsform als unwesentlich ausgeschaltet ist. Das Wort *Hilfe* bedeutet den Tatbestand „Hilfe", dieser Tatbestand aber muß bedeutungsmäßig genügend abgegrenzt sein, wenn das Wort der Anforderung genügen soll, als Element des Satzes sich von den anderen Elementen abzuheben und so die Gliederung des Satzes zu ermöglichen; zum Bedeutungsinhalt muß also im Satz die Bedeutungsform hinzukommen. *Hilfe!* aber bezeichnet eine Situation, in der zwar der Tatbestand „Hilfe" eine wesentliche, sogar die wesentlichste Rolle spielt, aber hinsichtlich der kategorialen Bestimmung durch ein Substantivum gar nicht in Frage kommt. Es kommt also nur auf den Inhalt an, die Bedeutungsform und damit auch die grammatische Form ist gegenstandslos[1]). Das gilt natürlich gerade so für die zweite Art der oben erörterten Bedeutungsformen, für die Bedeutungsfunktionen. Ja, gerade hier kann man die Gegenstandslosigkeit der Bedeutungsform an der Gleichgültigkeit gegenüber der grammatischen Form ermessen. Hier hat der Sprechende oft die Auswahl etwa zwischen Nominativ und Accusativ. Allerdings wird auch hier das Bild durch den Sprachgebrauch verdunkelt. Man wendet z. B. gewohnheitsmäßig den Accusativ *Guten Tag!* an. Es scheint mir falsch, hier eine Ellipse anzunehmen, es liegt vielmehr ein abgeschlossener Satz vor, der sich auf eine Situation bezieht, in der der gute Tag den zentralen Punkt darstellt, sodaß die Bedeutungsform gegenstandslos ist. Der Accusativ wird nur durch den analogischen Einfluß von Sätzen wie *Ich wünsche guten Tag* gegenüber einer eben so gut möglichen Wendung *Guter Tag!* bevorzugt[2]). Das wird dadurch klar, daß in Fällen, wo der Mangel vergleichbarer Normalsätze die Ausbildung eines festen Sprachgebrauchs verhindert, tatsächlich ein Schwanken zwischen Nominativ und

[1]) Richtig sagt schon Heyse, System der Sprachwissenschaft, S. 260: „Die einzelnen Worte haben ihre volle grammatische Bedeutung nur als Redeteile in dem Ganzen des Satzes". Vgl. auch A. Noreen, Die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache, dtsch. von Pollak, Halle 1923, S. 231 ff.

[2]) Das Polnische z. B. hat hier den Nominativ bei *dobra noc!*

Digitized by Google

Accusativ zu beobachten ist. Auf Reklameschildern oder bei fliegenden Händlern heißt es bald *Frischer Salat* bald *Frischen Salat*, und ich glaube, man liest öfters *Guter bürgerlicher Mittagstisch* als *Guten bürgerlichen Mittagstisch*. Hier haben wohl auch Fälle wie *Eisbeine!* oder *Frische Eier!*, bei denen das naive Sprachbewußtsein gar nicht weiß, ob Accusativ oder Nominativ vorliegt, die Ausbildung eines festen Sprachgebrauchs verhindert und dadurch das Schwanken begünstigt. Dieses Schwanken spricht aber dafür, daß grammatische und Bedeutungsform unwesentlich sind.

Wenn es nun richtig ist, daß für ein Wort in den idg. Sprachen, soweit es autosemantisch ist — worüber ja bei *Hilfe* u. ä. gar kein Zweifel herrschen kann —, die Bedeutungsform, ausgedrückt in der grammatischen Form, ein notwendiges Merkmal ist, das Vorhandensein der Bedeutungsform aber wiederum die Bedeutungsleistung des Ausdrucks voraussetzt, so ergibt sich daraus nun folgerichtig, daß *Hilfe!* kein Wort ist und daß überhaupt Wort nur ein sprachlicher Ausdruck genannt werden kann, dessen Leistung sich in der Bedeutung erschöpft. Die Kehrseite dazu ist die Folgerung, daß *Hilfe!* ein Satz ist und daß als Sätze alle Gebilde zu betrachten sind, bei denen die Bedeutung nur Mittel zum Zweck der Bezeichnung ist, deren Leistung also über die Bedeutung hinausgeht.

Voraussetzung dabei ist, wie gesagt, daß es neben Wort und Satz keine dritte Möglichkeit gibt. Das läßt sich jetzt ebenfalls begründen. Ein Ausdruck kann nur entweder etwas bedeuten oder etwas bezeichnen. Die Symbolik einer sprachlichen Form, um mit Cassirer zu reden, erschöpft sich in Bedeutung und Bezeichnung. Ein Drittes kann es nicht geben. Da nun die Bedeutung (als erschöpfende Leistung) nur dem Wort zu eigen ist, so muß die Bezeichnung dem Satz zugeordnet werden. Man darf dagegen nicht einwenden, daß auch das einzelne Wort neben seiner Bedeutung zur willkürlichen Bezeichnung variierender Sachverhalte in Betracht kommt, also eben so gut wie der Satz sowohl hinsichtlich seiner Bezeichnungs- wie seiner Bedeutungsfunktion berücksichtigt werden muß. Es ist in der neueren sprachwissenschaftlichen Literatur oft genug betont worden, daß das Wort seine Bedeutung nur im Satz ändern kann[1]). Sperber weist z. B. darauf hin, daß bei dem Wort *Kreuz* die übertragene Be-

[1]) Vgl. J. Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter, München 1888. H. Sperber, Einführung in die Bedeutungslehre, Bonn-Leipzig 1923, S. 22 ff.

Digitized by Google

deutung „Last, Bürde“ von Bibelstellen wie Marc. 8, 34 ausgeht: „wer mir wil nachfolgen, der verleugne sich selbs und neme sein creutz auf sich und folge mir nach.“ So sicher also der sprachliche Vorgang selbst ist, so wird doch seine Ratio weder von Stöcklein noch von Sperber genügend bestimmt. Sperber spricht davon, daß uns der Satz zwinge, „diesem Wort (sc. *Kreuz*) hier eine Bedeutung zuzuerkennen, die es sonst nicht hat“. Richtiger schon spricht Stöcklein von einem ersten Stadium der Bedeutungsverschiebung und charakterisiert dieses als „Anwendung eines Wortes in einem bestimmten Zusammenhang, wodurch sich eine bestimmte (neue) Vorstellung an das Wort knüpft“. Genau besehen ändert sich weder die Bedeutung noch knüpft sich an das Wort eine neue Vorstellung. Das Wort hat auch in diesem Zusammenhang die ihm eigene Bedeutung „Kreuz“. Nicht einmal die Bedeutung des Satzes ändert sich. Gerade die Konstanz der Bedeutung ermöglicht es, den Satz zur Bezeichnung eines anders gearteten Sachverhaltes zu verwenden. Streng genommen ändert also auch der Satzzusammenhang nicht die Bedeutung des Wortes, sondern der Zusammenhang der Situation veranlaßt die Beziehung der Satzbedeutung auf den richtigen Sachverhalt. Es ist deshalb auch zu bemängeln, wenn Sperber nur für Fälle wie *Schieße los!* im Sinne von *Beginne deine Rede!* annimmt, daß hier an die Stelle des Satzzusammenhanges der Situationszusammenhang trete. Das ist keineswegs ein Sonderfall, sondern gerade dies ist die eigentliche Ratio der gesamten Erscheinung. Aber solche Fälle zeigen ganz deutlich, daß die Anwendung eines Wortes im Satzzusammenhange nicht das eigentlich Entscheidende ist. Nicht das einzelne Wort ändert seine Bedeutung, sondern der ganze Satz wird auf einen besonderen Sachverhalt bezogen. Man braucht nur die Gegenprobe zu machen und das Wort wieder außerhalb des Satzzusammenhanges zu isolieren. Uns ist heute bei dem Wort *Kreuz* die Bedeutung „Last“ ganz geläufig, aber außerhalb des Satzzusammenhanges können wir nicht wissen, in welchem Sinne es gebraucht ist. Außerhalb des Satzes hat das Wort eben nach wie vor die Bedeutung „Kreuz“. Wie es trotzdem zu einem Bedeutungswandel kommen kann, soll und braucht hier nicht näher untersucht zu werden. Es muß hier die Feststellung genügen, daß Bedeutung als etwas Feststehendes, Objektives dem Wort zugeordnet ist, Bezeichnung als etwas Wandlungsfähiges, Subjektives dem Satz. So wahr es aber neben Subjektiv und Objektiv

Digitized by Google

kein Drittes gibt, so wahr gibt es neben Bezeichnung und Bedeutung, d. h. neben Satz und Wort, kein Drittes.

Damit ist das letzte Beweisglied dafür gewonnen, daß die sogenannten Einwortsätze als Sätze anerkannt werden müssen, daß also *Hilfe!* wirklich ein Satz ist. Damit bricht aber die Bestimmung Porzigs, daß der Satz unbedingt ein Bedeutungsgefüge sein müsse, endgültig in sich zusammen. Es bestätigt sich jetzt also von einem anderen Gesichtspunkt aus die schon oben S. 250f. gezogene Schlußfolgerung.

Da nun aber Porzig unbedingt recht hat, daß nur im Bedeutungsgefüge Bedeutungsformen möglich sind, so folgt daraus weiter, daß der Satz keine Bedeutungsform haben oder sein kann. Das hatte sich ja schon oben S. 247 aus formal logischen und grammatischen Gründen erwiesen. Hier ergibt sich der tiefere Grund für die dort herangezogenen Momente. Der als Satz zu bezeichnende sprachliche Ausdruck kommt hinsichtlich seiner Bedeutung überhaupt nicht in Betracht, kann also gar keine Bedeutungsform haben.

Es läßt sich jetzt schließlich auch der Grund erkennen, wieso der Streit um die Satzform so lange hin und her wogen konnte. Man hatte den Fehler gemacht, aus den Verhältnissen beim Wort ohne weiteres auf analoge Verhältnisse beim Satz zu schließen und hatte daher auch beim Satz eine bestimmte, festumgrenzte grammatische Form gesucht. Dieses Bemühen mußte notwendig vergeblich sein. Grammatische Form ist — wenigstens in den idg. Sprachen — an Bedeutungsform geknüpft. Es kann also beim Satz gar keine grammatische Form geben, wenigstens keine der grammatischen Form des Wortes gleichende. Wenn man überhaupt beim Satz von grammatischer Form reden will, so kann man sie nur in der Intonation, in der Satzmelodie suchen [1]). Sie ist das wesentliche Mittel, durch das der Redende die Bedeutung zur Bezeichnung fähig macht, das dem Hörenden nicht nur die gegenständliche Beziehung der Satzglieder untereinander, sondern auch die Beziehung des ganzen Satzes auf den bezeichneten Sachverhalt verdeutlicht. Da nun aber diese Beziehung variabel ist und ganz von der subjektiven Absicht des Sprechenden abhängt, so ist auch die Satzmelodie subjektiv

[1]) Vgl. dazu Stenzel a. a. O. über die Satzmelodie als wesentlichen Sinnfaktor des Satzes. Vgl. auch O. Dittrichs Definition des Satzes als „modulatorisch abgeschlossener Lautung“ und P. Kretschmers Ausführungen bei Gercke-Norden, Einl. i. d. Alt.-Wiss., 3. Aufl., VI Die Sprache, S. 160.

Digitized by Google

variabel, nicht objektiv feststehend wie die grammatische Form des Wortes, dessen Bedeutung bis zu einem gewissen Grade vom Sprechenden und seinen seelischen Erlebnissen unabhängig ist. Das fügt sich ganz und gar in die Zweiteilung alles Sprachlichen ein, die sich in den beiden Momenten der objektiven Bedeutung und der subjektiven Bezeichnung darstellt. Es läßt sich die Proportion durchführen:

Sprache : Objektiv : Konstant : Wort : Gramm. Form : Bedeutung : Bedeutungsform =

Sprechen : Subjektiv : Variabel : Satz : Satzmelodie : Bezeichnung : **X**.

An letzter Stelle dieser Proportion bleibt eine Unbekannte stehen. Ihr Wert muß noch ermittelt werden. Es muß also die letzte Frage gestellt werden: Was ist der Satz, wenn er keine Bedeutungsform ist?

Wenn nun auch diese Begriffsbestimmung Porzigs abgelehnt werden mußte, so bleibt doch bestehen, was er S. 140 sagt: „Darüber dürfte keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß der Satz auch von der Bedeutungsseite eine Form darstellt". Aber diese Form ist keine Bedeutungsform in dem oben erläuterten Sinne. Für Porzig ist Form gleichbedeutend mit Gliederung, jedenfalls abhängig von dieser. Das geht deutlich aus der S. 250 Anm. 1 angeführten Bemerkung über die eingliedrigen Sätze hervor, wo von „gegliederten oder geformten Sachverhalten" im Sinne der Identität beider Ausdrücke die Rede ist. In dieser Anschauung liegt ja auch der Grund für die Einführung der gegliederten Bedeutung, also des Bedeutungsgefüges als eines Wesensmerkmals des Satzes. Das war abzulehnen. Aber auch die Voraussetzung dafür, daß die Form unbedingt an eine Gliederung gebunden sei, ist in der Weise, wie sie Porzig auf den sprachlichen Ausdruck anwendet, nicht zu halten. Man pflegt die Form dem Inhalt gegenüberzustellen. Entsprechend stellt Porzig beim Wort, also etwa im Falle eines Objektsakkusativs *den Mann,* dem Bedeutungsinhalt „Mann" die Bedeutungsform „Akkusativobjekt" gegenüber, die allerdings nur in einem gegliederten Bedeutungskomplex vorkommen kann. Aber man darf nicht übersehen, daß der Bedeutungsinhalt schon an und für sich eine Form darstellt, nämlich die Form für den ausgedrückten Sachverhalt. Es geht ja kein Stückchen Wirklichkeit in den sprachlichen Ausdruck ein, das nicht vom Geist des Sprechenden geformt würde. Ich kann den selben Gegenstand Uhr als *Zeitmesser, Stundenweiser* oder sonstwie bezeichnen, der identische

Digitized by Google

Sachverhalt wird in jedem Ausdruck anders geformt. Und diese Form besteht unabhängig von jeder Verwendung des Wortes in einem gegliederten Bedeutungskomplex, ist also etwas ganz anderes als Porzigs Bedeutungsform[1]). Es fragt sich, ob es überhaupt empfehlenswert ist, diese ebenfalls als Form zu bezeichnen. Hält man aber daran fest, so wird man zum Unterschied davon die dem Bedeutungsinhalt immanente Form besser als Bedeutungsstruktur bezeichnen, was auch an sich dem Wesen der Sache vollauf gerecht wird. Übertragen wir diese Unterscheidung vom Wort auf den Satz, so hat sich zwar gezeigt, daß von der Bedeutungsform keine Rede sein kann, dagegen ist natürlich auch beim Satz die Bedeutungsstruktur vorhanden. Man braucht sich nur näher anzusehen, was Porzig an Beispielen für Bedeutungsformen des Satzes anführt, und man erkennt, wie sich ihm ganz unmerklich die Bedeutungsform zur Bedeutungsstruktur verschiebt. S. 139 werden von solchen Beispielen Nominal- und Verbalsätze, aktivischer und passivischer Satzbau genannt. Ob ich nun sage: *Cäsar besiegt die Gallier* oder *Die Gallier werden von Cäsar besiegt,* es erfolgt nicht eine Modifikation derselben Bedeutung durch Abgrenzung gegenüber anderen Bedeutungen innerhalb eines größeren Zusammenhangs, wie es bei der Bedeutungsform der Fall sein müßte, sondern es liegen zwei ganz verschiedene Bedeutungsstrukturen vor, d. h. derselbe Sachverhalt wird verschieden erlebt und erhält daher im Ausdruck jedesmal eine andere Struktur. Genau so liegt es bei dem Unterschied von Verbal- und Nominalsatz. Denn zwischen *Viel Feind, viel Ehr* und *Viele Feinde ehren sehr* oder zwischen dtsch. *Der Hund sah die Frau* und grönländ. *(Dem) Hunde Frau Erscheinung deren dessen*[2]) besteht wieder nur ein Unterschied der Bedeutungsstruktur. Kurz gesagt also: Die Bedeutungsform fällt beim Satz fort, die Bedeutungsstruktur ist für ihn wesentlich. Wenn also der Satz von Seiten der Bedeutung aus bestimmt werden soll, so ist von dieser, nicht von jener auszugehen. Soll aber der Satz als Form bestimmt werden, so darf er nicht als Bedeutungsform definiert werden, sondern die Art der Form muß unter dem Gesichtspunkt der Struktur richtiger bestimmt werden.

Wir haben bisher den Satz von Seiten der Bedeutung, genauer: nach dem symbolischen Wert seiner Form betrachtet und

[1]) Es entspricht etwa Martys Unterscheidung von figürlicher und konstruktiver innerer Sprachform. Vgl. dazu O. Funke a. a. O. S. 177 ff.

[2]) Vgl. F. N. Fink, Die Haupttypen des Sprachbaues, Leipzig 1910, S. 40.

Digitized by Google

damit der Forderung genügt, daß die Satzdefinition eine Leistungsdefinition für die Form sein muß. Um die Begriffsbestimmung zu vollenden, muß nunmehr der spezifische Inhalt bestimmt werden, auf den sich die Leistung der Form erstreckt. Wir müssen dazu den Satz von Seiten des ausgedrückten Sachverhalts betrachten. Ich gehe gleich von dem extremsten, aber gerade darum lehrreichsten Fall, vom Einwortsatz, aus. Was nun den Satz *Hilfe!* von dem Wort *Hilfe* unterscheidet, ist — zunächst grob gesagt — eine Komplizierung des Sachverhalts. Das betont ja auch Porzig, daß der Sachverhalt in diesem Fall etwas sehr Kompliziertes sei. Aber wenn er von „Situation", einem „als einfach gemeinten Sachverhalt" spricht, so trifft das nicht das Wesen der Sache. Zunächst muß an der Tatsache festgehalten werden, daß das Wort immer auf einen einzelnen Sachverhalt, der Satz auf eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten bezogen ist. Dieser Unterschied darf aber nicht mit dem Unterschied von einfachem und zusammengesetztem Gegenstand verwechselt werden, wie ihn Husserl in den Logischen Untersuchungen erörtert. Auch Wörter können nämlich zusammengesetzte Gegenstände bezeichnen. Solche zusammengesetzte Gegenstände sind z. B. Herde oder Gesellschaft. Im ersten Falle ist der Gegenstand eine Summe gleicher, im zweiten Falle verschiedener Elemente; aber in beiden Fällen bezeichnet der Ausdruck eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten. In diesem Moment kann also nicht das für den Satz entscheidende Wesensmerkmal liegen. Es müssen vielmehr noch weitere Momente hinzukommen. Das ist einmal das Moment der Ordnung, die die Mannigfaltigkeit beherrscht. Und zwar haben wir es mit einer ganz bestimmten Ordnung zu tun. Bei dem Wort *Herde* handelt es sich um eine Summe, eine Reihe. Eine solche kann auch bei Wortgefügen vorliegen, z. B. bei der Aufzählung von Monatsnamen, der Namen des Tierkreises bzw. überhaupt beim Zählen. Und doch sind solche Aufzählungen keine Sätze. Das zeigt, daß es eben tatsächlich auf die besondere Art der Ordnung ankommt[1]). Und darin stimmen zusammengesetzte Gegenstände wie Gesellschaft und die Gegenstandsmannigfaltigkeit der Sätze überein: Die Mannigfaltigkeit der Sachverhalte, die hier in den Ausdruck eingeht, muß die Ordnung der Gestalt, d. h. eine Struktur haben. Der Unter-

[1]) Vgl. auch oben S. 240 den Einwand gegen das Moment der Abgeschlossenheit als Kriterium des Satzes, dessen Berechtigung sich nunmehr endgültig erweist.

Digitized by Google

schied aber besteht darin, daß die besondere Struktur bei dem durch das Wort ausgedrückten Sachverhalt gegenständlich bestimmt, notwendig ist, daß sie, wie die Philosophen sagen würden, dem Gegenstand immanent ist, während die Struktur des im Satz zum Ausdruck gelangten Gegenstands- bzw. Sachverhaltsgefüges geistiger Art, willkürlich, subjektiv ist. Freilich ist das, was durch den Satz zur sprachlichen Einheit zusammengefaßt wird, auch unabhängig vom Redenden einer Ordnung unterworfen, aber diese Ordnung ist anderer Art als die, die der sprachliche Ausdruck herstellt. Indem das Sachverhaltsgefüge in das Bewußtsein des Sprechenden eingeht, gibt er ihm eine neue Ordnung, die ihm als sprechendem Einzelwesen und als Glied einer bestimmten Sprachgemeinschaft eigentümlich ist. Diese Struktur ist nun dasjenige, was die Form des sprachlichen Ausdrucks darstellt. Die Satzform ist infolgedessen ganz von der Absicht des sprechenden Subjekts abhängig. Die durch den Akt des Erlebens der Sachverhaltsmannigfaltigkeit hergestellte Ordnung setzt einen Gesichtspunkt der Ordnung, ein Ordnungsprinzip, voraus, das naturgemäß ganz von Charakter und Stimmung des Erlebenden abhängig ist. Blicken wir noch einmal auf das Beispiel von dem ins Wasser gefallenen Menschen. Gegeben ist ein Gefüge von Sachverhalten: der Mensch selbst, das Wasser, die Todesangst, der Wunsch nach Rettung usw. Soll diese Gegebenheitsmannigfaltigkeit gedanklich erfaßt und zum Ausdruck gebracht werden, so muß sie geordnet werden, und zwar kann diese Ordnung von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus erfolgen. Dementsprechend kann sie ganz verschiedene Strukturen und damit ganz verschiedene Ausdrucksweisen ergeben: *Ich bin ins Wasser gefallen!, Ich muß ertrinken!, Rettet mich!, Hilfe!* o. ä. Die gegebene Mannigfaltigkeit ist für alle diese Ausdrucksweisen dieselbe, nur der zentrale Punkt, von dem aus die Ordnung erfolgt, um den die Mannigfaltigkeit der Sachverhalte geordnet wird, wechselt, und dementsprechend treten die einzelnen Sachverhalte jenachdem mehr in den Vordergrund oder mehr in den Hintergrund, ja sie können ganz außer Acht gelassen werden. Von hier aus erklärt sich endgültig *Hilfe!* als Satz. Das entscheidende Ordnungsprinzip ist hier für den Redenden das Motiv Hilfe, und dieses Motiv bringt er zum sprachlichen Ausdruck. Alles andere, worauf er sich mit dem Ausdruck natürlich auch bezieht, bleibt aber dabei nicht unausgedrückt, wie es die auf der älteren Psychologie beruhende Satzauffassung wollte, es liegt vielmehr in *Hilfe!* mit ausgedrückt.

Digitized by Google

Man kann sich diesen Tatbestand gut an der Geltung der Form in der expressionistischen Kunst klar machen[1]). Was bei dieser so stark auffällt und häufig abstößt, ist die Gleichgültigkeit, ja Verachtung gegenüber der Form. Dem expressionistischen Künstler kommt es ausschließlich auf den Inhalt, das Erlebnis an. Die Form kann er zwar nicht ganz entbehren, aber sie ist ihm unwesentlich. Die geringste Andeutung der Form genügt ihm. Jede uns noch so unzureichend erscheinende Form ist ihm recht, wenn sie eine bestimmte Bedingung erfüllt: Sie muß ihm ihrer Qualität nach als geeigneter Ausdruck seines Erlebnisses erscheinen. Aber mag die Form noch so dürftig sein, nie würde der Künstler sie als unvollständig betrachtet wissen wollen; was dem Beschauer vielleicht als fehlend erscheint, soll und darf nicht zu der Form hinzu ergänzt werden; alles ist in ihr mitenthalten und muß aus ihr herausgelesen werden. Sie darf eben nur nach der Qualität, nicht nach der Quantität ihrer Leistung bewertet werden. Genau so liegt es beim Einwortsatz und beim Satz überhaupt. Die einzelnen Sachverhalte der gegebenen Mannigfaltigkeit werden in dem einen einzigen Lautgebilde zusammengefaßt.

Eine willkommene Bestätigung dieser Auffassung bringt eine Beobachtung über die Form. Es hatte sich gezeigt, daß die „grammatische Form" des Satzes die Satzmelodie ist. Vietor[2]) weist darauf hin: „Auf einsilbigen Wörtern, wie *ja, so, wie*, kann, wenn sie einen Satz vertreten, die Intonation dieses ganzen Satzes zusammengedrängt werden." Diese Gebilde sind aber natürlich ebenso Sätze wie *Hilfe!*, und wie dieses verleihen sie dem Sachverhalt die vom Sprechenden gewollte Struktur. Der phonetische Tatbestand stimmt also aufs beste mit dem inhaltlichen überein: Inhalt und Form werden in dem einen Wort wie in dem Brennpunkt eines Hohlspiegels aufgefangen. Ob sie sich von diesem Brennpunkt aus wieder verteilen, ob ich sage: *Ich bitte um Hilfe!, Ist niemand in der Nähe, der mir hilft?, Wenn mir niemand zur Hilfe kommt, muß ich ertrinken, Helft mir doch!* o. ä., d. h. ob der Ausdruck genauer gegliedert ist, bleibt für das Wesen der Sache gleichgültig. Ich kann hier auf die Ausführungen von Junker[3]) verweisen, die sich an psychologische

[1]) Vgl. zum Folgenden Fr. Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist, Marburg 1922, S. 21 ff.

[2]) Phonetik, 6. Aufl., Leipzig 1915, § 146. Vgl. auch Morsbach, Festschrift Hoops, Heidelberg 1925, S. 69 f. [3]) Streitbergfestschrift S. 45 ff.

Digitized by Google

Arbeiten anschließen, daß der Satz nur eine mehrfache Benennung derselben inhaltsreichen Erscheinungen darstellt, die der Sprechende in einem bestimmten Sinne erlebt, wobei die logischen Satzglieder gewissermaßen die Achsen eines Coordinatensystems darstellen. Jedes einzelne Wort des Satzes wird auf die Achsen dieses Coordinatensystems bezogen. Den Scheitelpunkt aber gibt das Motiv der Formung ab, und im Einwortsatz wird nur dieser Scheitelpunkt ausgedrückt. Immer aber bleibt bestehen, daß in solchen Sätzen nicht ein Teil des Inhalts ausgedrückt wird, die Sätze also unvollständig sind, sondern daß sie das Ganze enthalten, sodaß auch keine Veranlassung besteht, in solchen Fällen von Satzäquivalenten zu reden. Mozart hat einmal gesagt, wenn er einen musikalischen Satz komponiere, so stehe dieser als Ganzes vor ihm, in dem aber die einzelnen Elemente nicht ein zeitliches Nacheinander, sondern Ineinander bilden. Das illustriert gut das Wesen der Satzbildung beim Einwortsatz. Die ganze Erscheinung läuft letzten Endes auf das hinaus, was die Denkpsychologie als Präsenz bezeichnet; denn die Präsenz ist ein allgemeines Prinzip des Erlebens überhaupt, also auch des sprachlichen Verhaltens. Sie bezeichnet die Eigentümlichkeit, daß alles im Akte Erfaßte und Ausgedrückte allemal ein Gleichheitsgefüge darstellt und als solches beurteilt werden muß. Die Worte Mozarts sind noch in anderer Beziehung lehrreich. Je stärker der Affekt des Formgebenden, beim Satz also des Sprechenden sein wird, desto mehr wird sich die Fülle des Sachverhalts für ihn in dem entscheidenden Motiv konzentrieren. Wenn Tristan und Isolde, nachdem sie den Liebestrank getrunken haben, bei Richard Wagner in minutenlangem Schweigen einander gegenüberstehen, so wirbelt ein Sturm von Gefühlen, Gedanken und Vorstellungen ihr Inneres auf, und alle wirbeln sie und drängen sie sich um das eine Motiv, um den geliebten Menschen, und so entringt sich all das, was ihr Herz erfüllt, in dem einen Wort, d. h. Satz: *Tristan—Isolde!* Dieses eine „Wort" enthält die Ganzheit des verwickelten Sachverhalts zusammengefaßt in das zentrale Motiv. Genau so erklärt sich *Hilfe!* als Satz gegenüber dem Wort *Hilfe*. Vom Wort ist also zu sprechen, sofern der sprachliche Ausdruck nur in seiner Beziehung zu einer einzelnen Gegebenheit, d. h. in seiner objektiven Bestimmtheit, in seiner Vereinzelung oder, wenn man will, Isolierung betrachtet wird, vom Satz dagegen, sofern dieses Moment gleichgültig, dafür aber die Beziehung auf eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten vor-

Digitized by Google

handen ist und der Ausdruck diese Mannigfaltigkeit ordnet. Anders ausgedrückt: beim Wort ist die Ordnung *gegeben,* beim Satz wird sie vom Redenden *geschaffen.*

Das scheidet den Satz übrigens nicht nur vom einzelnen Wort, sondern auch vom Wortgefüge. Auch bei diesem liegt eine Mannigfaltigkeit von Sachverhalten zugrunde, aber auch hier ist die Ordnung gegeben, und nur diese gegebene Ordnung bringt das Wortgefüge zum Ausdruck. *Trübe Wolken,* um wieder an das Beispiel Porzigs anzuknüpfen, drückt eine solche gegebene Ordnung aus, d. h. die objektive Bestimmtheit der Eigenschaft bestimmter Wolken. *Trübe Wolken!* als Satz drückt dagegen die Ordnung aus, die der Sprechende einem gegebenen Sachverhalt verleiht, weil er ihn gerade in diesem Sinne erlebt. Er hätte ebensogut *Große Wolken!, Ekelhafte Wolken!, Regenwolken!* oder *Es kommt Regen!* sagen können. Aber er sieht den Sachverhalt unter dem Gesichtspunkt „Trübe Wolken", und dementsprechend ordnet und formt er ihn zum Ausdruck.

Das Entscheidende ist also die von dem Redenden gewollte Ordnung; der Satz ist keine Bedeutungsform, sondern, wie das schon Junker treffend formuliert hat, eine Ordnungsform. Und so möchte ich als Definition des Satzes vorschlagen:

Der Satz ist der sprachliche Ausdruck für eine vom Sprechenden jeweils hergestellte Ordnung (Struktur) einer gegebenen Mannigfaltigkeit von Sachverhalten.

Diese Definition scheint mir aus verschiedenen Gründen der Definition Porzigs vorzuziehen. Sie vermeidet den Irrtum, der in der Bestimmung des Satzes durch die Begriffe Bedeutungsgefüge, abgeschlossen gemeinter Sachverhalt und Bedeutungsform liegt, die, wie ich gezeigt zu haben glaube, für das Wesen des Satzes nichts entscheiden. Sie vermeidet ferner den schon anfangs hervorgehobenen Fehler, der Porzigs Definition wie so mancher anderen Definition anhaftet, daß sie nämlich Ausdrucksform und ausgedrückten Inhalt als Wesensmerkmale des Satzes promiscue verwenden. Die hier vorgetragene Definition sucht das Wesensmerkmal des Satzes weder in der Form, noch im gegebenen Sachverhalt an sich, sondern in der besonderen Art des Verhältnisses der Form zu einem bestimmt charakterisierten Sachverhalt, d. h. in der Funktion, in der Fähigkeit der Form zur Ordnung von Sachverhalten. Damit scheint mir zweierlei gewonnen zu sein. Auf der einen Seite ist die Definition objektiver geworden, indem es jetzt keine Normalform des Satzes

Digitized by Google

mehr gibt und trotzdem das Urteil darüber, welche sprachliche Form in jedem einzelnen Falle als Satz anzusprechen ist, nach einem wirklich objektiven Kriterium erfolgt. Bei jedem beliebigen sprachlichen Gebilde entscheidet die Frage: Liegt in dem Ausdruck eine Ordnung von Gegebenheiten seitens des Sprechenden vor oder nicht? Und zwar ist dieses Kriterium nicht nur auf alle Fälle innerhalb einer einzelnen Sprache anwendbar, sondern auf jede Sprache schlechthin, während bei Porzigs Definition für jede einzelne Sprache erst eine Normalform des Satzes ermittelt werden muß, deren Berechtigung und Gültigkeit doch wieder mehr oder minder vom subjektiven Ermessen des Forschers abhängig bleiben wird. Der Grund aber für diese, wie ich glaube, strenge Objektivität der vorgeschlagenen Definition liegt darin, daß sie das Wesensmerkmal des Satzes gerade im Subjektiven, das Generelle im Individuellen sucht. Entscheidend ist ja bei der hier versuchten Definition allein das Kriterium der Leistung. Satz ist jede Ausdrucksform, die die Ordnung von Sachverhalten leisten kann. Ob sie das aber kann, ist ganz und ausschließlich vom jeweilig sprechenden Subjekt abhängig. Es ist eben doch kein Zufall, daß die meisten Satzdefinitionen genetisch sind oder doch wenigstens die Satzgeltung eines sprachlichen Gebildes irgendwie vom Sprechenden oder Hörenden abhängig sein lassen. Denn tatsächlich verleiht allein der Sprechende einem sprachlichen Gebilde die Satzgeltung. Anders ausgedrückt heißt das: Der Satz ist keine Angelegenheit der Bedeutung, sondern der Bezeichnung. Nun erklärt es sich auch, warum nur beim Wort, aber nicht beim Satz von Bedeutungsform geredet werden kann. Hier wie dort wird eine Ordnung zum Ausdruck gebracht. Aber das Ordnungsprinzip, dem das Wort im Satz unterliegt, ist sachlicher Natur, es hat daher die objektive Geltung der Bedeutung statt; das Ordnungsprinzip dagegen, dem der Satz unterliegt, ist psychologischer Art, wird willkürlich vom Subjekt geschaffen. Darum im ersten Fall die begrenzte Zahl der Fälle, die eine feste und konstante grammatische Form ermöglicht, im zweiten Fall die an sich unbegrenzte Zahl der Fälle und Möglichkeiten, die nur dadurch eingeschränkt wird, daß mit dem gegebenen Wortmaterial gerechnet werden muß, d. h. daß die Bezeichnungsform so oft auf die Bedeutungsform äußerlich angewiesen ist.

Bei dieser Sachlage dürfte es klar sein, warum Porzig von seinem Standpunkt aus das Satzproblem nicht fördern konnte und daß überhaupt jede Satztheorie notwendigerweise Schiffbruch

Digitized by Google

erleiden muß, die sich das Ziel steckt, den Satz aus allem Psychischen herauszulösen und sein Wesen durch rein gegenständliche Deutung zu erschließen. Der Satz — das betont Bühler mit Recht — ist eine Sinneinheit. Und zwar ist bei dieser Begriffsbestimmung auf beide Wortteile der Akzent zu legen. Sinn ist Handlung des Ich, wie Stenzel[1]) sagt, ist etwas Energiehaftes. Daraus folgt aber, daß der Satz nicht als *ἔργον*, nicht als Tatsache der Sprache als eines „objektiven Geistes", wie Porzig will, sondern nur als *ἐνέργεια*, als Schöpfung eines subjektiven Geistes, also nur von psychologischen Gesichtspunkten aus verstanden werden kann. Auf die Einheit aber kommt es in einem noch viel tieferen Sinne an, als es Bühler meint.

Um die Beweisführung zu vervollständigen, muß hier schließlich noch zu der schon erwähnten Satzanschauung Kretschmers[2]) Stellung genommen werden, die ganz aus dem Rahmen der übrigen Satzauffassungen herausfällt und auch zu den hier vertretenen Anschauungen in schroffstem Gegensatz steht. Kretschmer gibt folgende Definition: „Der Satz ist eine sprachliche Äußerung, durch die (sic!) ein Affekt oder Willensvorgang ausgelöst wird". Hier ist zunächst einmal ein offensichtliches Versehen festzustellen. Nach den vorangegangenen Ausführungen kann es nur heißen: „Der Satz ist eine sprachliche Äußerung, die durch einen Affekt oder Willensvorgang ausgelöst wird". Denn Kretschmer sieht Affekte und Willensvorgänge als das eigentliche, das Wesen des Satzes konstituierende Element an. Das Originelle an dieser Definition und zugleich das Moment, durch das sie sich in Gegensatz zu der hier vertretenen Ansicht stellt, ist die völlige Nichtbeachtung des Inhalts und die völlige Verlegung des Schwerpunkts auf die alles Sprechen begleitenden Gefühlsmomente. Es kommt nach dieser Auffassung also nur darauf an, daß der Sprechende überhaupt etwas zu sagen wünscht und daß er diesen Wunsch restlos befriedigt: „Eine sprachliche Äußerung ist erst dann ein Satz, wenn der Affekt, der sie veranlaßt, seine Lösung gefunden hat, der Willenstrieb, der ihr zu Grunde liegt, befriedigt ist". Was dagegen der Sprechende sagt, spielt gar keine Rolle: Eigenschaften, Gliederung usw. der Vorstellung oder Vorstellungsmasse sind für das Wesen des Satzes im allgemeinen gleichgültig.

Mir will nun freilich die Einschränkung „im allgemeinen" von vornherein bedenklich erscheinen. Entweder ist ein Moment

---

[1]) a. a. O. S. 165. [2]) Vgl. o. S. 239 Anm. 3.

Digitized by Google

für das Wesen der Sache durchweg gleichgültig, dann kann es natürlich unbeachtet bleiben, oder es ist nicht durchweg gleichgültig, sondern hat in gewissen Fällen seine Bedeutung, dann muß die Wesensbestimmung darauf Rücksicht nehmen.

Aber viel ernster sind andere Bedenken. Um mit einem immer noch mehr äußerlichen Einwand zu beginnen: Kretschmers Auffassung steht gar nicht einmal mit den Tatsachen in vollem Einklang. Ich habe eben seine Bemerkung angeführt, daß eine Äußerung erst dann ein Satz ist, wenn der Affekt, der sie veranlaßt, seine Lösung gefunden hat. Nun ist es doch aber sicher, daß der Affekt mit der beendeten Aussprache eines einzelnen Satzes sehr oft noch nicht gelöst und der Willenstrieb noch lange nicht befriedigt ist. Das ist vielfach erst nach einer längeren Rede, also einer Vielheit von Sätzen der Fall, und wenn der Redende mitten in seiner Rede unterbrochen, wenn dem Redner das Wort abgeschnitten wird, so braucht die Lösung und Befriedigung überhaupt nicht einzutreten. Ich gebe zu, daß diese Bedenken vielleicht durch schärfere Fassung der Definition zu beheben sind, aber vorläufig fehlt der Definition diese modifizierende Fassung.

Das entscheidende Bedenken liegt jedoch in folgendem. Es dürfte gegen alle Prinzipien der Logik gehen, daß man den Begriff irgend eines Gegenstandes mit dem Hinweis auf den Akt einer Erzeugung definiert. Und das ist doch bei Kretschmers Definition der Fall[1]). Freilich kann das Wesen einer Handlung durch die Motive beeinflußt und verändert werden, wie z. B. ein Raubmord etwas anderes ist als ein Lustmord oder ein Mord aus Rache, aber nie können die Motive für sich allein das Wesen einer Sache „konstituieren". Gerade Affekt und Willenstrieb sind überdies für jede Handlung schlechthin nötig, sind also in ihrer Allgemeinheit als Wesensmerkmal einer bestimmten Handlung überhaupt nicht brauchbar. Oder ich kann mit demselben Recht wie Kretschmer sagen: Wille und Affekt konstituieren das Wesen eines Gemäldes, eines Buches, eines Gedichtes usw. Man kann eben nach Motiven nicht definieren. Wohl aber kann eine Definition von den Zwecken ausgehen, und ich weiß nicht recht, ob nicht auch bei Kretschmer der Zweckbegriff ganz unbemerkt den Begriff des Motives überlagert. Sonst vermag ich wenigstens nicht zu verstehen, wie er behaupten kann, Bühlers Bestimmung

[1]) Vgl. auch z. B. den Satz: „Einem Aussagesatz liegt das Motiv zu Grunde, ... eine bestimmte Vorstellung ... zu suggerieren."

Digitized by Google

der Sätze als Zweckgebilde, Leistungen o. ä. nähere sich seiner eigenen Definition. In Wirklichkeit stehen doch beide Auffassungen in diametralem Gegensatz zueinander. Daß mir dabei Bühlers Bestimmung des Satzes nach den Zwecken der Kretschmerschen Bestimmung nach den Motiven weit überlegen erscheint, brauche ich jetzt nicht mehr zu begründen. Denn wenn sie auch zu allgemein ist[1]), so wird sie doch trotzdem mit ihrer Betonung der Leistung der gerade von Bühler besonders hervorgehobenen Dreiheit der Zwecke des sprachlichen Ausdrucks gerecht. Und allein von diesem Gesichtspunkt aus kann man ja das Wesen alles Sprachlichen erfassen. Der vornehmste von diesen Zwecken ist nun die Darstellung, die Zuordnung von Aussage und Sachverhalt. Da dürfte es ohne weiteres einleuchten, daß eine Definition des Satzes, also der eigentlichen Einheit im sprachlichen Ausdruck, gerade diese dominierende Leistung des Ausdrucks nicht völlig unberücksichtigt lassen kann, wie dies Kretschmer tut. Aber er definiert eben in Wirklichkeit gar nicht das Wesen des sprachlichen Ausdrucks.

Das wird noch deutlicher durch eine weitere Erwägung. Kretschmer wendet gegen Bühlers Bestimmung des Satzes als Sinneinheit der Rede ein, daß Sinn und Sinneinheit erst einmal selbst definiert werden müßten. Ich kann dieses Argument, das Kretschmer übrigens mehrfach als Einwand vorbringt, nicht als schlagend bewerten. Eine Definition wird dadurch noch nicht hinfällig, daß ein einzelner Begriff, mit dem sie arbeitet, erst genauer definiert werden muß. Gerade in diesem Fall scheint mir das garnicht einmal nötig zu sein. Denn „Sinn" ist in der Philosophie offenbar ein ganz geläufiger und eindeutiger Begriff[2]). Dagegen möchte man an Kretschmer selbst die Forderung stellen, zu definieren, was er unter „sprachlich", d. h. also unter „Sprache" versteht. Eine „sprachliche Äußerung", die durch einen Affekt hervorgerufen wird, kann ja auch jeder Schrei, ein Jodler, ein Wutgeheul o. ä. sein, die also dann ebenfalls als Sätze anzusprechen wären. Das ist natürlich auch nicht die Ansicht Kretschmers. Dann muß er aber entweder den Satz anders definieren, oder er muß den Begriff der sprachlichen Äußerung überhaupt definieren. Wer das letztere vorzieht und damit den Satz vom Wutgeheul und ähnlichen lautlichen Affektäußerungen unterscheiden will, der kann das gar nicht anders tun, als durch

[1]) Vgl. oben S. 243. [2]) Vgl. oben S. 257.

Digitized by Google

Heranziehung der Darstellungsfunktion des Ausdrucks, denn sie ist das einzige Moment, das sprachliche Äußerungen, die im vulgären Sinne des Wortes diesen Namen verdienen, vom Schrei usw. des Menschen wie auch des Tieres unterscheidet. D. h. man muß, ob man will oder nicht, auf den Inhalt, die „Sinnhaftigkeit" des Ausdrucks zurückgreifen.

Zu derselben Konsequenz wird aber gedrängt, wer den Satz gegenüber dem Wort abgrenzen will. Kretschmer bestimmt im Sinne seiner Grundanschauung den Unterschied dahin: *Errare humanum est* ist ein Satz, *errare* allein nicht, solange kein psychisches Motiv vorhanden ist, dieses Wort auszusprechen. Sobald aber ein solches besteht, kann auch das einzelne Wort allein einen Satz darstellen. Das ist selbstverständlich richtig; aber was ist damit gewonnen? Im Grunde besagt das doch nichts anderes als die Wahrheit, daß alles Sprechen in Sätzen erfolgt. Hier ist nun, glaube ich, der tiefste Grund und die eigentliche Quelle des Irrtums der Kretschmerschen Satzauffassung deutlich zu erkennen. Sie liegen in der Unbestimmtheit des Begriffes Sprache. Deswegen eben sagte ich, Kretschmer müßte uns den Begriff definieren. Auch er hält nämlich die beiden Seiten der Sprache, das Sprechen und die Sprache im prägnanten Sinne, nicht auseinander. Seine Theorie hat nur das Sprechen im Auge. Bezeichnend dafür scheint es mir schon zu sein, daß er von sprachlicher Äußerung, nicht von sprachlichem Ausdruck spricht. Ihm schweben eben nur die Tätigkeit und die Vorgänge des Sprechens vor. Wer sich nun aber an diese Seite der Sprache hält, für den gibt es, weil eben alles Sprechen in Sätzen erfolgt, überhaupt nur eine einzige Einheit, die er definieren kann und muß, den Satz. Der Unterschied von Wort und Satz dagegen verschwindet hier ganz. Wer aber gerade diesen Unterschied aufstellen und bestimmen will, der muß sein Arbeitsfeld aus der Sphäre des Sprechens in die der Sprache, von der *parole* zur *langue* verlegen, und dabei sieht er sich aus dem Leben in die — Grammatik versetzt. Man kann bekanntlich den Begriff des Sprechens sehr wohl definieren, aber es gibt keine ausreichende Definition für den Begriff Sprache, und von philosophischer Seite werde ich belehrt, daß es überhaupt keine geben kann. Das ist ja eigentlich auch ohne weiteres einzusehen, auch für den Nichtphilosophen. Sprache ist doch nichts anderes als ein System toter Symbole, die nur der zergliedernden Arbeit des Grammatikers ihr Dasein verdanken und dieses Dasein im Lexikon und

Digitized by Google

im grammatischen Kompendium fristen. Zu diesen Symbolen gehört nun auch das Wort, das Junker[1]) mit Recht als Ganzheit nur grammatischer Definition gemäß bezeichnet. In dieser lebensfernen Sphäre können aber Affekt und Wille überhaupt keine Rolle mehr spielen, hier kann es auch keine Motive geben, hier handelt es sich einzig und allein um begriffliche Unterscheidungen. Und ich wüßte nicht, wie man diese grammatischen Begriffe anders unterscheiden wollte als nach der Art ihrer Symbolik, nach ihrer Leistung, d. h. nach dem Inhalt. Tatsächlich geht ja doch die grammatische Scheidung und Systematik von diesem Gesichtspunkt aus. Und da eben im Reiche der grammatischen Formen und Gestalten alles Affektische fortfällt, so bleibt von den drei Leistungsmöglichkeiten, die der Ausdruck in der Rede, beim Sprechen hat, hier nur die Darstellungsfunktion übrig, d. h. wiederum der Inhalt.

Damit hat sich nun wohl der Fehler in Kretschmers Definition endgültig und deutlich herausgestellt. Jede Satzdefinition kann und muß nach zwei Seiten hin orientiert sein, 1) nach der Seite des Sprechens hin, und hier hat sie den Satz als artikulatorische Leistung mit dem Charakter der Einheit und Ganzheit andern artikulatorischen Leistungen wie dem Schrei gegenüber abzugrenzen, 2) nach der Seite der Sprache hin, und hier hat sie den Satz als grammatischen Begriff und begriffliche Einheit gegenüber anderen grammatischen Begriffen und Einheiten, vor allem also dem Wort gegenüber abzugrenzen. Da nun aber erst beide Seiten, das Sprechen und die Sprache, zusammen das Wesen des Sprachlichen, der Sprache in dem vulgären Sinne des Wortes, ausmachen, so müssen diese beiden Aufgaben konvergieren, und so kommt es eben, daß bei beiden, wie ich gezeigt zu haben hoffe, ohne den Inhalt nicht auszukommen ist. Er ist das Kernproblem und die Hauptschwierigkeit jeder Satzdefinition. Und gerade Kretschmers Bestimmung des Satzes zeigt das mit besonderer Deutlichkeit. Denn sie will diese Schwierigkeit überwinden, indem sie sie zu umgehen sucht. Dabei leidet sie aber Schiffbruch. Um die Bestimmung des Inhalts kommt eben keine Definition des Satzes herum. Um das zu zeigen, bin ich so ausführlich auf Kretschmers Theorie eingegangen. Es war die Gegenprobe darauf, ob die von mir vertretene Auffassung des Satzproblems und die aus ihr erwachsene Definition auf dem rechten

[1]) A. a. O. S. 59.

Digitized by Google

Wege sind. Die Probe scheint mir die Richtigkeit des Exempels erwiesen zu haben.

Ich bilde mir natürlich nicht ein, daß meine Definition endgültig wäre. Aber eins möchte ich doch glauben, daß die Lösung auf dem hier eingeschlagenen Wege gesucht werden muß und daß dabei die Denkpsychologie, deren Lehren und Anschauungen ich mir zu Nutze gemacht zu haben hoffe, die geeignete Pfadfinderin ist. Dadurch daß sie uns die Struktureinheit seelischer Gebilde verstehen lehrt, gibt sie uns die Mittel in die Hand, auch die eigenartige Struktureinheit des Satzes als des Ausdrucks seelischer Gebilde zu verstehen. Und dieses Verständnis ermöglicht seinerseits wieder eine einsichtsvollere Beurteilung der Form des Satzes. So hilft die Denkpsychologie dort weiter, wo die Betrachtungsweise der alten Psychologie der Vorstellungen versagte, weil sie nur Vielheiten zu erkennen vermochte, wo es auf die Einheit ankommt.

Eine letzte Frage bleibt freilich offen: Wie kommt die Struktureinheit des Satzes zustande? Was geht im Inneren des Sprechenden vor, damit die Strukturierung des Sachverhalts zum Satz zu Wege gebracht wird? Aber die Antwort auf diese Frage fällt in erster Linie dem Psychologen zu, nicht dem Sprachwissenschaftler. Für diesen heißt das Grundproblem: Was ist der Satz? Erst an zweiter Stelle steht die Frage: Wie kommt der Satz zustande?

Aber natürlich ist auch diese Frage wichtig genug für ihn, um die dahin zielende Arbeit der Psychologie mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Was er aus ihr auch für dieses Problem lernen kann und wie er selbst von sich aus die Arbeit weiterzuführen vermag, das zeigen gerade die glänzenden Ausführungen von Junker.

Was den Sprachwissenschaftler an diesen theoretischen Problemen interessiert, ist natürlich zunächst einmal die Theorie selbst. Er kann ja die Klärung der Grundbegriffe seiner Wissenschaft nicht vollständig einer anderen Wissenschaft überlassen, selbst wenn es die Philosophie ist. Das wäre nicht nur unter seiner Würde, es wäre auch nicht zum Nutzen der Sache. So wenig er selber in diesen Fragen die helfende Mitarbeit des Philosophen entbehren kann, so wichtig dürfte seine eigene Mitarbeit für den Philosophen sein. Denn der Sprachwissenschaftler kann doch nun einmal ganz anders als der Philosoph das sprachliche Material übersehen und beurteilen, aus dem heraus die theoreti-

Digitized by Google

schen Aufstellungen gewonnen und an dem sie immer wieder kritisch nachgeprüft werden müssen.

Aber die Untersuchungen über die Satztheorie sind über das theoretische Interesse hinaus auch für die praktische grammatische Arbeit von Wichtigkeit, was leider von manchen rein grammatisch-philologisch eingestellten Forschern noch immer verkannt wird. Um nur auf einen Punkt hinzuweisen: Was ist denn Syntax? Und wie muß eine Darstellung der Syntax aufgebaut sein? Daß die Anschauungen von J. Ries falsch sind, wird wohl heute ziemlich allgemein zugegeben. Auch aus den obigen Ausführungen ergibt sich das Verkehrte seiner Auffassung. Ries definiert die Syntax als die Lehre vom Satz und anderen Wortgefügen. Ich hoffe aber gezeigt zu haben, daß das Wortgefüge hinsichtlich seiner Funktion, seiner Ausdrucksleistung, dem Wort gleichsteht, sich dagegen vom Satz scharf unterscheidet. Ries verkoppelt also ganz wesensverschiedene Dinge, wie er andererseits mit der Abtrennung des Einwortsatzes Zusammengehöriges in unzulässiger Weise auseinanderreißt [1]). Aus der falschen Bestimmung des Begriffes Syntax mußte sich aber mit Notwendigkeit auch ein falsches System im Aufbau der Syntax ergeben. Hier liegt ja überhaupt eine der dringendsten Aufgaben der syntaktischen Forschung vor. In einer kurzen Anzeige des 1. Bandes der Historischen Französischen Syntax von Lerch (im Jahresbericht des 16. Bandes der Glotta) macht Kroll die Bemerkung, daß prinzipielle Erörterungen in Werken über Syntax anscheinend unvermeidlich seien. Die absprechende Ironie, die in dieser Bemerkung liegt, erscheint mir nicht berechtigt. Da die theoretischen Anschauungen von Wesen, Aufgaben und Aufbau der Syntax nun einmal umstritten und ungeklärt sind, so bleibt ja dem Darsteller einer einzelsprachlichen Syntax eigentlich gar nichts anderes übrig, als sich mit diesen Problemen prinzipiell auseinanderzusetzen, wenn er den Ehrgeiz hat, nicht nur äußerlich Kapitel an Kapitel zu reihen [2]), sondern von einem bestimmten Gesichtspunkt und einer bestimmten Grundanschauung aus den Stoff gleichsam von innen heraus organisch aufzubauen und zu entwickeln. Je mehr dann die Darstellung vom Üblichen ab-

[1]) Diese Kritik bezieht sich auf die 1. Auflage des Riesschen Buches, da mir die neue Auflage noch nicht zugänglich war.

[2]) Damit will ich natürlich keineswegs behaupten, daß nicht auch solche Darstellungen einen hohen wissenschaftlichen und praktischen Wert haben können. Die Tatsachen beweisen es ja.

Digitized by Google

weicht, um so mehr wird es begreiflicherweise dem Autor wünschenswert und notwendig erscheinen, durch Darlegung seiner prinzipiellen Anschauungen den Aufbau seines Werkes zu erläutern und zu begründen. Ein organisch ausgebautes und geschlossenes System der Syntax ist nun aber, wie ich glaube, gerade von der hier entwickelten Satztheorie aus zu gewinnen. Indem sie den Charakter der Gestalt und der Einheit beim Satz scharf unterstreicht, macht sie ihn im schroffen Gegensatz zu Ries wieder zum Eckstein und Ausgangspunkt jeder syntaktischen Darstellung. Mit Recht betont aber Hönigswald [1]), daß nur im Hinblick auf die Einheit eines Satzganzen eine erschöpfende Theorie der Elemente nicht nur des Satzes, sondern auch des Wortes zu gewinnen sei. Diese Übereinstimmung mit der Philosophie verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Interessant ist dabei, wie sich in beiden Wissenschaften die Anschauungen hier allmählich in ihr Gegenteil verkehrt haben. Wenn für die ältere Psychologie Assoziationen und Verbindungen von Vorstellungen das Problem darstellten, so lautet für die Denkpsychologie die Problemstellung gerade umgekehrt: Wie sind Isolierungen möglich? Genau so war es für die Sprachwissenschaft, die im Satz eine Verbindung von Wörtern sah, ein Problem, wie diese Verbindung zustande kommt. Heute darf die Frage nicht mehr lauten: Wie entstehen aus Wörtern Sätze?, sondern: Wie entstehen in und aus dem Satz Wörter? Ganz neu ist ja diese Auffassung freilich nicht. Denn schon lange gilt es in der Sprachwissenschaft als ein Axiom, daß im Anfang nicht das Wort, sondern der Satz war. Jedoch wie es mit Glaubenssätzen zu gehen pflegt, man wird ihnen mehr mit Worten als mit Taten gerecht. Eine Satztheorie aber, die die Einheit und strukturmäßige Ganzheit des Satzes betont, gibt dem Axiom von der Priorität des Satzes die theoretische Fundierung und ist geeignet, ihm auch in der Praxis zu seinem Recht zu verhelfen. Denn sie zwingt ja direkt dazu, die syntaktischen Tatsachen, die am Wort haften, nicht mehr synthetisch zur Erörterung des Satzes hinzuführen und zusammenzufassen, was in vielen syntaktischen Darstellungen noch nicht einmal geschieht, sondern analytisch von der Behandlung des Satzes ausgehend zu entwickeln. Der Satz darf also nicht mehr am Ende, sondern er muß am Anfang syntaktischer Werke erörtert werden, oder noch richtiger: er muß das A und O der Darstellung sein. Wie das

[1]) Vgl. a. a. O. S. 34ff.

Digitized by Google

praktisch am besten geschieht, diese schwierige Aufgabe muß jede Darstellung für sich zu lösen suchen. Mancherlei Grundsätzliches ließe sich freilich auch dazu sagen, aber nicht mehr an dieser Stelle, wo es nur darauf ankommt, auf die wichtigste praktische Perspektive hinzuweisen, die sich von einer denkpsychologisch orientierten Satztheorie aus eröffnet.

Breslau. Alfons Nehring.

Zu LIV, S. 227, Z. 3—4.

Scheftelowitz führt einen finalen Dativ *ujjhityai* an, ebenso Whitney, Roots usw. s. Wz. *ujh*; Wackernagel, Altind. Gr. I § 141, S. 163, 36; und das kürzere Pet. Wb. *ujjhiti* „Verlassen dieser Welt". So steht allerdings im PB. 18. 6. 10 und zwar sowohl im Texte als im Kommentar der Bibl. Ind. Doch ist dort ohne Zweifel *ujjityai* „Zur Ersiegung" zu lesen, wie auch in den Parallelstellen MS. 1. 11. 9 (171, 5) und K. 14. 10 (108, 23) steht. Vgl. für *ujjityai* noch S'B. 5. 1. 3. 3; MS. 1. 11. 6 (168, 2) = K. 14. 6 (205, 21); MS. 1. 11. 7 (p. 168, 12) parallel zu GB. 2. 5. 8 (235, 5 Gaastra); MS. 1. 11. 7 (168, 14); MS. 1. 11. 7 (168, 17) = K. 14. 7 (206, 8); MS. 1. 11. 7 (168, 18) = K. 14. 7 (206, 11); MS. 1. 11. 7 (168, 18); MS. 4. 3. 2 (41, 3) parallel zu TB. 1. 6. 1. 10; MS. 4. 3. 2 (41, 12) parallel zu GB. 2. 1. 17 (154, 13 Gaastra); K. 21. 12 (52, 12); TB. 1. 3. 5. 3; PB. 14. 3. 14; 15. 9. 7; JB. 2. 193 *(etayor ājyor ujjityai)*; 3. 40 *(svargasya ca lokasyo 'jjityai)*; 3. 183 (Caland, Auswahl § 192, S. 264); 3. 282 *(athā 'jīkam [sāma] ujjityai* und *yad atrā 'jīkaṁ bhavaty ujjityā eva)*; 3. 289 *(tad yad atra yajñāyajñīyaṁ bhavaty ujjityā eva)*. Caland, ZDMG. LXXII 22, hat bereits diese Emendation für PB. 18. 6. 10 vorgeschlagen. Scheftelowitz' *ujjhiti* aus Kāṭh. S. muß auf einem Versehen beruhen; diese Form findet sich im K. nicht.

München. Hanns Oertel.

Digitized by Google

Studien zum slavischen Verbalaspekt[1]).

I. Einleitnng.

Im perfektiven und im imperfektiven Aspekt besitzen die slavischen Sprachen grammatische Kategorien, die dazu dienen, auszudrücken, ob das im Verbum Ausgesagte perfektiv („vollendet") oder imperfektiv („unvollendet") zu verstehen ist. Diese Begriffe

[1]) Literatur. Agrell, Sigurd: Aspektänderung und Aktionsartbildung beim polnischen Zeitwort. Phil. Diss. Lund 1908. — Derselbe: Przedrostki postaciowe czasowników polskich. (Kraków: Akad. Um. 1918) (Materyały i prace Komisyi językowej T. 8.) — Barbelenet, D.: De l'aspect verbal en latin ancien et particulièrement dans Thérenze. Paris, Th. let. 1913. — Bauer, H.: Die Tempora im Semitischen. (Beiträge z. Assyriologie und sem. Sprachw. 8, 1.) — Beer, Antonín: Tří studie o videch slovesného děje v Gotštině. (Sitzungsberichte der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Phil.-hist.-philol. Klasse 1914.) — Belić, A.: Zur slavischen Aktionsart. (In: Streitberg-Festgabe 1924. S. 1—11.) — Boehme, Erich: Die actiones der verba simplicia in den altbulgarischen Sprachdenkmälern. Leipzig, Phil. Diss. 1904. — Černý, E.: Ob otnošenii vidov russkago glagola k grečeskim vremenam. (Žurnal Ministerstva Narodn. Prosv. 1876, č. 188, nojabŕ, otd. V, S. 3—30. dekabŕ, S. 88—113; 1877, č. 189, fevral', otd. V, S. 43—58, č. 190, mart, S. 1—26, aprěl', S. 57—81.) — Cohen, Marcel: Le système verbal sémitique et l'expression du temps. Paris, Leroux 1924. — Delbrück, B.: Syntaktische Forschungen. 1—5. Halle, Waisenhaus 1871—88. — Deutschbein, Max: Sprachpsychologische Studien [1.]. Cöthen, O. Schulze 1918. — Derselbe: System d. neuenglischen Syntax. Cöthen, O. Schulze 1917. S. 67ff. u. besonders S. 82ff. (§ 36). — Doroszewski, Witold: O znaczeniu dokonanym osnów czasownikowych (słownych) w języku polskim. (Prace filologiczne 10, 192—309. 1926.) Wurde mir erst nach Abschluß vorliegender Arbeit bekannt. — Fortunatov, F. F.: Razbor sočinenija G. K. Uljanova Značenija glagol'nych osnov v litovsko-slavjanskom jazykě." (Sbornik Otdělenija russkago jazyka i slovesnosti 64.) — Gebauer, Jan: Příruční mluvnice jazyka českého pro učitele a studium soukromé. Vyd. 3. Upravil Fr. Trávníček. V Praze 1925. — Grünenthal, O.: Die Übersetzungstechnik der altkirchenslavischen Evangelienübersetzung. (Archiv f. slav. Philologie 32, S. 1—48.) — Hartmann, Felix: De aoristo secundo. Berlin, Phil. Diss. 1881. — Derselbe: Aorist und Imperfektum. (Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung 48, 1—47. 49, 1—73.) — Herbig, Gustav: Aktionsart u. Zeitstufe. (Indogerm. Forschungen 6, 157—269.) — Hönigswald, Richard: Die Grundlagen der Denkpsychologie. Studien und Analysen. 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig: Teubner 1925. — Jagić, V.: Beiträge zur slavischen Syntax. (Denkschriften der phil.-hist. Klasse d. kaiserl. Akademie d. Wissenschaften Wien 46.) — Krasnowolski, Antoni: Systematyczna składnia języka polskiego. Warszawa: Kasa im. Dr. Mianowskiego 1897. — Kryński, Adam Antoni: Gramatyka języka polskiego. Wyd. 3. Warszawa: Arct 1903. — Leskien, A.: Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache. 2. u. 3. Aufl. Heidelberg: Winter 1919. (Sammlung slav. Lehr- und Handbücher. Reihe 1, [Nr.] 1.) — Derselbe: Grammatik der serbo-kroatischen

Digitized by Google

erklärt man meist folgendermaßen: Durch die Perfektivität wird die Handlung in ihrer Vollendung, in ihrem Abschluß, in ihrem Resultat, durch die Imperfektivität hingegen in ihrer Entwicklung, in ihrer Dauer dargestellt. Demnach sagt z. B. das perfektive Verbum *przeczytać* „durchlesen" von dieser Tätigkeit aus, daß sie ihr Ziel, die Vollendung der Lektüre, sagen wir eines Buches erreicht, während *czytać* „lesen" als imperfektives Verbum nur die Tätigkeit des Lesens, der Beschäftigung mit der Lektüre zum Ausdruck bringt. Es handelt sich also dabei um Unterschiede in der Verbalbedeutung, wie sie auch im Deutschen — freilich unter anderen Bedingungen — zu finden sind, denn z. B. „er-

---

Sprache. Teil 1. Heidelberg: Winter 1914. (Sammlung slav. Lehr- und Handbücher. Reihe 1, 4.) — Derselbe: Handbuch der altbulgarischen (altkirchenslavischen) Sprache. 5. Aufl. Weimar: Böhlau 1910. — Lorck, Etienne: Passé défini, Imparfait, Passé indéfini. 1. 2. 3. (Germanisch-Romanische Monatsschrift. Jg. 6, 43ff., 100ff., 177ff.) — Łoś, Jan: Gramatyka polska. Część 2. Lwów: Zakład narodowy im. Ossolińskich 1925. — Derselbe: Składnia. (Gramatyka języka polskiego von T. Benni, J. Łoś, K. Nitsch, J. Rozwadowski, H. Ułaszyn. Kraków: Akad. Um. 1923, S. 287ff.) [Neuauflage des Język Polski.] — Derselbe: Nowe prace o postaciach czasowników. (Rocznik Slawistyczny III.) — Mazon, André: Emplois des aspects du verbe russe. Paris 1914. (Bibliothèque de l'Institut Français de Saint-Pétersbourg. Tome 4.) — Derselbe: Morphologie des aspects du verbe russe. Paris 1908. (Bibliothèque de l'École des Hautes Études, Sciences hist. et philologiques. Fasc. 168.) — Derselbe: La notion morphologique de l'aspect des verbes chez les grammairiens russes. (In: Mélanges offerts à M. Émile Picot. Paris 1913. T. 1, S. 343—367.) — Meillet, A.: Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave. P. 1. 2. Paris 1902—05. (Bibliothèque de l'École des Hautes Études, Sciences hist. et phil. Fasc. 139.) — Derselbe: Grammaire de la langue polonaise par A. Meillet et Mme H. de Willman-Grabowska. — Derselbe: Le Slave commun. Paris 1924. (Collection linguistique publ. par la Société de Linguistique de Paris 15.) — Musić, A.: Zum Gebrauch des Praesens verbi perfectivi im Slavischen. (Archiv für slav. Philologie 24, 479—514.) — Pilat, Roman: Gramatyka języka polskiego. Wykłady uniwersyteckie opr. Dr. F. Krček. T. 2. Lwów: H. Altenberg [1913]. — Pollak, H.: Studien zum germanischen Verbum. (In: Paul u. Braunes Beitr. 44, 353—425.) — Sarauw, Chr.: Syntaktisches. (Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung 38, 145—193.) — Škrabec, St.: Zum Gebrauch der Verba perf. und imperf. im Slovenischen. (Archiv für slav. Philologie 25, 554ff.) — Streitberg, W.: Perfektive und imperfektive Aktionsart. (Paul u. Braunes Beitr. 15, 70—177.) — Szober, Stanisław: Gramatyka języka polskiego. Wyd. 2. Lwów-Warszawa: Książnica Polska Tow. nauczycieli szkół wyższych. 1923. — Derselbe: Użycie form czasu przyszłego w opowiadaniu historycznem na oznaczenie czynności minionych. (Język polski 6. 1921, 33—41.) — Trávníček, Fr.: Studie o českém vidu slovesném. Praha: Akad. Věd a Umění 1923. (Rozpravy České Akad. Věd a Umění. Třída III, čislo 53.) — Ul'janov, G. K.: Značenija glagol'nych osnov v litovsko-slavjanskom jazykě. č. 1. 2. Varšava 1895. (Russkij Filologičeskij Věstnik. 24—26.)

Digitized by Google

jagen" enthält unbedingt auch den Begriff der erfolgreichen Beendigung des Jagens, während „jagen" nur den Begriff des Jagens selbst ohne den des erreichten Erfolges zum Ausdruck bringt. Ich werde unten Gelegenheit nehmen, mich mit den Begriffen Perfektivität und Imperfektivität noch genauer auseinanderzusetzen. Hier mag es genügen, wenn ich die charakteristischen Seiten des Systems kurz skizziere.

Diese beiden Kategorien also werden im großen und ganzen gebildet, indem man zu den imperfektiven Simplicia durch Präfigierung oder seltener durch Überführung in eine bestimmte Stammklasse (Nr. 2 nach Leskien, Bildesilbe *-no, -ne*) perfektive Verba bildet und umgekehrt aus perfektiven Komposita oder Simplicia durch Überführung in die Iterativklassen, imperfektive Verba. Einzelheiten will ich hier übergehen, indem ich auf Belić's Darstellung in der Streitberg-Festgabe verweise. Charakteristisch für das slavische Aspektsystem ist dabei, daß einmal jedes imperfektive Verb im großen und ganzen eine oder mehrere perfektive Entsprechungen und jedes perfektive Verb mindestens eine imperfektive Entsprechung neben sich hat, und weiter, daß diese perfektive und imperfektive Bedeutung für alle Tempora, Modi, Verbalnomina, also für sämtliche Formen des betreffenden Verbums verpflichtend ist.

Von diesen Aspekten scharf zu scheiden sind die Aktionsarten, die die wissenschaftliche Grammatik eigentlich erst seit Agrell's Arbeiten von den Aspekten zu sondern beginnt. Sie drücken nicht aus, wie eine Handlung betrachtet wird, sondern wie sie vor sich geht. Durch die Bedeutungen, die die Präfixe einerseits und die Stammerweiterungen andererseits in die ursprüngliche Verbalbedeutung hineintragen, sind die slavischen Sprachen nämlich in der Lage, oft schon durch das bloße Verb das auszudrücken, was in anderen Sprachen vielfach nur durch eine adverbielle Bestimmung der Art und Weise zur Darstellung gelangt. So besteht z. B. beim polnischen Verbum *powyciągać* „herausziehen" gar kein Zweifel darüber, daß es sich um ein der Reihe nach erfolgendes Herausziehen verschiedener Gegenstände an verschiedenen Stellen handelt, während das deutsche Zeitwort „herausziehen" an sich noch nichts über diese näheren Umstände aussagt und, so weit diese nicht schon sonst aus dem Zusammenhang hervorgehen, unbedingt der adverbiellen Erläuterung bedarf, wenn es den Sinn des polnischen *powyciągać* genau wiedergeben soll. Dieser Aktionsarten, die von den elementarsten,

Digitized by Google

auch in vielen anderen Sprachen vertretenen Gruppen, wie etwa den verba intensiva, in einer langen Stufenfolge bis zu den feinsten Bedeutungsnuancen führen, gibt es im Slavischen eine sehr große Zahl. Hier mag uns die Anführung der Tatsache an und für sich genügen, daß sie die Handlung in der Art und Weise ihres Vorsichgehens charakterisieren.

Was nun die Aspekte anlangt, so weisen andere indogermanische Sprachen ähnliche Erscheinungen auf, wie wir sie z. B. besonders deutlich im Griechischen in der Unterscheidung von Aorist und Präsens finden. Man hat also gemeint, die Unterscheidung von Verbalaspekten sei eine Erscheinung schon der indogermanischen Zeit gewesen. Die formellen Mittel aber, mit denen das Griechische diese Unterscheidung ausdrückt, sind ganz andere als im Slavischen. Die Präfigierung ist hier völlig einflußlos. Dafür aber liegt die Perfektivkraft im Aoriststamm. Das griechische System stimmt aber insofern mit dem slavischen überein, als auch hier alle von dem betreffenden Stamm gebildeten Verbalformen den aoristischen bezw. den präsentischen Aspekt zur Darstellung bingen.

Nun treten aber aoristische Formen, die in ihrem Formans und ihrer Bildung mit dem griechischen Aorist sehr nahe verwandt sind, auch in den slavischen Sprachen, und zwar besonders in ihren älteren Perioden, zum Teil in recht beträchtlichem Umfange auf, während allem Anschein nach das slavische Aspektsystem im Prinzip schon voll entwickelt ist. Das vielfache Schwinden dieser Formen in historischer Zeit aber macht die Annahme zum mindesten nicht unwahrscheinlich, daß auch das Slavische ehedem noch über einen größeren Formenbestand des aoristischen Systems verfügte als lediglich über den erhaltenen Indikativ.

Diese soeben in ihren Umrissen leicht skizzierte Sachlage birgt nun eine große Zahl wissenschaftlicher Probleme, die größtenteils die Aufmerksamkeit der Wissenschaft schon in hohem Grade auf sich gelenkt haben. Es handelt sich dabei im großen und ganzen um folgende Fragen, die selbst wieder den Grund zu zahlreichen Einzelfragen bieten:

1) Ist die Erscheinung der Unterscheidung von Verbalaspekten im Slavischen ihrem Wesen nach identisch mit ähnlichen Erscheinungen anderer Sprachen, z. B. des Griechischen, so wie etwa die Deklination in den indogermanischen Sprachen ihrem Wesen nach identisch ist, — oder haben diese Erscheinungen „mit-

Digitized by Google

einander gar nichts zu tun"? — Daraus ergeben sich u. a. Fragen wie: Was bedeuten die Aspekte, welches ist ihre syntaktische Verwendung, welche Beziehungen liegen zwischen dem Aspektsystem und dem Temporalsystem vor?

2) Sind die vorliegenden Tatsachen ihrem Wesen nach ursprünglich, oder hat hier nachweislich eine Entwicklung stattgefunden? — Daraus ergeben sich Fragen wie: Sind die charakteristischen Verwendungstypen der Aspekte in den einzelnen Sprachen auch in älteren Sprachperioden in gleichem Maße belegbar? Besagen die gleichen formellen Bildungen in verschiedenen Sprachperioden der einzelnen Sprachen hinsichtlich des Aspekts das Gleiche?

3) Ist das slavische Präfixsystem oder das griechische Stammsystem bei der Darstellung der Aspekte das ursprüngliche — oder haben wir Grund zu der Annahme, daß wir in beiden einseitige Weiterbildungen zweier ursprachlicher Möglichkeiten vor uns haben? — Daraus erstehen Fragen wie: Lassen sich im Griechischen und anderswo Spuren von einem Einfluß der Komposition auf den Aspekt nachweisen? Welche Bedeutung hat der Aorist im Slavischen, wenn er von imperfektiven Verben gebildet wird?

4) Welche Beziehungen liegen zwischen Aspekt und Aktionsart vor? Ist eins von beiden älter und hat sich eins aus dem anderen entwickelt?

Das allgemeine Interesse dieser Probleme brachte es mit sich, daß die Wissenschaft sich viel mit der Aspektfrage beschäftigte, wovon die obige Literaturzusammenstellung ein beredtes Zeugnis ablegt. Eine Würdigung der einzelnen Arbeiten, die bisher geleistet wurden, wird man mir an dieser Stelle billigerweise erlassen. Einmal nämlich haben schon einige Gelehrte derartige Darstellungen geliefert, auf die ich den Leser verweisen kann, — so Herbig in seiner Dissertation: Aktionsart und Zeitstufe —, der einen ausführlichen Bericht (S. 171ff.) über die Leistungen bis auf seine Tage gibt und auch die Ansichten der Alten über unsere Frage beleuchtet, ferner besitzen wir eine übersichtliche Darstellung der Arbeiten, die die vergleichende Sprachwissenschaft und die klassische Philologie bis 1918 zu unseren Fragen beigesteuert haben, aus der Feder Felix Hartmann's (Kuhns Zeitschrift, Bd. 48 u. 49), speziell für das Russische gibt Mazon einen Überblick in: La notion morphologique de l'aspect des verbes chez les grammairiens russes (Mélanges offerts à M. Émile Picot, Paris 1913, Bd. 1, S. 343—367), für das Polnische Jan Łoś in

Digitized by Google

seiner Gramatyka polska, t. 2, S. 165ff. (1925) und Doroszewski Pr. fil. 10, 192ff., für das Čechische: Fr. Trávníček in seinen Studie o českém vidu slovesném, S. 4ff., der auch die vergleichende Sprachwissenschaft mit berücksichtigt. — Außerdem aber werde ich mich mit den Ansichten der Gelehrten ja doch überall da auseinandersetzen, wo mir die folgenden Spezialuntersuchungen das Eingehen auf die Literatur zur Pflicht machen.

Will man nun an die Klärung der oben angeführten Probleme gehen, so darf man meines Erachtens Eines nicht außer Acht lassen: für einen Vergleich der slavischen Verhältnisse mit den griechischen ist zunächst möglichste Klarheit über jedes dieser beiden Systeme unbedingtes Erfordernis. Freilich kann das eine durch das andere erläutert werden, jedoch muß man sich davor hüten, die Begriffe aus einem ungeprüft ins andere zu verpflanzen. Daraus folgt für die Methode, daß zunächst die slavischen Sprachen und das Griechische für sich zu untersuchen sind. Bei einer derartigen Sonderbehandlung der einzelnen Sprachen aber besteht die große Gefahr, daß gewisse deutlich hervortretende Züge einer Sprache, die sehr wohl sekundärer Natur sein können, für das Wesen der ganzen Erscheinung genommen werden können. Wo es sich also um das Wesen der Aspekte in einer Sprache handelt, wird man nicht umhin können, den Ausgangspunkt der Betrachtungen da anzusetzen, wo sich bei allen in Betracht kommenden Sprachen eine Übereinstimmung zeigen läßt, da sonst leicht das Verhältnis von Ursache und Wirkung verkehrt wird.

Aber auch die slavischen Sprachen dürfen nicht ohne weiteres als gleich angesehen werden. Zeigt sich doch bei ihnen schon auf den ersten Blick ein klaffender Riß hinsichtlich des Verbalsystems zwischen dem Ost- und Westslavischen einerseits und dem Südslavischen andrerseits, was besonders bei der Einschätzung des Kirchenslavischen seiner Bedeutung für das Gemeinslavische wegen beachtet werden muß, da es ja auch zum Südslavischen gehört. So weisen die südslavischen Sprachen noch heute in größerem Umfange einen Gebrauch des Imperfekts und des Aoristes auf, der in den anderen slavischen Sprachen schon früh verloren ging. Ferner weichen diese beiden Gruppen in der Bildung des Futurs erheblich von einander ab, insofern als das für den Norden charakteristische mit *bǫdǫ* gebildete Futurum periphrasticum imperfektiver Verben im Süden ungebräuchlich ist. Aus diesem Grunde habe ich es für zweckmäßig gehalten, auch die einzelnen slavischen Sprachen getrennt zu behandeln, soweit der Gegen-

Digitized by Google

stand der Untersuchung es eben zuläßt. In der vorliegenden Untersuchung werde ich mich der polnischen Sprache zuwenden, und das Thema, das hier besprochen werden soll, ist: der Begriff des Aspekts und die Bedeutung der Aspekte im heutigen Polnischen.

II. Der Begriff des Aspekts und die Bedeutung der Aspekte im heutigen Polnischen.

Eine ausführliche Gesamtdarstellung über den polnischen Verbalaspekt, wie wir sie für das Čechische von Trávníček oder für das Russische von Mazon haben, besitzen wir heute noch nicht; denn die umfangreiche Arbeit von Agrell: Przedrostki postaciowe czasowników polskich, Materyały i prace Kom. językowej Akad. Um. w Krakowie, T. 8. 1918, die eine durch ein umfassendes Verballexikon vermehrte Neuauflage seiner Dissertation: Aspektänderung und Aktionsartbildung beim polnischen Zeitwort, Lund 1908 — in polnischer Sprache darstellt, behandelt nur die Frage: welche Bedeutungsschattierungen rufen die verschiedenen Präfixe in den perfektiven Komposita hervor? Jedoch werden wir öfter auf seine Ergebnisse und Anschauungen zurückzukommen haben. Dafür aber hat sich wohl jede polnische Grammatik mit den uns hier interessierenden Fragen bis zu einem gewissen Grade auseinandergesetzt. Auch das, was in der vergleichenden Sprachwissenschaft hier über das Slavische im allgemeinen gesagt worden ist, wird hier von großem Interesse sein, denn es soll ja auch Geltung für das Polnische haben.

Die Frage nach dem Begriff der Aspekte ist in hohem Grade von der nach ihrer Bedeutung und ihrer Zahl abhängig. Daher soll unser einleitendes Kapitel betitelt sein:

1. Wie hat die Wissenschaft folgende Fragen beantwortet:

a) Wieviel Aspekte gibt es?

b) Was bedeuten sie?

Die Zahl der Aspekte wurde im allgemeinen auf 2: — perfektiv und imperfektiv —, oder auf 3: — perfektiv, imperfektiv und iterativ — angegeben, wenn auch manche größere Zahlen nennen. Hier sind es vor allem die polnischen[1]) Grammatiker, die bisher, fast kann man sagen: einhellig, eine Dualität von perfektiv und imperfektiv betonten. Ich führe im folgenden eine

[1]) Vgl. den Abriß über die Geschichte der Aspektbehandlung von Łoś in seiner Gram. polska 2, 165ff.

Digitized by Google

Reihe von Äußerungen über den Gegenstand an, wobei ich zunächst die Vertreter der Dualität im Aspektsystem und unter diesen die polnischen Grammatiker zuerst zu Worte kommen lasse. Darauf lasse ich dann die Ansichten derjenigen folgen, die mehr als 2 Aspekte annehmen.

Antoni Małecki äußert sich in seiner Gramatyka historyczno-porównawcza języka polskiego, t. II, 1879 auf S. 433, § 722 folgendermaßen: Der Unterschied zwischen perf. und imperf. Verben sei der, daß man sich jede Tätigkeit in zweierlei Gestalt vorstellen könne: 1) als fertige Tat, die einem nur im Hinblick darauf vor Augen stände, daß sie ausgeführt war oder sein wird, oder 2) als Handlung, die uns in ihrer ganzen Breite, in ihrem ganzen Verlauf vorschwebt, ohne Rücksicht darauf, ob sie ihren Abschluß erreicht hat oder nicht, ob sie unterbrochen worden ist oder vielleicht sogar jetzt noch andauert. Ausschlaggebend sei im zweiten Falle, daß etwas vor sich ging, geht oder gehen wird, einerlei mit welchem Ausgang; im ersten Falle aber, daß etwas geschehen ist oder geschehen wird, einerlei unter welchen Umständen. Die Imperfektivität, die dem Ausdruck des zweiten Falles diene, sei einer in ihrem Ende unbegrenzten Strecke, die Perfektivität, die den 1. Fall darstelle, einem ausdehnungslosen, mathematischen Punkt vergleichbar. — (§ 723) Die perf. Verben zerfielen in gewöhnliche perf. wie *skoczyć* und *zabić* (springen, totschlagen) und in momentane (*doraźne*) wie *krzyknąć* (schreien), die gewissermaßen im 2. Grade vollendet seien. Die imperf. Verben zerfielen in gewöhnliche imperf. wie *bić* (schlagen), *pisać* (schreiben) usw., und iterative wie *pisywać* (oft schreiben), *zabijać* (oft erschlagen) usw., die man ebenfalls als unvollendet im 2. Grade bezeichnen könne. Außerdem gäbe es noch eine besondere Gruppe innerhalb der imperf. Verben, die verba inchoativa wie *blednąć* (blaßwerden), *kamienieć* (zu Stein werden).

Den Ausdruck Aspekte gebraucht also Małecki nicht, er spricht vielmehr von „Verben vollendeter und unvollendeter Tätigkeit". Nach unserer Terminologie unterscheidet er also zwei Aspekte, den perfektiven und den imperfektiven. Im wesentlichen dieselbe Darstellung dieser Frage gibt Kryński in seiner Gramatyka języka polskiego (wyd. 3. 1903), die zwar dem Gegenstand keine neue Seite abzugewinnen weiß, der Autorität Kryński's wegen hier aber nicht übergangen werden soll.

Er weicht hauptsächlich dadurch von Małecki ab, daß er die *słowa poczynające* (verba inchoativa) überhaupt nicht nennt,

Digitized by Google

während Małecki sie, wie wir sahen, als Untergruppe der verba imperfectiva einordnet.

Im Prinzip dieselbe Darstellung gibt auch Antoni Krasnowolski in seiner Systematyczna składnia języka polskiego, 1897 auf S. 189ff. Er unterscheidet *słowa dokonane* und *niedokonane*, von denen die letzteren in *słowa trwałe* (verba durativa), *słowa poczynające* (v. inchoativa) und *słowa częstotliwe* (v. iterativa); und die ersteren in *słowa dokonane właściwe* (verba resultativa) und *słowa doraźne* (v. semelfactiva) zerfallen.

Aber schon Pilat weicht in seiner Gramatyka języka polskiego wesentlich von den Anschauungen seiner Vorgänger ab, denn er bietet eine größere Mannigfaltigkeit an actiones. Er führt aus (T. 2, S. 293, § 1947ff.): „Hinsichtlich der Dauer der Tätigkeit zerfallen die Verben in perf. (*dokonane*) und imperf. (*niedokonane*). Die ersten drücken eine vollendete, die zweiten eine unvollendete Tätigkeit aus, z. B. *obronić* (mit Erfolg verteidigen; erretten) [perf.], *bronić* (verteidigen) [imperf.]." Die verba imperfectiva teilt er ein in a) durativa, *nieść* (tragen) *lecieć* (fliegen) und b) iterativa, *nosić* (öfter tragen) *latać* (öfter fliegen). Eine besondere Klasse der durativa seien die durativa inchoativa, die den allmählichen Eintritt eines Zustandes bezeichnen wie *blednąc* (blaß werden), *mięknąć* (weich werden) usw. Bei den iterativa unterscheidet er solche ersten Grades wie *latać* (fliegen) *sypać* (streuen) u. a. und solche zweiten Grades wie *zalatywać* (öfter auffliegen), *rozsypywać* (öfter ausstreuen) u. a. Die verba perfectiva teilt er in a) solche, die die Dauer nicht berücksichtigen, und b) solche, die sie berücksichtigen. Die letzteren zerfallen in α) momentane (*doraźne*) wie z. B. *strzelić* (einen Schuß abgeben) und β) solche, die eine Tätigkeit von zeitlicher Ausdehnung ausdrücken. Diese letzteren wiederum zerfallen in 1) verba perfectiva durativa und 2) verba perf. iterativa — z. B. *zsiedli z koni* (sie stiegen von den Pferden) — und *popozsiadali z koni* (sie wiederholten einer nach dem andern das Absteigen von den Pferden).

Wie wir also sehen, konstatiert Pilat gegenüber seinen Vorgängern, daß durativa und iterativa auch von den verba perfectiva gebraucht werden. In Übereinstimmung mit ihnen jedoch hält er an der Dualität: perfektiv-imperfektiv fest.

Eine architektonisch übersichtliche, fein durchdachte Darstellung gibt Jan Łoś in der Encyklopedja polska, und er wiederholt sie in der unter dem Titel Gramatyka języka polskiego 1923 erschienenen Neubearbeitung der Język polski i jego historja be-

Digitized by Google

titelten Bände II u. III der Encyklopedja polska von 1915. Seine Anschauungen erläutert er durch zwei Tabellen, die ich mir gestatte hier wiederzugeben.

Tabelle 1.

I. *Przebieg czynności niedokonany*
Imperfektiver Verlauf der Tätigkeit

a) *ciągły*
durativ
1) *jednostajny:* *siedzę* *robię* *niosę*
gleichmäßig ich sitze ich tue ich trage
2) *wzmacniający się:* *schnę* *siwieję*
anwachsend ich trockne ich werde grau

b) *ograniczony (terminatywny) z zamierzonym jej ukończeniem:*
terminativ, mit beabsichtigter Vollendung
1) *jednostajny:* *odsiaduję* *wyrabiam*
gleichmäßig ich sitze ab ich arbeite aus
2) *wzmacniający się:* *usycham*
anwachsend ich werde trockner

c) *wielokrotny*
iterativ
1) *ciągły:* *siaduję* *noszę*
durativ ich pflege zu sitzen zu tragen
2) *ograniczony:* *wsiadam* *przynoszę*
term. ich steige (stets) ein ich bringe
3) *chwilowy:* *drgam* *łykam*
momentan ich zittere ich schlucke

II. *Dokonany*
Perfektiv

a) *chwilowy:* *drgnę* *skoczę*
momentan ich erbebe tue einen Sprung
b) *ograniczony*
terminativ
1) *ciągły:* *zrobię* *przyniosę*
durativ ich mache fertig bringe herbei
2) *chwilowy:* *zadrżę* *przeskoczę*
momentan ich erzittere überspringe
c) *wielokrotny*
iterativ
1) *nieograniczony*
nicht terminativ

} bezw. ich werde erbeben, einen Sprung tun usw.

Digitized by Google

α) *ciągły:* *popolujemy (trochę)*
durativ wir jagen ein bischen
β) *chwilowy:* *postrzelam (sobie)*
momentan ich schieße ein bischen
2) *ograniczony*
terminativ
α) *ciągły:* *pozasiewam (pola)*
durativ ich besäe (die Felder)
β) *chwilowy:* *powystrzelam (naboje)*
momentan ich verschieße (die Patronen)
powysiadamy
wir steigen (einer nach dem andern) aus

} bezw. ich werde erheben, einen Sprung tun usw.

Tabelle 2.

I. *Sposób niedokonany*

Imperfektiver Aspekt

1) *ciągły:* *siedzę* *robię* *niosę* *schnę* *siwieję*
durativ ich sitze mache trage trockne werde grau
2) *wielokrotny:* *siaduję* *noszę* *drgam* *łykam*
iterativ ich pflege zu sitzen tragen ich zittere schlucke

II. *Dokonany*

Perfektiv

1) *chwilowy:* *drgnę* *skoczę* *zrobię*
momentan ich werde beben springen fertig machen
przyniosę *zadrżę,* *przeskoczę*
bringen erbeben überspringen
2) *wielokrotny*
iterativ
a) *nieograniczony:* *popolujemy,*
nicht terminativ wir werden etwas jagen
postrzelam (trochę)
ich werde ein wenig schießen
b) *ograniczony:* *pozasiewam,* *powystrzelam*
terminativ ich werde besäen verschießen

Łoś also gibt hier zwei Übersichtstafeln, eine ausführliche und eine vereinfachte. Auf der ausführlichen teilt er die imperfektiven Verben in 3 Hauptgruppen, von denen die beiden ersten, die dauernden und die begrenzten (terminativa) in die Untergruppen der gleichmäßigen und der anwachsenden zerfallen, während die 3. Hauptgruppe, die iterativa, aus dauernden, be-

Digitized by Google

grenzten und momentanen besteht. Die perfektiven Verben teilt er in momentane, begrenzte und mehrmalige (iterativa). Von diesen 3 Hauptgruppen zerfällt die zweite, die der begrenzten, in dauernde und momentane, und die dritte, die der iterativa, in zwei Untergruppen: unbegrenzte und begrenzte, die in sich wieder, wie die zweite Hauptgruppe, in dauernde und momentane zerfallen, während die erste Hauptgruppe keine Unterabteilungen aufweist. Er betont in seinen Ausführungen dabei einmal das subjektive Moment im Herausfühlen der feineren Bedeutungsschattierungen. Dann aber hebt er — und das ist für uns von großer Bedeutung — für die stets in erster Linie fühlbare Unterscheidung der perfectiva und imperfectiva als besonders augenfällig das unterschiedliche Verhalten beider Aspekte hinsichtlich der Bedeutung ihres formalen Präsens hervor, insofern als die perfektiven Verben in der präsentischen Form meist nicht die Gegenwart, sondern entweder die Zukunft oder die Vergangenheit ausdrücken.

Die polnische Forschung der letzten vier Jahrzehnte also kennt, soweit ich sie hier angeführt habe, 2 Aspekte, den perfektiven und den imperfektiven. Dabei dringt langsam die Erkenntnis durch, daß es in beiden Aspekten durative und iterative Verben gibt, die man anfänglich nur beim imperfektiven Aspekt suchte. Eine grundsätzliche Unterscheidung der Begriffe perfektiv und imperfektiv einerseits, und durativ, iterativ, momentan usw. andrerseits, tritt weder in der Nomenklatur noch in der theoretischen Darlegung irgendwo mit größerer Deutlichkeit hervor. Jedoch ist schon bei Pilat und besonders bei Łoś das Bestreben klar erkennbar, durch Aufweisung eines perfektiven Gegenstücks zu den Unterabteilungen imperfektiver Verben, und auch umgekehrt, eine gewisse symmetrische Vollständigkeit des Systems zu betonen, in dem sich mit gewissen, den beiden Aspekten anhaftenden Eigentümlichkeiten analoge Unterklassen in beiden Aspekten finden.

Ich gehe nunmehr von der uns hier besonders interessierenden polnischen Forschung zu einer kürzeren Würdigung der Auffassungen fremder Grammatiker über, die ebenfalls 2 Aspekte unterscheiden, hier aber auch wenigstens teilweise genannt werden sollen, selbst wenn ihre Untersuchungen nicht ausschließlich dem Polnischen, sondern den slavischen Sprachen im allgemeinen oder einer noch größeren Spracheinheit gewidmet sind. Polnische Darstellungen, die mehr als 2 Aspekte unterscheiden, sollen später zu Worte kommen.

Digitized by Google

Von den Gelehrten, die sich mit dem Polnischen beschäftigen, will ich hier Asmus Soerensen, Sigurd Agrell und A. Meillet nennen. Soerensen, der auf eine tabellarische Darstellung des Systems verzichtet, nennt in seiner Polnischen Grammatik von 1900 (S. 161, § 190), ohne den Ausdruck Aspekt zu gebrauchen, die imperfektiven und die perfektiven Verba, die „zum Ausdruck bringen, ob die Handlung als dauerd oder als momentan gedacht werden soll". Er unterläßt es dabei vollkommen, die actiones zu diesen Begriffen irgendwie in Beziehung zu setzen. Aber seine Bemerkungen über das iterativum lassen den Schluß zu, daß es ihm als etwas in seinem Wesen durchaus von Perfektivität und Imperfektivität Verschiedenes erschienen ist. Seine Auffassung freilich von der momentanen Bedeutung perfektiver Verben ist seit Sarauw's Kritik des Begriffes punktuell (KZ. XXXVIII) als antiquiert zu betrachten.

Agrell ist nun der erste, der die Begriffe Aspekt und Aktionsart klar scheidet. In seinem Buche Przedrostki postaciowe czasowników polskich sagt er auf S. 107, § 77: ... „unter Aktionsart verstehen wir nicht die beiden Hauptkategorien der slavischen Verben — die unvollendete oder imperfektive und die vollendete oder perfektive Form — diese nenne ich „Aspekte". Mit „Aktionsarten" bezeichne ich gewisse Bedeutungsfunktionen der slavischen Verben, besonders der zusammengesetzten, die zum Ausdruck bringen, in welcher Weise ein Tätigkeit ausgeführt worden ist oder ausgeführt wird." Er kennt demnach 2 Aspekte, die er auch mit diesem Terminus ausdrücklich bezeichnet und unterscheidet streng von ihnen die postaci, die er dem deutschen Terminus „Aktionsarten" gleichsetzt. Der Aspekt ist für ihn gewissermaßen die „Perspektive", aus der die Handlung betrachtet wird, während die Aktionsart ausdrückt, wie die Handlung vor sich geht.

A. Meillet sagt in seiner mit Mme H. de Willman-Grabowska zusammen verfaßten Grammaire de la langue polonaise, 1921, auf S. 176, § 162: Tout verbe présente le procès exprimé soit comme durant et se développant soit sans considération du développement. C'est ce que l'on exprime en disant que chaque verbe est imperfectif ou perfectif. Comme tout procès peut être considéré sous l'un ou sous l'autre aspect, il existe des moyens de rendre perfectif un imperfectif ou imperfectif un perfectif. Un verbe se compose donc, non d'un verbe unique, mais d'une paire de verbes. . . . On reconnait si un verbe est perfectif ou

Digitized by Google

imperfectiv d'après l'expression du futur. Si la forme du présent-futur a la valeur de futur, ainsi *padnę* „je tomberai", le verbe est perfectif, . . . Si la forme du présent-futur a la valeur de présent, ainsi *kocham* „j'aime", le verbe est imperfectif, . . ."

Die slavische Forschung hat sich auf dem Gebiet des Gemeinslavischen im großen und ganzen, was den Aspekt anlangt, mit der Einteilung in verba perfectiva und imperfectiva begnügt, so wie wir es schon im Polnischen sahen. Jedoch hat sie bis in die neueste Zeit die Begriffe „Aspekt" und „Aktionsart" nicht voneinander unterschieden. Die verschiedenen Aktionen treten vielmehr als Untergruppen der Aspekte auf, wobei meist der Iterativgruppe große Bedeutung beigelegt wird. In diesem Sinne behandeln Miklosich (Syntax S. 272ff.), Jagić (Beiträge S. 72ff.) und Vondrák (Vgl. Gramm. II 184ff.) das Thema. Auch Belić weicht in seiner übersichtlichen Darstellung in der Streitberg-Festgabe nicht wesentlich von dieser Auffassung ab.

Von den deutschen Gelehrten stehen Herbig für die vergleichende Sprachwissenschaft und Boehme für das Kirchenslavische auf demselben Standpunkt, nur daß sie den Untergruppen der slavischen Grammatiker nicht die Beachtung schenken, wie diese. Auch die französischen Gelehrten Meillet und Mazon teilen diese Auffassung in den verschiedenen Schriften, die wir ihrer Feder über unser Thema verdanken.

Dieselben Anschauungen treffen wir weiter in den Darstellungen der čechischen Grammatiker für ihre Muttersprache, deren Ansichten Trávníček in seinen Studien eine kurze Würdigung angedeihen läßt. Er selbst stellt in § 6 ein Schema auf, dessen oberstes Einteilungsprinzip ebenfalls der perfektive und imperfektive Aspekt bilden.

Trotz aller Abweichungen in den Einzelheiten, besonders was die Untergruppen anlangt, kann man als gemeinschaftliche Anschauung aller bis jetzt genannten Darstellungen betrachten, daß sie die Verben in perfectiva und imperfektiva teilen, also 2 Aspekte zählen, und die actiones diesen als Untergruppen in irgend einer Weise einzugliedern bestrebt sind.

Nun fehlt es aber auch nicht an Gelehrten, die 3 Aspekte kennen. Zunächst ist da Leskien zu nennen. In seiner Grammatik der altbulgarischen Sprache (2. u. 3. Aufl. 1919) sagt er auf S. 215, § 179: „Die slavischen Sprachen unterscheiden von jeher drei Hauptaktionsarten, die man als als perfektiv, imperfektiv, iterativ bezeichnet . . ." Auch in seinem „Handbuch" stellt er

Digitized by Google

diese Frage so dar. Ob er indessen in seiner Grammatik der serbokroatischen Sprache eine andere Ansicht vertritt, läßt sich aus seiner kurzen Ausführung im § 757 nicht mit voller Deutlichkeit erkennen. Neben ihm steht dabei eine Reihe russischer[1]) Grammatiker, die seit Pavskij an ebenderselben Dreiteilung festhielten, bis Bogorodickij 1904 die Zweiteilung perfektiv—imperfektiv einführte. In der polnischen Wissenschaft, die, wie wir oben sahen, seit langer Zeit an dieser Zweiteilung festhielt, hat sich merkwürdigerweise der umgekehrte Prozeß vollzogen wie in der russischen: Jan Łoś verficht neuerdings in seiner Gramatyka polska, deren 2. Teil 1925 erschien, die Dreiteilung im Gegensatz zu seiner oben wiedergegebenen Darstellung in der Enc. polska und der Gramatyka języka polskiego. Er sagt da auf S. 171: „An Aspekten zeigt das polnische Zeitwort drei: den imperfektiven, den perfektiven und den iterativen, es gibt indessen nur einige Zeitworte, die alle diese 3 Aspekte besitzen: *siedzieć* (sitzen), *siąść* (sich hinsetzen), *siadać* (sich setzen) . . .“ Er unterscheidet dabei nach Agrell's Vorgang zwischen „aspekt“ und „postać“.

Unter den neueren Grammatikern ist Stanisław Szober der einzige, der eine größere Zahl von nicht als Aspekte und Aktionsarten charakterisierten Kategorien annimmt als drei. Seine Darstellung, die uns unten noch beschäftigen wird, soll hier keiner weiteren Analyse unterzogen werden.

Fassen wir also die Summe der genannten Ansichten zusammen, so können wir hinsichtlich der Zahl der Aspekte zwei Gruppen unterscheiden. Die erste wohl etwas größere nennt nur zwei, den perfektiven und den imperfektiven, während die zweite Gruppe noch als Dritten den iterativen Aspekt hinzufügt. Was aber die Bedeutung der Aspekte anlangt, ist in der Wissenschaft eine einheitlichere Entwicklung zu beobachten. Nachdem hier nämlich der anfängliche noch bei Soerensen deutliche Irrtum, es sage der Aspekt etwas über die Dauer der betreffenden Handlung aus, besonders durch den Hinweis darauf überwunden worden ist, daß es auch durative verba perfektiva gibt, ist sich die Forschung im großen und ganzen darüber einig geworden, daß die Imperfektivität die Handlung als unvollendet, in ihrer Entwicklung befindlich, die Perfektivität als vollendet, in ihrem Resultat, darstelle. Belić betont dabei noch besonders, daß sich die der Perfektivität inhärierende Vollendung auch auf

[1]) Vgl. Mazon: La notion morphologique de l'aspect des verbes chez les grammairiens russes in Mélanges off. à M. É. Picot 1913 I, 366.

Digitized by Google

irgend einen Moment der durch das Verb ausgedrückten Handlung beziehen kann. Da ich oben eine ganze Anzahl von Definitionen zitiert habe, werde ich hier auf eine ins einzelne gehende Erörterung verzichten können und mich auf die eben gemachten allgemeinen Bemerkungen beschränken. Von Interesse aber ist noch bei der Erklärung von Perfektivität und Imperfektivität — denn der Begriff der Iterativität ist so klar, daß er kaum einer Erläuterung bedarf —, wie der den Aspekten innewohnende Unterschied im Ausdruck der Zeitstufe erklärt worden ist. Der bekannten Tatsache nämlich, daß die perfektiven Verben, abgesehen von ihrem Gebrauch in allgemeinen Sätzen, nicht befähigt sind, eine Gegenwart auszudrücken, die von allen Gelehrten mehr oder weniger stark betont wird und z. B. bei Miklosich (Syntax, S. 274) formuliert ist, daß man auf die Frage: was machst du da? nie mit einem perfektiven Verbum antworten kann, dieser Tatsache also stehen die Forscher einheitlich gegenüber, indem sie erklären, daß eine rein präsentische Bedeutung perfektiver Verben aus logischen, aus der Vollendungs-Bedeutung dieses Aspekts resultierenden Gründen unmöglich sei[1]).

Es dürfte daher von Nutzen sein, diesen Begriff „vollendet" und sein Gegenstück „unvollendet" auf ihren Bedeutungsinhalt zu untersuchen.

2. Kritik des Begriffes „vollendet".

Zunächst ist festzustellen, wie das schon oft geschehen ist, daß die Worte „vollendet" (perfektiv) und „unvollendet" (imperfektiv) in bezug auf eine Handlung eines doppelten Sinnes fähig sind. „Vollendet" ist nämlich zunächst alles das, was zeitlich der Vergangenheit angehört, und „unvollendet" alles, was ganz oder teilweise in der Zukunft liegt. Diese erste, an und für sich mögliche Auffassung beruht auf einer subjektiv-relativen Zeitbetrachtung, wie sie allen Sprachen mit reinem Temporalsystem, z. B. dem Deutschen, eigen ist, und liegt natürlich Individuen mit solcher Muttersprache am nächsten. Sie soll aber bezeichnenderweise für das Slavische keine Anwendung finden — „denn es handelt sich dabei", sagt Leskien, Grammatik der altbulgarischen Sprache, S. 216, § 179 —, „gar nicht darum, ob eine Handlung abgeschlossen (vollendet) oder nicht abgeschlossen (unvollendet)

[1]) Vgl. z. B. Herbig: Aktionsart und Zeitstufe §§ 44—46 (S. 199ff.) und dazu Hartmann (KZ. 48, S. 13 u. 15, 36, 37 und KZ. 49, S. 50), über dessen perfektives Präsens des Griechischen ich hier allerdings nicht urteilen möchte.

Digitized by Google

ist, sondern, wie die Adjektivbildung auf *-ivus* auch andeuten soll, daß sie eine Beziehung zu den Begriffen der Vollendung oder Nichtvollendung hat". Die zweite mögliche Auffassung also, die Leskien schon andeutet und dann weiter ausführt, ist die, daß man eine Handlung „vollendet" nennen kann, wenn der gesamte Verbalbegriff notwendig den Moment der Vollendung in sich begreift und besonders betont, „unvollendet" hingegen eine solche, bei der das nicht der Fall ist. Diese zweite Bedeutungsmöglichkeit also ist es, die der Definition der Aspekte zu Grunde liegt.

Der Mangel der Bezeichnungen „vollendet" und „unvollendet" ist nun offenbar zunächst der, daß sie nichts darüber aussagt, in welcher Bedeutung sie verstanden werden sollen. Aber gerade die Klarlegung dieser Beziehung ist wesentlich für die Definition der Aspekte. Nun sagt Leskien a. a. O. §§ 180, 181: „Imperfektiv heißt eine Handlung (ein Vorgang), die dem Sprechenden als fortlaufend (andauernd) vorschwebt, ohne daß er einen Abschluß, eine Vollendung oder ein Resultat dabei im Sinne hat. . . . Perfektiv heißt eine Handlung im Hinblick auf ihre Vollendung, d. h. bei der dem Redenden ein Abschluß, ein Resultat vorschwebt, . . . Es kommt eben nur darauf an, daß in der gegenwärtigen, vergangenen oder zukünftigen Handlung der Moment der Vollendung im Blickpunkt des Bewußtseins steht." — Diese im ersten Augenblick recht klar anmutende Erläuterung, die mit gewissen Modifikationen fast überall wieder begegnet, leidet daran, daß sie mit zu allgemeinen Begriffen wie: im Sinne haben, vorschweben, Blickpunkt des Bewußtseins — eine Beziehung zwischen der Handlung und ihrer Vollendung herzustellen bemüht ist, anstatt das Mitinbegriffensein des Momentes der Vollendung in den Verbalbegriff klar herauszuarbeiten. Versuchen wir nämlich diese Erläuterung an Beispielen zu prüfen, so bemerken wir bald, daß sie wenn auch vielleicht nicht falsch, so doch nicht voll befriedigend ist. Nehmen wir also einen Satz wie: *Będzie nad nimi panował trzy lata, a potem umrze* — ‚er wird drei Jahre über sie herrschen, und dann wird er sterben' —; tritt denn hier nicht der Moment der Vollendung in den „Blickpunkt des Sprechenden"? Oder: *Będę jeszcze pracował do siódmej:* ‚ich werde noch bis um sieben Uhr arbeiten' —; habe ich hierbei keinen „Abschluß im Sinn"? Fast jede zeitlich ausgedehnte Handlung hat doch wohl einen Anfang und ein Ende, und, wenn diese ausdrücklich genannt werden, so treten sie doch wohl in den Blickpunkt des Sprechenden. Etwas besser ist es um das „Fortlaufende" und

Digitized by Google

um das „Andauernde" beim imperfectivum bestellt. Aber auch hier bleiben Unklarheiten. Stellen wir die beiden folgenden Sätze gegenüber: *Żył dwa lata w Polsce:* ‚er lebte zwei Jahre in Polen' — und: *Spędził dwa lata w Polsce:* ‚er verbrachte (hat verbracht) zwei Jahre in Polen'. Es ist doch ganz fraglos, daß die Handlung in beiden Fällen 2 Jahre lang andauerte. Ja noch viel mehr ist fraglos: die Handlungen an und für sich sind beide ganz identisch, beidesmal ein zweijähriger Aufenthalt in Polen. Auch steht es doch ganz außer Zweifel, daß diese Handlung in beiden Fällen nach zweijähriger Dauer beendet war und somit auch der Moment der Vollendung beidesmal in den Blickpunkt des Sprechenden tritt. Man wird einwenden: bei der perfektiven Darstellung wird der Moment der Vollendung schon durch die Verbalbedeutung von *spędził* deutlich betont, während im anderen Falle das Verb *żył* lediglich die Dauer hervortreten läßt und die Vollendung erst durch den übrigen Satz, keinesfalls aber durch *żył* klar wird. Das ist gewiß nicht unrichtig, es zeigt aber deutlich, daß nicht die Handlung perfektiv oder imperfektiv ist, sondern daß der perfektive Ausdruck den Begriff der Vollendung durch das bloße Verb zur Darstellung bringt, während der imperfektive das nicht tut; dabei ist es offenbar nicht erforderlich, daß für eine sonst als vollendet charakterisierte Handlung auch stets ein perfektiver Verbalausdruck gewählt wird. Worauf es hier also ankommt, das ist die lexikalische Bedeutung der Verben.

Wie man sich nun diese Betonung des Vollendungsmomentes durch die lexikalische Bedeutung vorzustellen hat, sieht man aus der viel herangezogenen Gegenüberstellung von *czytać* und *przeczytać*. Das perfektive *przeczytać* bedeutet „durchlesen" (das ganze Buch, oder den genannten Teil) und bezieht den Moment der Vollendung in den Verbalbegriff ein, insofern von einem Durchlesen eigentlich nur da die Rede sein kann, wo das genannte Objekt ganz gelesen, d. h. seine Lektüre „vollendet" wird. Dabei spielt es gar keine Rolle, ob die ganze Handlung und mit ihr natürlich der Moment der Vollendung auch schon zeitlich vergangen ist, sie kann vielmehr auch der Zukunft angehören. Das imperfektive *czytać* hingegen bedeutet: (in einem Buche) lesen — und bringt den Moment der Vollendung gar nicht zum Ausdruck. Das Verhältnis von *czytać* zu *przeczytać* ist also etwa das nämliche wie in dem von Leskien angeführten „jagen" und „erjagen", da ja das „er" wie das „*prze-*" die Erreichung des Resultats in den Verbalbegriff einbeziehen. Diese zunächst so einleuchtende

Digitized by Google

Gegenüberstellung hat aber einen sehr schwachen Punkt. Gewiß sind „jagen" und *„czytać"* imperfektiv und „erjagen" und *„przeczytać"* perfektiv, aber „jagen" und *„czytać"* sind gar nicht die imperfektiven Komplementärbegriffe zu „erjagen" und *„przeczytać"*, diese heißen vielmehr: „erjagen" und *„przeczytywać.* Es ist dabei ganz sicher kein Zufall, daß bei diesen beiden Komposita, die mit stark vollendungsbetonenden Präfixen gebildet sind, eine Imperfektivität nur durch einen iterativen Nebensinn möglich wird. Daß ihn *przeczytywać* hat, bedarf keiner Erläuterung. Für „erjagen" aber wird uns das sofort klar, wenn wir uns als Beispiel seiner imperfektiven Verwendung etwa vorstellen: „Die Buschmänner erjagen den Strauß, indem sie sich ihm in einer täuschend ähnlich hergestellten Straußenmaske unerkannt nähern." Diese Bedeutungswandlung aber macht den Vorgang kompliziert. Viel klarer liegen die Verhältnisse dort, wo sie infolge der schwächeren Vollendungsbetonung des Präfixes nicht einzutreten braucht. Betrachten wir z. B. *ciągnąć, wyciągnąć, wyciągać. Ciągnąć* „ziehen" ist imperfektiv; *wyciągnąć* „herausziehen" ist perfektiv, es schließt das „Heraus" mit in die lexikalische Bedeutung ein. Es ist aber kein Komplementärbegriff zu *ciągnąć*, denn dieses kann ein Ziehen in jeder Richtung, also auch „hinein" bedeuten. Dafür aber hat es seinen imperfektiven Komplementärbegriff in *wyciągać.* Diesem aber ist auch das „Heraus" durchaus eigen. *Wyciągałem* bedeutet nun: „ich machte Anstrengungen (etwas) herauszuziehen", mit welchem Erfolg, bleibt unberücksichtigt. *Wyciągnąłem* hingegen heißt: „ich zog (etwas mit Erfolg) heraus."

Wie man also geglaubt hat, sagt das perfektive Verbum *in seiner lexikalischen Bedeutung* etwas über die Überwindung eines bestimmten Punktes in der Handlung aus. Wenn das nun die Grundbedeutung dieses Aspektes sein soll, muß sie sich natürlich bei allen perfektiven Verben nachweisen lassen. Das aber ist nicht der Fall. Es gibt eine große Familie von Verben des „perfektiven" Aspekts, die geradezu die Nichtvollendung betonen, indem sie die Bedeutung haben: ein wenig die Tätigkeit des imperfektiven Simplex ausüben, oder: einige Zeit mit dieser Tätigkeit verbringen. Es sind das zahlreiche mit *po*-komponierte perfectiva, wie *pogwizdać, pogawędzić, posiedzieć, poczytać* u. a. m. Vergleichen wir so z. B. *poczytałem sobie jeszcze w tej książce* „ich habe noch ein wenig in diesem Buche gelesen" mit *przeczytałem tę książkę* „ich habe das Buch durchgelesen", so ist bezüglich der „Vollendung" und ihrer Betonung hier wohl

Digitized by Google

der gleiche Unterschied zu konstatieren wie in *czytałem* und *przeczytałem*. Trotzdem aber ist und bleibt *poczytać* und alle so gebildeten Verben „perfektiv". Man wende nur nicht ein, *poczytać* bedeute die Vollendung des Ein-wenig-lesens. Das hieße um leere Worte streiten. Vollendung wäre dabei gleichbedeutend mit Ausführung — und die Ausführung der betreffenden Tätigkeit bringt jedes Verb zum Ausdruck. Was hier betont wird, ist gerade das Ein-wenig, und wenn die lexikalische Bedeutung gerade die unbestimmte Menge und unbestimmte Zeit des zu Erreichenden, also die Nichtvollendung der am Objekt vorgenommenen Handlung betont, so kann sie nicht gleichzeitig die Vollendung betonen. Man kann wohl einen bestimmten Teil eines Ganzen auch als Ganzes fassen, wenn man etwa sagt: *przeczytałem tylko 5 stron tego dzieła:* „ich habe nur 5 Seiten dieses Werkes durchgelesen". Dabei aber bleibt die Vollständigkeit, die „Vollendung", der im Verb ausgedrückten Tätigkeit, die Erreichung des im Verb und Objekt gegebenen Zieles, unangetastet. Das Ziel aber der bloßen Lektüre eines Buches wird mit *czytać* ebenso zur Darstellung gebracht wie mit *poczytać*. Es ist das eben in dem soeben mühsam entwickelten Sinn der Vollendung gar kein Ziel, das erreicht werden könnte. Man wird nun vielleicht einwenden, *poczytać* enthielte eben auch die Vorstellung, daß mit dem Lesen wieder aufgehört wird. Ganz abgesehen aber davon, daß dieses Moment gar nicht das betonte ist, ist doch eben das Aufhören mit einer Tätigkeit absolut nicht ihrer Vollendung gleichzusetzen, wenn man nicht den einmal in *„przeczytać"* und „erjagen" deutlich erkannten Begriff der Vollendung wieder aufgeben will. Aufhören kann man sehr wohl mit einer im Sinne von *przeczytać* noch nicht vollendeten Handlung.

Man hat nun gemeint, wie in *przeczytać* der Moment der Beendigung als vollendet zur Darstellung käme und demgegenüber in *zaśpiewać* der des Anfangs, so wäre bei *poczytać* der betonte Moment in der Mitte der Handlung zu suchen. So sagt Szober in seiner Gramatyka języka polskiego S. 148: „Es kommt auch vor, daß wir nur die mittleren Momente im Verlaufe einer sich entwickelnden Tätigkeit betonen, ohne ihren Anfang oder ihren Schlußmoment zu bezeichnen, indem wir sie als eine Tätigkeit von unbestimmter Zeitdauer darstellen. Eine so erfaßte Tätigkeit drücken wir mit Hilfe der präteritiven Gattung aus, z. B. *posiedzieć* (ein wenig sitzen, eine gewisse Zeit mit Sitzen verbringen), *pogawędzić* (ein wenig plaudern) . . ." Mit dieser

Digitized by Google

Betonung der in der Mitte liegenden Momente jedoch ist an der Vollendung nichts mehr zu retten, denn diese Momente der Mitte gerade erfaßt ja sonst die imperfektive Darstellung. Eine Behauptung, das erreichte Resultat liege hier, wie bei *zaśpiewać* im Anfang und bei *przeczytać* am Ende, in der Mitte der Handlung, bliebe eine bloße Verlegenheitsauskunft. So sagt auch Agrell, Przedrostki postaciowe S. 105 sub XII: *„Postać preterytywna oznacza przebieg nieokreślony, zwykle krótki, przytem bez zaznaczonego osiągnięcia rezultatu. Wyraża tę postać zwykle przedrostek po ... rzadko przedrostek prze- ...“* „Die präteritive Aktion bezeichnet einen unbestimmten, gewöhnlich kurzen Verlauf, dabei ohne betonte Erreichung eines Resultates.“

Wie sich nun *czytać* und *poczytać* unterscheiden, wird der weitere Verlauf meiner Untersuchung ergeben. Hier sei nur mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß die der lexikalischen Bedeutung der meisten perfektiven Verben inhärierende Vollendung im oben entwickelten Sinne nicht allen perfektiven Verben eigen ist, mithin nicht die Grundbedeutung des „perfektiven“ Aspekts sein kann.

Schuld aber an dieser nun doch als nicht ganz einwandfrei erwiesenen Definition des perfektiven Aspekts ist meines Erachtens die Methode, die man zu seiner Erklärung gewählt hat. Bevor ich also zur Untersuchung der Aspekte übergehe, will ich in einem dritten Kapitel über die Methode sprechen.

3. Zur Methode der Aspekterklärung.

Wie wir im vorangehenden Kapitel sahen, beruht die auf dem Begriff der „Vollendung“ basierende Definition der Aspekte im großen und ganzen auf einer Gegenüberstellung der lexikalischen Bedeutung perfektiver und imperfektiver Verben hinsichtlich des Mitinbegriffenseins eines Vollendungsmomentes in die Verbalbedeutung. Dabei hat sich gezeigt, daß eine größere Gruppe von Verben in ihrer lexikalischen Bedeutung die typischen Merkmale der anderen perfektiven Verben nicht aufweisen, obgleich sie bestimmt perfektiven Aspekt haben. Das macht schon sehr wahrscheinlich, daß die lexikalische Bedeutung gar nicht die richtige Grundlage für eine Untersuchung des Wesens der Aspekte ist. Es ist nämlich sehr wohl möglich, daß eine in so großem Umfange auftretende und daher ganz besonders ins Auge fallende Gemeinsamkeit eines lexikalischen Zuges darauf zurückzuführen ist, daß diese Bedeutungskategorie nur in dem be-

Digitized by Google

treffenden Aspekt ihre Lebensbedingungen hat, Lebensbedingungen, die im Wesen dieses Aspekts und vielleicht auch in seiner formellen Bildungsweise wurzeln, ohne daß die Bedeutungskategorie das Wesen des Aspektes ausmachte. Zweifellos also machen sich bedeutende Einflüsse des Aspekts in der lexikalischen Bedeutung der Verben geltend, aber hier spielen eben noch andere mächtige Faktoren mit, wie die Aktionsart oder die Präfixbedeutung. Wenn aber die Aspekte die verschiedene Betrachtungsweise und nicht die Art der Handlung zur Darstellung bringen, so sind es eben keine lexikalischen Gruppen wie etwa concreta und abstracta, deren Zusammenstellung nach gemeinsamen Zügen in der Wortbedeutung erfolgte, sondern syntaktische Komplementärbegriffe, Abstraktionen der Grammatik, die nicht im Wortmaterial greifbar vor uns liegen, sondern ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach nur aus ihrer syntaktischen Verwendung analysiert werden können.

Die Definition aus Gemeinsamkeiten in der Verbalbedeutung für den perfektiven Aspekt hatte also versagt. Aus den eben angestellten Erwägungen heraus aber verheißt ein weiterer Versuch, die Definition auf die Wortbedeutung zu basieren, kaum einen Erfolg. Man wird also nicht umhin können, mit der Untersuchung an dem Punkt einzusetzen, in dem sich die Aspekte in ihrer syntaktischen Verwendung grundlegend voneinander unterscheiden; denn eben dort, wo ein Aspekt möglich, der andere aber unmöglich ist, zeigt sich am deutlichsten das, wodurch sie sie sich unterscheiden, also auch ihr wahres Wesen. Dabei wird man natürlich den Unterschied der Verwendung auf seinen Grund zu untersuchen haben und von da aus die Bedeutung der Aspekte definieren müssen [1]).

Am meisten ins Auge fällt bei der Verwendung der Aspekte eine gewisse Beziehung zur Zeitstufe, die sich in den verschie-

[1]) Ähnliche Wege geht Doroszewski (O znaczenin dokonanym osnów czasownikowych w języku polskim, Prace filologiczne X, 1926, S. 192—309), dessen höchst wichtige Arbeit ich leider erst nach Abschluß meines Manuskriptes kennen lernte. Auch er geht bei der Definition nicht von der lexikalischen Bedeutung der Verba aus, sondern von der syntaktischen Funktion der Aspekte, und seine Anschauung von der Perfektivität steht der meinen ganz nahe. Vgl. z. B. seine Ausführungen auf S. 298 in der Mitte, wo auch bei ihm ganz deutlich die Richtung aus der Zukunft in die Vergangenheit hervortritt, freilich ohne daß er sie irgend betont hätte. Auf seine interessanten Resultate hier schon einzugehen, muß ich mir leider versagen, jedoch werde ich an anderer Stelle auf sie zurückzukommen haben.

Digitized by Google

denen Sprachen nicht immer gleichmäßig äußert, die auch, wie wir im ersten Kapitel bereits gesehen haben, von vielen Gelehrten betont wird. So ist z. B. eine Äußerung dieser Beziehungen die Futurbedeutung der perfektiven Präsensformen, die das Russische und das Westslavische weitgehend verwendet, während z. B. das Serbische eine periphrastische Bildung für den Ausdruck dieser Zeitstufe vorzieht. Betrachten wir aber die Gesamtheit der slavischen Sprachen, so können wir eine Äußerung dieser Konkurrenz mit der Zeitstufe als allen gemeinsam feststellen, die Miklosich in seiner vgl. Syntax (S. 274) mit dem Satze veranschaulicht, daß man auf die Frage: was machst Du da? nie mit einem perfektiven Verbum antworten kann. Das bedeutet aber nichts weiter, als daß ein perfektives Verbum nicht fähig ist, die Tatsache auszudrücken, daß man im Augenblick des Sprechens mit einer bestimmten Tätigkeit beschäftigt ist. Darin offenbart sich meines Erachtens also nicht eine Folge davon, daß man beim perfektiven Ausdruck die Vollendung der Tätigkeit im Sinn hat und in die Verbalbedeutung einbezieht oder wie man das sonst dargestellt hat, sondern vielmehr ein tiefer Zusammenhang des Aspekts mit der Zeit, als dessen Folge, wie wir unten sehen werden, u. a. meistens auch das Mitinbegriffensein der Vollendung vielleicht besonders augenfällig in Erscheinung tritt.

Dieser Zusammenhang des Aspekts mit der Zeit ist bisher nur von einem Standpunkt gewürdigt worden, der u. a. zu Delbrücks falschen Resultaten in den Begriffen punktuell und durativ führen mußte, da man von der falschen Voraussetzung ausging, der Aspekt sage etwas über die objektive Dauer der betreffenden Tätigkeit aus. Welchen Zusammenhang aber die Aspekte mit der Zeit haben, darüber muß uns die genauere Untersuchung der oben nach Miklosich angeführten Tatsache Klarheit liefern können, die ja auch von den meisten anderen Grammatikern betont wird. Daß diese Erscheinung nicht zufällig ist, davon legt eine überraschende Übereinstimmung solcher Sprachen, die für die Aspektfrage eine Untersuchungsmöglichkeit bieten, ein schwerwiegendes Zeugnis ab.

Gliedert man das griechische Verbalsystem nach Aspekten und darin nach Zeitstufen, so sieht man auf den ersten Blick am völligen Fehlen adäquater Ausdrucksmittel[1]), daß dem grie-

[1]) Vgl. hierzu Hartmann KZ. 48, S. 36. 37; KZ. 49, S. 47ff. und besonders 50ff., der Präsentia wie *βημι für die Ursprache annehmen möchte, freilich nicht in der hier in Frage stehenden Bedeutung.

Digitized by Google

chischen Aorist-Aspekt der Ausdruck einer tatsächlichen Gegenwart im Sinne der obigen Darstellung Miklosichs unmöglich ist; denn der Aspekt, der im Präsens- und Perfektstamm zum Ausdruck kommt, kennt die Zeitstufe der Gegenwart in *γίγνομαι* und *γέγονα*, während der Aorist-Aspekt im „Indikativ" *ἐγενόμην* mit Augment und sekundärer Endung nur über die Zeitstufe der Vergangenheit verfügt, die den anderen beiden Stämmen ja auch in *ἐγιγνόμην* und *ἐγεγόνειν* eigen ist, wobei ich die Frage nach der Zukunft unberücksichtigt lassen kann (man vgl. Hartmann a. a. O.). Analog verhält sich das Altindische. Hier ist ferner auch das Englische von Wichtigkeit; denn in dem Nebeneinander der sogenannten Dauerform, die durch *to be* mit dem participium praesentis des betr. Verbs gebildet wird, wie *I am writing*, und der regulär flektierten Zeitform spricht sich eine ganz analoge, auch von anderen schon zum Vergleich herangezogene Erscheinung aus wie im Slavischen. Die zusammengesetzte Form, die gerade die Bestimmung hat, das Eben-mit-etwas-beschäftigt-sein auszudrücken, entspricht in dieser Beziehung genau dem imperfektiven Aspekt der slavischen Sprachen. Man kann auch hier auf die Miklosich'sche Frage nur mit *I am writing* antworten. Analoges finden wir im Semitischen und besonders im Hebräischen. Das Hebräische verfügt überhaupt über keine Tempora in unserem Sinne, sondern es bedient sich beim verbum finitum ausschließlich eines dualistischen Aspektsystems, wobei die Zeitstufe (temps situé) lediglich accessorisch zum Ausdruck kommt, wenngleich die Aspekte da in der Grammatik lange als „tempora" bezeichnet wurden, und zwar der dem imperfektiven Aspekt entsprechende als tempus imperfectum, der dem perfektiven entsprechende als tempus perfectum. Besonders wichtig ist für uns, daß auch hier das „tempus perfectum", das sowohl die vergangene als auch die zukünftige Zeitstufe zu bezeichnen vermag, zur Bezeichnung der Gegenwart[1]) in obigem Sinne — abgesehen von ganz bestimmten Bedeutungsgruppen von Verben — nicht verwendet werden kann.

Diesen tieferen Zusammenhang der Aspekte also mit der Zeit, der sich in den eben besprochenen Erscheinungen auswirkt, will die vorliegende Abhandlung in den folgenden Kapiteln für

[1]) Vgl. Marcel Cohen: Le système verbal sémitique et l'expression du temps, 1924, S. 208ff. und S. 286. Besonders wichtig ist für uns auch H. Bauer: Die Tempora im Semitischen (Beiträge zur Assyriologie und sem. Sprachw. 8, 1 1910) S. 23—36 wegen seiner Stellungnahme zum Vollendungsbegriff.

Digitized by Google

das Polnische zu klären versuchen. Dabei wird es unumgänglich nötig sein, sich mit gewissen psychologischen Begriffen auseinanderzusetzen. Dieser Versuch, die Psychologie zur Erklärung der Aspekte heranzuziehen, wird sich aber nicht, wie das früher geschehen ist, auf die etwas nebelhaften Begriffe „Phantasiedenkakt" und „reiner Denkakt" [1]) stützen, die Hartmann in diesem Zusammenhang vielleicht nicht mit Unrecht als unangebracht empfunden hat, sondern in ihrer Bedeutung absolut klare und genau bestimmte Vorstellungen zu Grunde legen, wie sie die Prinzipienlehre der Psychologie in jüngster Zeit ohne irgend eine Bezugnahme auf das Aspektsystem aus sich heraus geschaffen hat.

Zwei arische Lehnwörter im Ostjakischen.

Zu Bd. LIV S. 205 Anm.

Donner, Societas Orientalis Fennica, Studia Orientalia I 8 meint, daß sich die ostjak. Wörter *tšeban, šeban* usw. „Zauberei, Zauberer" nicht mit soyd. *šaman* „buddhistischer Mönch" vereinigen lassen, aber wie ich jetzt glaube, zu Unrecht. Bei *tš* von *tšeban* usw. handelt es sich um Lautsubstitution. Ein großer Teil der ostjak. Dialekte im Süden und Osten hat nämlich einmal *š* garnicht oder nur in wenigen Wörtern besessen. In ihnen entspricht dem *š* und *s* der nördlichen Dialekte ein *tš*, das wenigstens in der großen Mehrzahl der Fälle auf ursprüngliches *tš* zurückgeht. Vgl. Karjalainen, Mém. soc. finn.-ougr. XXIII 67, 131, 132 und passim; Fuchs, Keleti szemle VII 28ff.; Paasonen, Finn.-ugr. Forsch. XII 300. Ob unter diesen Wörtern auch solche mit urspr. anl. *š* sind, ist durchaus zweifelhaft. Erst in jüngerer Zeit ist in diesen Dialekten anl. *š* durch Einströmen von Lehnwörtern aus dem Tatarischen, aber auch aus dem Russischen, wieder häufiger geworden. So erscheint russ. *šabur* in allen Dialekten, auch in denen, die sonst im Anlaut *tš* haben, als *šōbər, šōpər* „langer Bauernrock" (Karjalainen 93). Etwas anders ist russ. *žal'* „Mitleid" vertreten. Hier weisen zwar die südlichen Dialekte, die *tš* im Anlaut kennen, *š* auf, z. B. *šat'* [2]). Aber unter den bei Karja-

[1]) Der Versuch Lorcks, der in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 6, S. 48ff., 100ff., 177ff. in dieser Richtung fürs Französische unternommen wurde, und von Hartmann KZ. 49, S. 69 u. 70 gewiß zu hart als „psychologische Tifteleien" charakterisiert wird, konnte, da mit den genannten unzureichenden Mitteln unternommen, zu keinen befriedigenden Resultaten führen.

[2]) [K.-N. Vgl. jetzt Paasonens Ostjak. Wtb. herausgeg. von K. Donner 228.]

Digitized by Google

lainen a. a. O. 7, Wichmann, Finn.-ugr. Forsch. XV 52 genannten Dialektformen hat wenigstens der östliche Dialekt am Flusse Tremjugan die Form *tšaľ*. Ward aber vor der Aufnahme dieser jüngeren Lehnwörterschicht ein Wort mit anl. *š* entlehnt, so wurde dies in den Dialekten des Ostens und Südens ganz allgemein durch *tš* ersetzt, sei es daß das Wort direkt aus der Fremdsprache eindrang, sei es daß diese Dialekte es erst durch das Medium solcher ostjak. Dialekte empfingen, in denen im Anlaut ihrem *tš* ein *š* entsprach. So erklärt sich auch anl. *tš* in *tšeban* usw. in den östlichen und südlichen Dialekten gegen *šepan* usw. im Norden. Sehr viel später ist das bei den Irtysch-Ostjaken schon zu Beginn des 18. Jh. aufgezeichnete *šamančik* „Opferpriester" aus dem Russischen übernommen. Da im Dialekt der Irtysch-Ostjaken anl. *tš* in der alten Wortschicht erscheint und nicht *š*, so kann schon aus diesem Grunde *šamančik* direkt nichts mit *tšeban* zu tun haben. Dagegen haben wir eine Parallele zu *tšeban* usw., an dem iran. Lehnwort *tšōjət, šōjit, sājət* „Geld, Rubel" = syrj. *šoit, šait, šaťt* „Rubel", das zweifellos dem awest. *šoito-* (Vulgata *šaēta-*) „Geld, Vermögen" entspricht. Bei diesem Worte verteilen sich *tš, š* und *s* nach den Angaben Karjalainens a. a. O. 91 genau so auf die Dialekte wie bei den entsprechenden heimischen Wörtern und bei *tšeban*, und ebenso wie bei diesem gehen *tš, š* und *s* auf fremdes *š* zurück. Die Verknüpfung dieser Sippe mit avest. *šoito-* scheint mir ohne weiteres einleuchtend[1]). Nun wird freilich aus dem Syrjän. neben *šoit, šait* auch die Form *šaťt* angeführt, und hier liegt ein Wechsel vor, der in einsilbigen Wörtern öfter begegnet. Vgl. Wichmann, Journ. soc. finn.-ougr. XXI 3, 22. Von den Wörtern, die an dieser Stelle genannt werden, haben eine ganze Reihe ohne Zweifel urspr. im Auslaut *-ťt, -ďt*, und erst sekundär ist dafür *-it, -id* eingetreten. So *kvaťt* „6" neben *kvait* zu magy. *hat*, finn. *kuusi* (Stamm *kuute-*), mit einer Palatalisierung des ausl. *ťt* in den perm. Sprachen, die genau so unerklärt ist, wie die Fälle von *ťt* im Anlaut und Inlaut im Wotjak., die oben LIV 199ff. besprochen sind. Diese Muillierung der perm. Sprachen muß vielleicht am besten erst einmal bei der Herleitung der

[1]) Nachträglich sehe ich, daß schon Tomaschek, Zeitschr. f. östr. Gymn. 1875, 738 und Wiener Sitzungsber. phil.-hist. Kl. 117, 42 die Gleichung syrj. *šait, šaťt* aus awest. *šaeta-* „Geld" aufgestellt hat. Munkácsi Keleti szemle IV 379 hat noch wogul. *sajt* „Rubel" hinzugefügt. Ich hoffe aber, daß meine Begründung der Etymologie und die Folgerungen, die ich aus ihr ziehe, nicht überflüssig erscheinen werden.

Digitized by Google

Wörter mit in Kauf genommen werden, bis das ganze Phänomen erklärt ist. Es wäre dann um so leichter, wotj. *uť*, *uťïs* aus dem Iran. abzuleiten, wie es oben LIV 199ff. geschehen ist[1]).

Ferner syrj. *daď*, *doď*, *doid* „Schlitten" zu wotj. *dëďï* ds.; syrj. *n'ať* „Kot" gegen *n'ait* zu wotj. *nöd* ds., *nödnï* „im Morast einsinken", *nödalnï* „mit Kot bespritzen"; syrj. *baď* „Weide" neben *baid* zu wotj. *baď-pú* „Weidenbaum", *baďar* „Ahorn" usw.; syrj. *saď* „Verstand, Nüchternheit" neben *said* zu wotj. *saď*, *saź* „nüchtern". In allen diesen Fällen erweist das Wotj. die Priorität von *-ť*, *-ď* vor *-it*, *-id*. Die Verteilung auf die Dialekte findet man bei Wichmann ebd. Würde nun *-ť*, *-ď* gegen *-it*, *-id* immer das ursprüngliche sein, so wäre ohne Zweifel das aus dem Iran. entlehnte *šait* „Rubel" sekundär in diesen Wechsel hineingezogen und sekundär nach *kvait* : *kvať* und andern die Form *šať* geschaffen.

Aber auch das umgekehrte kommt vor, auch Diphthong plus *t* wird durch Vokal plus muilliertem *t* abgelöst. Ein Beispiel ist syrj. *baidëg*, *baidïg*, *baidïk*, *baďek*, westperm. *baďeg*, ostperm. *baďuk* „Schneehuhn, Rebhuhn" = magy. *fajd*, wog. *pōľtä* usw. „Auerhahn", wo *i*, *j* der magy. und syrj. Formen auf ursprachl. *-δ'-* oder *-l'-* zurückgeführt wird: Grundform also etwa **poľt-*. Vgl. zuletzt Wichmann, Finn-ugr. Forsch. XIV 89 (dazu auch XV 1ff.). Wichmann bespricht ebd. 88ff. syrj. *maiteg*, *maidëg*, *maťeg*, perm. *maťig* „Seife" = wotj. *maital*, verbindet sie mit lapp. *multte* usw. Seife und setzt eine Grundform **maľtt* an. Auch hier wäre *l'* oder *δ'* wieder durch perm. *i* vertreten. In beiden

[1]) Wichmann, Finn.-ugr. Forsch. XV 7 und 12f. nennt beispielsweise aus den perm. Sprachen eine Anzahl von Wörtern, in denen entweder *ť* für *l* oder *l* für *ť* ohne für uns erkennbaren Grund auftritt. Dabei scheint das Wotj. sekundär muilliertes *l(ť)* gegen das Syrjän. zu bevorzugen. Aber das Auftreten muillierter Laute in den perm. Sprachen, wo sie nicht ererbt oder durch Assimilation gerechtfertigt sind, muß im ganzen untersucht werden. Was übrigens wotj. *uťïś*, *uťïnï* aus iran. *ūtī-* usw. anlangt, so wäre es einerseits denkbar, daß die Muillierung des *t(ť)* durch das im Iran. nachfolgende *i* veranlaßt wäre, wie Wichmann a. a. O. 13 einem folgenden *i* muillierende Kraft im Wotj. zuschreibt. Denn man könnte die ganze wotj. Sippe auf ein iran. Nomen *ūtī-* „Hilfe, helfende Gottheit" zurückführen. Andrerseits wäre *ť* in den abgeleiteten Verbalia *uťśkïnï* „schauen" aus **uťiś-kï-nï* und *uťťśanï* „suchen" aus *uťïś-ial-nï*, die oben LIV 198 Anm. 2 und 200 Anm. 1 genannt sind, durchaus begreiflich, wenn es erst sekundär vor dem folgenden palatalen *ś* für *t* eingetreten wäre. Gerade das Wortjakische hat diese Art von Assimilation nicht selten. Aber anzunehmen, daß von diesen abgeleiteten Verben *t* auf das Simplex *uťïnï* usw. übertragen wäre, wäre sehr bedenklich. Man kann diesen einzelnen Fall von Muillierung eben doch nicht isoliert betrachten.

Digitized by Google

Fällen ist für uns wichtig, daß durch die Etymologie *-it-, id-* als das ältere, *-ť-, -ď-* als das sekundäre erwiesen wird. Ein drittes Beispiel ist das Wort für „Dach, Decke, Deckel", für das Wiedemann in seinem syrj. Wtb. die Formen *velt, vevt, veit, veť* verzeichnet. Vgl. auch Wichmann, Mém. soc. finn.-ougr. XXXVI 71 und Syrjän. Volkslieder in Texten von der Vyčegda 154 Nr. 86 *ëť i ťëskën vevtjïśë* „wird mit einem Brett überdeckt"; 158 Nr. 126, 127 *vevtïs* „sein Deckel"; dagegen perm. *völt* „Dach" bei Genetz, Journ. soc. finn.-ougr. XV 32. Die Form *vevt* aus *velt* erklärt sich dadurch, daß vielfach in syrj. Dialekten *l* in *v* übergegangen ist, für *veit* aus *velt* ist wichtig, daß im Dialekt an der Ižma *-el* zu *-ei* gewandelt wurde. Vgl. hierzu wiederum Wichmann, Journ. XXI 3, 21f. Im Syrjän. gibt es zwar auch sonst einen Austausch zwischen *l* und *i, j*, ohne daß wir in allen Fällen eine Erklärung zu geben vermögen. Vgl. die unten angegebene Literatur. Aber in unserm Zusammenhang ist allein bedeutsam, daß *veť* nur aus der Form *veit* entstanden sein kann. Hier liegt also auch im Auslaut eines einsilbigen Wortes ein Fall des Wandels von *-it* zu *-ť* vor. Demnach kann auch *šať* „Rubel" direkt auf *šait* zurückgeführt werden, mit demselben Übergang von ausl. *-it* zu *-ť* [1]).

Nun kommt aber für *šait* : *šať* „Geld" hinzu, daß ein Reimwort mit gleichem Wechsel besteht: syrj. *šait* und *šať* „Rute, Gerte, Zweig", daneben auch *šatś, šadź*. Bei diesem liegen freilich die Verhältnisse besonders verwickelt. Das Wort gehört offenbar mit wotj. *šaťśa* usw. „Rute, Zweig" zusammen. Dieses will Wichmann, Mém. soc. finn.-ougr. XXI 104 aus tschuwaschisch *šaľďźa, šalďźa* usw. „lange Stange" ableiten. (Die Tschuwaschen sind ein turkotatarisches Volk christlichen Glaubens an der unteren und mittleren Wolga.) Das tschuw. Wort aber möchte Paasonen, Beitr. zur finn.-ugr.-samojed. Lautgeschichte 217ff. auf eine erschlossene tscherem. Grundform **šaldža* oder **šalďźa* zurückführen, die ein urfinn.-ugr. **śalč* oder **śalč* voraussetze. Räsänen, Mém. soc. finn.-ougr. XXXVIII 263 stimmt ihm zu. Man kann trotzdem nicht sagen, daß alle Schwierigkeiten, die diese Sippe bietet, bereits gelöst wären. Paasonen setzt, wie gesagt, für tschuw. *šaľďźa* eine nicht belegte tscherem. Grundform an, sodaß, wenn nun Wichmann wotj. *šatśa* wieder mit Recht an tschuw. *šaľďźa* anknüpft, ein tscherem. Wort über die Tschuwaschen zu

[1]) Eine eigentümliche Muillierung liegt in russ. Lehnwörtern des Syrjänischen vor, wo für russ. *ja* nach *m* ein *ai* eingetreten ist: so in *maikyd* „weich" = russ. *mjaxkij*, in *maitny* „trüben" usw. = russ. *mjat'*. Kalima, Mém. soc. finn.-ougr. XXIX 79f.

Digitized by Google

den Permiern gekommen wäre. Das würde natürlich dann auch für syrj. *šait, šať* = wotj. *šatśa* „Rute" gelten. Aber es ist durchaus fraglich, ob das Tschuwaschische Lehnwörter, die es aus dem Tscheremissischen aufgenommen hat, noch an das Syrjänische weitergeben konnte. Die Beziehungen der Syrjänen zu den Tschuwaschen sind etwa seit dem 11. Jh. n. Chr. zu Ende. Dieses Ergebnis verdanken wir den Forschungen Wichmanns. Ob aber in dieser Zeit Tschuwaschen und Tscheremissen schon in sprachlichem Austausch standen, ist ungewiß. Die Tscheremissen haben von den Tschuwaschen grade wie die permischen Völker eine große Anzahl von Wörtern entlehnt, worüber Räsänen, Mém. soc. finn.-ougr. XXXXVIII eine ausgezeichnete Abhandlung verfaßt hat. Er nimmt an, daß diese Entlehnungen etwa mit dem zweiten Jahrtausend n. Chr. beginnen, also in einer Periode, in der der sprachliche Austausch zwischen Tschuwaschen und Syrjänen aufgehört hatte, weil die letzteren in ihre jetzigen nördlichen Wohnsitze von der mittleren Wolga aus ausgewandert waren. Wichmann, Finn.-ugr. Anz. XVI 36ff. möchte dagegen annehmen, daß tschuw. Wörter schon ein bis zwei Jahrhunderte früher zu den Tscheremissen kamen. Selbst wenn er recht haben sollte, so bleibt doch bestehen, was ich Arier und Ugrofinnen 246f. bemerkt habe: die Tschuwaschen haben die nicht sehr große Anzahl von Wörtern, die sie umgekehrt aus dem Tscheremissischen übernommen haben, erst zu einer Zeit entlehnt, als sie mit den Syrjänen nicht mehr in Fühlung waren. Das würde also gegen die Annahme sprechen, daß tschuw. *šaľďźa* aus dem Tscheremissischen übernommen ist. Nicht davon berührt aber wird die Annahme, daß die in Frage stehenden perm. Wörter aus dem Tschuwaschischen stammen.

Nun sind andrerseits die Syrjänen kaum vor dem 7. Jh. n. Chr. von den Tschuwaschen beeinflußt worden: Wichmann, Mém. XXI 142ff. Stammen wotj. *šaťśa* und syrj. *šait, šať* aus tschuw. *šaľďźa*, so kann der Wechsel von syrj. *šait* und *šať* in diesem Worte auch nicht älter sein. Die Entstehung dieser Doppelformen aber denke ich mir in dieser Weise: syrj. *šait* „Rute, Zweig" kann direkt auf tschuw. *šaľďźa* zurückgehen, mit Übergang von *ľť* in *it*, in derselben Weise wie im Syrjän. urspr. **maľtt-(eg)* „Seife" zu *mait-(eg)* geworden ist, wie syrj. *joľk* und *joik* „alle" nebeneinander stehen, wie syrj. *maľazï* „Biene" = wotj. *maisï* „Hummel" ist usw.: Wichmann, Finn.-ugr. Forsch. XIV 90 (XV1 ff.). In *šait* aus **šaľť* wäre dann ausl. *ť* durch Dissimilation hinter *i* entpalatisiert worden. Dagegen dürfte man die Formen *šať* und

Digitized by Google

šadź, ebenso wotj. *šaťśa* auf ein tschuw. **šaťśa* zurückführen, wie Wichmann, Mém. XXI 104 vermutet. Wir hätten dann in diesem Worte einen Fall, in dem *šait* und *šať* sich unabhängig voneinander aus der tschuw. Grundform entwickelt hätten. Ob dies nun richtig ist oder nicht, auf jeden Fall versteht man leicht, daß sich irgendwann einmal zu *šait* „Geld" die Nebenform *šať* einstellte, wo die Doppelformen *šať* und *šait* „Zweig" existierten. Dabei ist sehr zu beachten, daß nach Angabe von Wichmann, Journ. XXI 3, 22 das Syrjän. an der Pečora die Formen *šait* und *šať* für „Rute, Gerte" in demselben Dialekt nebeneinander hat. Es scheint übrigens, als ob *šať* „Zweig" weiter verbreitet ist als *šať* „Rubel". Denn Wichmann, Syrj. Volksdichtung belegt von der Vyčegda, wo für „Rubel" *šait* gebraucht wird (ds. 84f., 217, 244) *šať* „Zweig" in der Reimbildung *šuťjën -šaťjën* „mit Zweigen" (ds. 165).

Karjalainen a. a. O. 90f. hat mit Recht ostjak. *šojiť, sājət* „Rute, Stange" für Lehnwörter aus dem Syrjän. erklärt[1]). Da er es nur aus nördlichen Dialekten belegt, so können wir nicht wissen, ob der Anlaut im Süden und Osten *tš* oder *š* war. Direkte Berührungen zwischen Ostjaken und Tschuwaschen haben nicht bestanden. Das Wort kann also nur auf einem Umwege zu den Ostjaken gekommen sein, und zwar muß dies nach dem 7. nachchr. Jh. erfolgt sein, da es nicht früher von den Syrjänen entlehnt werden konnte. Dagegen liegt kein Anlaß vor, in ostjak. *tšōjət* „Geld" eine Entlehnung aus dem Syrjän. zu sehen, wie Karjalainen a. a. O. nach dem Vorgange Ahlquists, Journ. soc. finn.-ougr. VIII 15 annahm. Wenn *šať* „Zweig" im Syrjän. die Grundform für *šait* wäre, *šait* also auf einer speziell syrj. Lautentwicklung beruhen würde und damit ostj. *šōjət* „Rute" aus syrj. *šait* eben diesen syrj. Lautwandel voraussetzen würde, so fällt für *tšōjət* „Geld" dies deshalb fort, weil im Syrjän. die Form *šoit, šait* mit Diphthong die ursprüngliche ist. Ebensowenig besteht etwa ein Zwang zu der Meinung von Karjalainen ebd., daß ostjak. *rom, ram* „still, sanft, ruhig" aus syrj. *ram* ds. entlehnt sei. Vielmehr gehören diese Wörter zu avest. *rāman* „Ruhe, Frieden", npers. *rām* „Ruhe; fröhlich, heiter" usw. Sowohl dieses ostj. *rom* = syrj. *ram* wie ostj. *tšōjət* = syrj. *šait* „Geld, Rubel" können

[1]) Es ist beachtenswert und für die Herkunft der syrj. Wörter im Ostjak. lehrreich, daß im Ostjak. die aus dem Syrjän. aufgenommenen Wörter überall, soviel ich sehe, *-it-, -id-*, nicht *-ť-, -ď-* haben. So noch ostj. *moitek* usw. „Seife" (Karjalainen 94) = syrj. *maiteg, maťeg*; ostj. *poidek, paidek* usw. „Schneehuhn" = syrj. *baidëg, baďik*. In diesen beiden Fällen ist freilich die von den Ostjaken entlehnte Form sicher die ursprüngliche.

Digitized by Google

Ostjaken und Syrjänen gleichmäßig aus dem Iran. entlehnt haben. Es verdient jedenfalls Beachtung, daß im Gegensatz zu *tšōjət* „Geld" das sicher aus dem Syrjän. entlehnte ostj. *šerdən* „Getreideschwinge" = syrj. *šerdyn* nach den Angaben von Karjalainen a. a. O. 157 in allen südlichen Dialekten *š* hat, also in Dialekten, die in einer älteren Wortschicht *tš* gegenüber *š* des Nordostjak. aufweisen. So an der Demjanka *tšōjət* „Rubel, Geld", aber *šerdən*. Zweifelhaft ist, ob ostj. *šamïrt, šomïrt* „zusammenpressen", das ebenfalls auf dem ganzen ostj. Sprachgebiet mit *š* anlautet (Karjalainen 66f.), aus syrj. *šamyrt* „zusammenpressen" usw. entlehnt ist. Freilich könnte es sich in diesen Fällen um eine jüngere Schicht syrj. Lehnwörter als bei *tšōjət* „Rubel, Geld" im Ostjakischen handeln. Übrigens würde an unsrer Etymologie und ihrer Geschichte nichts geändert, wenn wirklich ostj. *tšōjət* erst aus syrj. *šait, šoit* übernommen wäre.

Allerdings müssen syrj. *šait* und ostj. *tšōjət* „Geld, Rubel" sehr viel früher als ostj. *tšeban* in die ostfinn. Sprachen eingedrungen sein. Denn sie setzen für das Iran. noch die Existenz des Diphthonges *oi (ai)* voraus, wenn die iran. Grundform *šoito-* lautete. Dasselbe würde auch gelten, wenn wir für eine ältere iran. Zeit eine dreisilbige Form *šōyoto-* oder *šoyoto-* anzusetzen hätten, die sich zu dem zweisilbigen, metrisch gesicherten jungavest. *šoito-* verhalten würde wie Gatha-avest. *δōyonō* „Person" (Andreas-Wackernagel NGG. 1911, 30) zu jungavest. *δoinō* (Vulgata *daēnā*). Hier beruht die zweisilbige Form *δoinō* auf einer falschen Archaisierung des in der Zeit des jüngeren Avesta in der lebendigen Sprache gesprochenen *dēn*, das aus dreisilbigem *dōyonō* hervorgegangen ist. Da man wußte, daß *ē* in sehr vielen Fällen auf einen *i*-Diphthong zurückgeht, setzte man ihn auch in diesem Worte ein. Ebenso wäre zweisilbiges *šoito-* für jüngeres **šēt* falsch erschlossen, wenn *šōjoto-* oder *šoyoto-* als Grundform anzusetzen wäre. Leider ist die Etymologie von avest. *šoito-* unsicher, und die ostj. zweisilbigen Formen *tšōjət* usw. zwingen durchaus nicht zum Ansatz von dreisilbigen iran. Formen *šōyoto-* oder *šoyoto-*. Nun sind aber in den iran. Volkssprachen, die als Quellen für die ostfinn. Entlehnungen allein in Frage kommen, *-oi-, -ōyo-* und *-oyo-* bereits um 700 v. Chr. zu *ē* geworden. Vgl. oben LIV 255. Also müssen syrj. *šoit* und ostj. *tšōjət* noch früher übernommen sein. Wir sind bei diesem Lehnwort, das doch wohl durch den Handel mit den Skythen zu den Ostfinnen gelangt ist, in der seltenen Lage, den terminus ante quem der Entlehnung bei einem Worte festzustellen, das kaum zu der uriranischen Schicht der

Digitized by Google

Lehnwörter in den finn.-ugrischen Sprachen gehört. Es muß schon aus dem Skythischen in die ostfinnischen Sprachen in einer Zeit übergegangen sein, als die griechische Kolonisation an der Küste des Skythenlandes zum mindesten noch in den Anfängen steckte. Dasselbe würde für wotj. *majeg* „Pfahl, Stange, Spieß", syrj. *majeg* ds. gelten, wenn diese mit osset. *mēχ, mīχ* „Pfahl", npers. *mēχ* „Pflock, Nagel" zu verknüpfen sind. Für diese hat man eine altiran. Form **maiχa* angesetzt, vgl. Hübschmann, Pers. Studien 99 Nr. 1005. Aber auf die perm. Wörter erheben auch tschuw. *majak* „Stange", tatar. *majak* „ds." Anspruch: Wichmann, Mém. soc. finn.-ougr. XXI 86f. mit Literatur. Wichmann denkt an die Möglichkeit, daß die perm. Wörter über das Tschuwaschische aufs Iran. zurückgeführt werden könnten. Allein wie man auch über osset. *mēχ*, npers. *mēχ* urteilen mag, daß es irgendwie zu der Sippe von ai. *minóti* „befestigt, gründet" gehört, kann man nicht bezweifeln. Dann aber steht für die erste Silbe von iran. *mēχ* alter Diphthong sicher. Eine altiran. Form **maiχa-* jedoch weist auf eine Zeit zurück, in der wir von sprachlichen Beziehungen zwischen Iraniern und Türkvölkern noch nichts wissen. Ob etwa umgekehrt Tschuwaschen und Tataren das Wort von den Permiern, wobei für die Tataren wohl die Wotjaken allein in Betracht kämen, übernommen haben, entzieht sich meiner Beurteilung. Es scheint aber, als ob von den Türkvölkern eben nur die das Wort kennen, die mit den Ostfinnen in Beziehung standen und stehen. Schließlich spielt in diese Sippe russ. *mják* „Kennzeichen, Merkmal (Stange mit Strohwisch usw.), Warte, Leuchtturm" hinein und kompliziert die Frage nach der Herkunft vor allem der tschuw. und tatar. Wörter.

Dagegen können wir leider nichts darüber aussagen, ob die entlehnte Form auf iran. Seite *šoito-* oder *šoit-* (bezw. *šoyot-* usw.) gelautet hat, ob sie vor oder nach der Wirkung der mitteliranischen Auslautsgesetze entlehnt ist. Wenn aber Paasonen fürs Ostjak. mit Recht annimmt, daß urfinn.-ugr. *š überall* zu *t, l, j* geworden sei, nirgends *š* geblieben wäre, so müßte dieser Wandel von *š* in *t, l, j* dem 8. vorchr. Jh. vorausliegen. Denn sonst wäre auch *š* von *šoito-* in diesen Wandel mit hineinbezogen.

Was nun *tšeban* usw. anlangt, so wird der palatale Vokal der ersten Silbe auf Rechnung der Sprache zu setzen sein, die den Ostjaken das Wort übermittelte. Man beachte, daß Horn, Grundriß der iran. Phil. I 2, 7 *šaman* aus dem Schahname belegt, und daß er Aussprache des npers. *a* als *ä* schon um das Jahr 1000 n. Chr. feststellen will: ds. 19. Daß aber in ostj. *tšepan, tšeban p, b* für

Digitized by Google

m eingetreten sind, macht keine Schwierigkeit. Eine Dissimilation von *m*:*n* zu *p*:*n* oder *b*:*n* kommt häufig genug vor. Wir dürfen also in ostjak. *tšeban*, das schließlich auf ai. *śramana* zurückgeht[1]), getrost eine Parallele für die Wanderung des buddhistischen *dharma* bis zu den Wogulen und Ostjaken erblicken.

Marburg i. H. Hermann Jacobsohn.

Zu den lautlichen Typen got. *fugls, akrs.*

W. Schulze hat oben (LV 113ff.) den in unseren gotischen Handbüchern betätigten, aus der falschen Interpretation eines phonetischen „Gesetzes" hergeleiteten Ansatz einer Reihe von silbenbildenden Liquiden und Nasalen im Gotischen in Fällen wie *fugls, akrs, maiþms, taikns* bekämpft. Die Tatsache, daß das Altnordische auch in derartigen Lautkombinationen nur unsilbische Liquiden und Nasale aufweist, lasse für das nah verwandte Gotische auf ähnliche Verhältnisse schließen. Eine direkte Stütze dafür sei vielleicht die einmal überlieferte Form *þwalh* für **þwahl*. Diese Beweisführung scheint mir nur für einen Teil der von Schulze besprochenen und übersichtlich zusammengestellten lautlichen Typen zwingend. *þwalh* ist gewiß richtig bewertet; es beweist doch aber zunächst nur, daß ein *l* in derartigen Stellungen unsilbisch war, während dieselbe Folgerung für *r, m, n* noch nicht ohne weiteres zu ziehen ist. Gerade das Nordische kann uns belehren, daß diese vier Sonorlaute nicht mit gleichem Maß gemessen werden dürfen. Die altnordische Metrik scheint allerdings für gleiche Behandlung aller vier Laute zu sprechen, ebenso die Rhythmik in den zweigliedrigen Wortverbindungen (o. L 114f.). Auch die alte Orthographie zeigt Einförmigkeit: *akr, fugl, faðm* (Akk.), *teikn*. Das Dänische und das Neuisländische weisen aber eine verschiedene Behandlung einerseits von *l, m, n*, andererseits von *r* in derartigen Stellungen auf. Es heißt zwar im Dänischen *fugl* (mit stimmlosem *-l*), *vogn* (stimml. *-n*), *favn* (aus an. *faðm*), aber auf der anderen Seite *ager* (aus an. *akr*), *vinter* (an. *vetr*). Ganz analog spricht man im Neuisl. einerseits einsilbig und mit stimmlosem Auslaut *fugl, vagn, faðm* (Akk.)[2]), andererseits *akur, vetur* mit einem Spaltvokal; dazu gesellt sich hier noch die Unmasse der Nominative auf *-ur*. Im Altisl. wird dieser Spaltvokal geschrieben gelegentlich schon vor 1300 (Noreen, Altnord. Gramm. I[4] § 161), im Altnorw. seit 1250, im Ostnord. sogar vereinzelt schon vorliterarisch (Noreen, Gesch. d. nord. Sprachen[3] § 165). Die Qualität des Spaltvokals ist je nach den Landschaften verschieden, im Isl. ein sehr geschlossenes *ö*, geschrieben *u*. Das Beachtenswerte ist, daß die Entwicklung eines Spaltvokales vor *-r* gemeinnordisch ist; der Keim dazu dürfte demnach recht alt sein. Es fragt sich daher, ob wir in der gesprochenen Sprache überhaupt je mit einem völlig unsilbischen *-r* rechnen dürfen. Freilich hätten wir es dann zunächst mit einem reinen silbischen *r* ohne einen besonderen Spaltvokal zu tun, wie der Übergang von *-nn-* zu *-ð-* vor einem solchen *-r* deutlich beweist: *maðr* aus *mannr, muðr* aus *munnr, fiðr* aus *finnr* usw., gerade wie *aðrir*, N. Pl. zu *annarr*.

Bemerkenswert sind ferner Formen des Typus *steinn, ǫrn, heill, fugl*: Als in den entsprechenden urnord. Formen *stainaR, *arnuR, *hailaR, *fuglaR* der alte Endsilbenvokal (etwa im 7. Jhd.) synkopiert wurde, verband sich das auslautende *-R* offenbar sofort mit dem unmittelbar vorangehenden Sonorlaut, noch ehe sich ein eigentlicher Spaltvokal entwickeln konnte. In der Masse der Fälle vom Typus *dagr, akr* wiederum war die Silbendauer des auslautenden *-r* zunächst anscheinend so gering, daß sie in der Metrik und Rhythmik keine Rolle spielte. Wie aber will man die allmähliche Entwicklung eines Spaltvokals

---

[1]) Vgl. auch Bang, Ungar. Ib. V 55 Anm.

[2]) Das Norweg. entwickelt dagegen — gerade wie das Schwed. — auch hier einen Spaltvokal (vgl. z. B. Skulerud, Tinnsmaalet 381).

Digitized by Google

sowohl im Ost- wie im Westnordischen erklären, wenn das *-r* der genannten Typen von jeher — d. h. seit der Zeit der Synkope — stimmlos und unsilbisch gewesen wäre?

Noch unwahrscheinlicher will es mich bedünken, daß wir es in altnord. Formen wie *baðmr, faðmr,* in den Partizipialtypen *nefndr, stefndr, neglðr* usw. mit völlig unsilbischem *-r* zu tun hätten. Die Metrik zählt freilich offenbar auch in solchen Verbindungen das *-r* nicht. Aus den Eddaliedern ist mir von derartigen Fällen nur *baðmr* „Baum" bekannt, das an beiden Stellen seines Vorkommens (Vǫluspá 19, Grímn. 40) vor anlautendem Vokal steht. Das früheste skaldische Beispiel, das ich zur Hand habe, findet sich in der 3. Strophe der zwar dem Hallfred zugeschriebenen, aber erst dem 12. Jhd angehörenden O'láfsdrápa (Skjaldedigtn. BI 568): *nefndr vas ungr sás efndi.* Daß aber hier vom Standpunkt der Phonetik aus das *-r* silbisch war, ist höchst wahrscheinlich. Man beachte, daß noch die Skalden des 14. Jahrhunderts den in der gesprochenen Sprache längst vorhandenen, in den Handschriften häufig bezeugten (s. o.) Spaltvokal in ihrer Metrik völlig unberücksichtigt lassen!

Fürs Gotische werden wir also feststellen können: Ein silbisches *-l* hat es hier bestimmt nicht gegeben. Ebenso ist höchstwahrscheinlich ein silbisches *-n* und *-m* zu leugnen. Ob dagegen in den entsprechenden Lautverbindungen ein silbisches *-r* anzusetzen ist, läßt sich vorderhand nicht ausmachen; das Nordische hat hier jedenfalls auf der gesamten Front — außer in den Typen isl. *steinn, fugl* usw. einen Spaltvokal vor dem *-r* entwickelt.

Göttingen. Wolfg. Krause.

Kyren. ἐμίαν.

Die merkwürdige Urkunde aus Kyrene, die soeben v. Wilamowitz durch seine Bearbeitung in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1927, 155ff. dem Verständnis erschlossen hat, bietet neben bekannten Formen des Verbums *μιαίνειν* (*μιανεῖ, μιαίνεται, μιαίνονται*) den offenbar aoristischen Konjunktiv *μιᾶι* und als zu *μιᾶι* gehöriges Futurum das nach der Weise dorischer Formen wie *ἀναγραφησεῖ* (Bechtel, Diall. II 195) gestaltete *μιασεῖ,* beide in der Bedeutung „sich beflecken". Das ergibt einen dorischen Aorist *ἐμίαν,* der durch lakon. *ἀπεσσούα, ἐξερρύα* aus Epidaurus und *ἐγρυᾶι* aus Kalymna (a. a. O. 352. 493) ausreichend gedeckt sein wird, und als neues Paradigma die Reihe *μιαίνομαι ἐμίαν μιασέω.* W. S.

Berichtigung.

Oben LV 21 ist mir insoforn ein Irrtum zugestoßen, als ich in *sekmi seku* aus Šyrvids Dictionarium *sekmi* für die 1. Sg. eines *mi*-Verbums gehalten habe, obwohl bei W. Schulze a. a. O. über die richtige Auffassung kein Zweifel sein kann. Jetzt, wo ich Gelegenheit habe, das in Halle nicht vorhandene Wörterbuch selbst nachzuschlagen, sehe ich, daß *sekmi* für *sẽkmę* steht.

Außerdem möchte ich zu S. 17 bemerken, daß ich dort Wackernagel versehentlich die Ansicht unterschoben habe, Ennius habe *lupus femina* gebraucht, um die Verwechslung mit dem zweideutigen *lupa* zu vermeiden. F. Specht.

Digitized by Google

Sachregister.

Ablautsentgleisung: im Lit. 9f.
Analogiebildung: 2f.
Anastrophe: 188ff.
Bedeutungswandel: 260f.
Dissimilation: Vermeidung naher Gleichklänge im Got. 131f. — In got. *wileima* 116.
Fernassimilation: 9 mit Anm. 2; 24f.
Inkongruenz: Vokativ + Nominativ 214ff.
Interjektionen: 253.
Kasusendungen: Vok. der *i*-Stämme im Griech. 229. — Vok. der *ā*-Stämme im Awest. 200f.
Kasussyntax: Vok. 246 A. 1; 253 A. 2. — Dat. nach finalem Infin. oder Abstraktum im Germ. und Balt.-Slaw. 132.
Konsonanten: Wechsel von Palatal und Velar im Lit. 21 A. 1. — Die altind. Ten. asp. 98f. — Stimmlose Nasale und Liquiden im Got. und Nord. 113f.; 312f.
Konsonantendoppelung: in abgeleiteten Verben 6f.
Konsonantengruppen: Doppelmedia > Doppeltenuis im Lat. 12f. — Reiner Velar + *v* 11. — Schwund von *v* hinter anlaut. Konson. im Lit. 9f.
Lehnwörter: Vorderasiat. und iran. im Altind. 75ff. — Semit. im Griech. 27ff. — Partikeln als Lehnw. 2; 4.
Metathesis: von *-hl* im Got. 115
Modi: Opt. Aor. 175ff.
Partikel: *-ai* im apr. und lit. Verbalsystem 175ff.
Reimwortbildung: 5.
Relativsätze: im Got. 124ff.
Satzdefinition: 269
Suffix: *īya* und *ya* 110f.
Tempusbildung: Wurzelaoriste im Balt. 171f. — Synkop. Präterita im Lit. 169f.
Tmesis: im Griech. und Lit. 189.
Verbalendungen: 1. Plur. auf *-sium* im Lit. 177.
Vokalqualität: griech. *o* für *u* in Fremdwörtern 86.

Wortregister.

Alt- und Mittelindisch.
atharvan 80f.
anya 111
asura 75 A. 3
āna 135
Indra 78f.
indriya 78
ujjhiti 279
mi. *ekacca* 110
ekatīya 109f.
Kubera 82ff.
Kuvera 87 A. 1
girati 11
jānāti 168
dityavah 110
panthāḥ 104ff.
pāntha 106 A. 1
pārśvatīya 109
manā 80
mah 107
pā. *māgavika* 111
mukhatīya 109
mṛgavya 110f.
Varuṇa 75ff.

Altindische Namen im Hethitischen.
Aitagama 93
Artatama 99
Bagarriti 95
Illuij-ankaš 80
Inaraš 79
Máζaxa 91
Sutatarra 93 A. 2
Uruvanassil 75 A. 1
Vartanna 91
Vašugganni 93f.

Arische Namen im Babylonischen.
Bagbartu 95f.
Kundaspi 99 A. 2
Kutaspi 99 A. 2
Uišdiš 100

Altiranisch.
aθaurvan 80f.
Andra 79
ātar 80f.
daēna 310
paθi 109
pantå 104; 106f.
farnah 33
nairya 157
maz 107f.
šaēta 305; 310

Ossetisch.
mēχ 311

Iranische Namen.
Croucasis 100
Dahae 102
Ἐναρεες 33f.
Μασσαγέται 33
Ὄαρος 101
Sindes 102

Digitized by Google

Armenisch.
Masis 96f.

Griechisch.
Ἅιδος 192
ἄμπυξ 29
ἀπόδος 187f.
Ἀριστόκλιτος 25
βάν 33
βάραθρον 11
βωμός 32
γλαρίς 24
γογγύλος 20
Γραικοί 37
γυλλός 27
Ἑλλά 37 A. 1
ἐνθάδε 194
ἔνισπε 190
ἔραζε 192
ἦτοι 185ff.
θεός 51
ἰλύς 80
ἴνδουρος 90 A. 1
Ἰσμηνός 149
Κάβειρος 82ff.
Καδμῖλος 84f.
καπνός 11
καταῖτυξ 29f.
καναλός 86
Καύκασος 100f.
κίνδυνος 90f.
κίσσα 11
κλοτοπεύω 25f.
Κοάλεμος 86
κόαλος 86
κόβαλος 85f.
κόβειρος 85
κοῖται 11
κόλσασθαι 20
Κυβέλη 86
κύβος 89
μάκκουρα 31
μετεξέτερος 111f.
μιαίνομαι 313
Μίτος 85 A. 1
νεώς 31f.
νόσσα 28f.
ὀρθιάδε 192
ὄρυξ 24 A. 1
Πανέλληνες 36
πενόν 20
πέπον 18f.
πέρνημι 168
πεφιλημένη 103
πίννα 28
πόλις 229
σικχαίνω 5
στόμαργος 24
στροῦθος 10 A. 1
ὑσσός 30f.
ὕσσαξ 5
χαμᾶζε 193

Illyrisch.
Vistula 5 A.

Lateinisch.
camillus 84f.
cĕdo 182
complecti 135
dominus 18
edepol 45f.
spätl. *embotum* 143
femina 13ff.
gluttire 6f.
ingluvies 8
mas 17
mat(t)us 12
mitto 13
opilio 198
palam 197f.
Palatium 198
Pales 198
Parilia 198
spätl. *petum* 141 A. 1
pipa 139
ret(t)ere 12
rostrum 112
serere 23
supplicare 19
torrere 13
vesper 4f.
vorare 11

Umbrisch.
persnihimu 168
tursitu 13

Rumänisch.
genune 23
tutun 141

Gallisch.
Saluxsia 5
Wocara 5

Gotisch.
bidjan 19
fani 20
farjan 134 A. 3
hups 89 A. 1
kiusan 137
og 133f.
þatei 124ff.
þaþro 136f.
þwalh 115; 312
unagands 134
uzon 135
wileima 116

Altnordisch.
knébeðr 19
nema 133

Westgermanisch (Deutsch unbezeichnet).
drôska 10 A. 1
kobólz 87 A. 2
lâgôn 23
leffil 149
luoga 23
Pattegey 26
rauchen 146
rûezel 112
e. *smoke* 146
tsutzeln 141
warnên 168

Altpreußisch.
-ai 175ff.
audā(sei)sin 179
be 175
billā, billē 162; 175
bousai 175ff.; 183
dai 175
dāsai 175f.
engaunei 166
enwackēimai 167
ersinnati 167
etwierpei 166
galbse 175f.
giwe 165
gīwu 165
islāika 165
laipinna 162
perlānkei 166
perpīdai 175
pīdai 162
pogaunai 166; 183
postai 175
postāsei 178
powaidinne 163
teiks 164
turei 183
waidimai 163

Litauisch und Lettisch.
-ai 179ff.
apsirti 22f.
busai 180
duo 182
gąstus 21
glaudyti 9
gungulys 21
le. *guosts* 21
gurklys 11
gveršti 11
imai 180 A. 1
išgaužuoti 9 A. 2
išgvagždėti 9
ižlugti 8
kalavijos 21 A. 1
kentai 181
kiaugždas 21 A. 1
kiaugždėti 9f.
kiogžti 10
kliedėti 32
kudokiu 137
kunigas 70
lijusi 156
-lūkỹte 164
maĩ 181
mane 95 A. 3
mentė 159
ničniekas 2f.
ničniekur 3
nigdi 4
pepinti 19

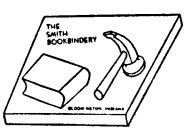
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

P501
.Z4
v.55



Digitized by Google

ALF Collections Vault
3 0000 103 741 918

Digitized by Google